



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Dem Jura

zum

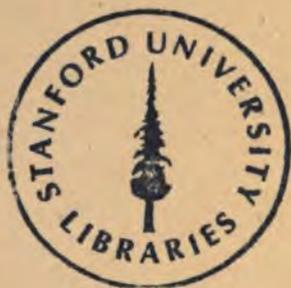
Schwarzwald

Geschichte, Sage,  
Land und Leute.

Herausgegeben

von

F. A. Stocker.







# Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben

unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde

von

**f. A. Stoker,**

Redaktor der „Basler Nachrichten“.

Erster Band.

Aarau,

Druck und Verlag von H. R. Fauerländer.

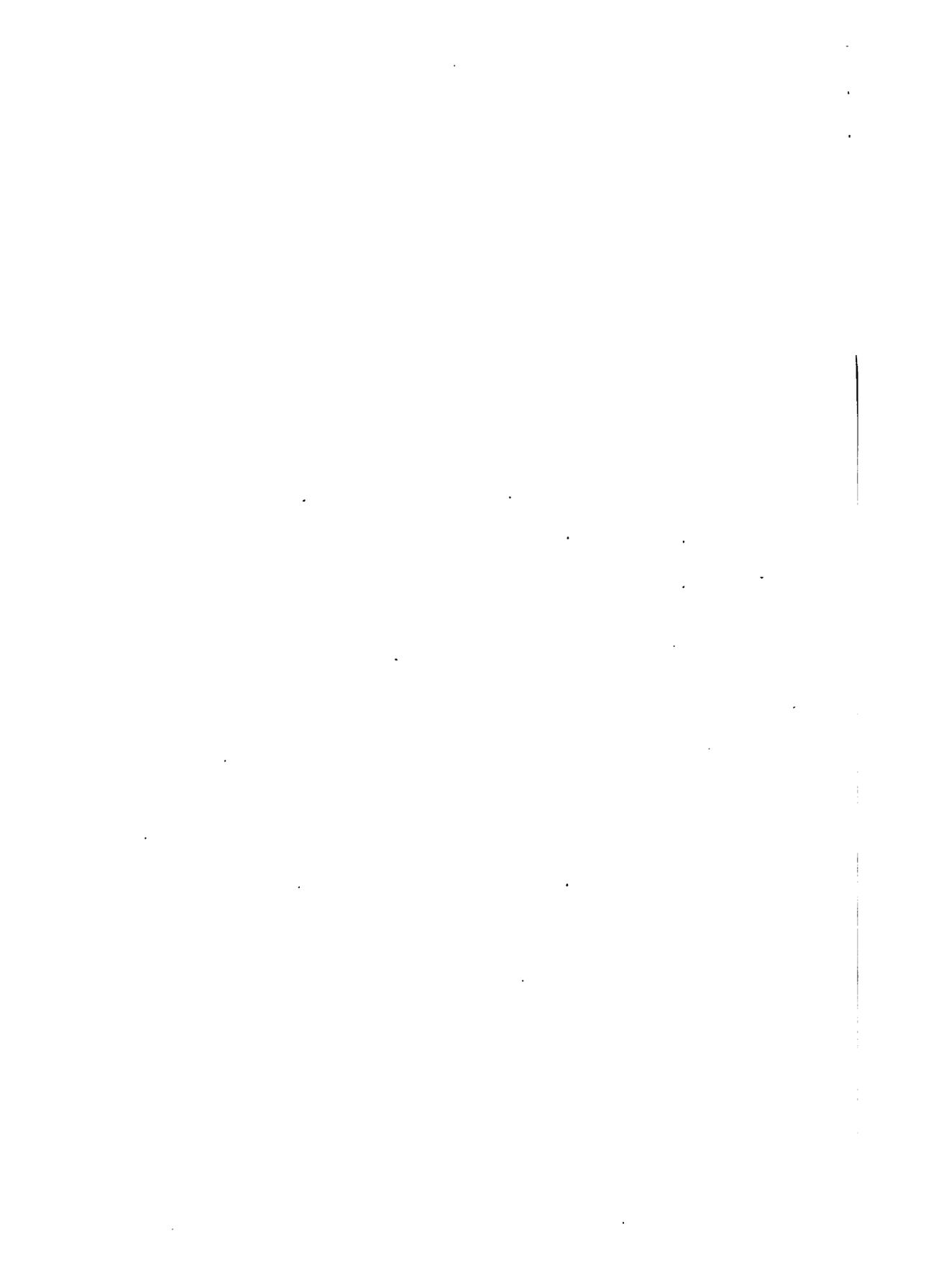
1884.

DQ 36  
S75  
v.1

# Inhalt.

	Seite
Vorwort . . . . .	I—IV
Groß-Hüningen vor 200 Jahren. Von F. A. Stöcker . . . . .	1
Die Volksaufstände im bernischen Jura gegen den Bischof von Basel. Von F. A. Stöcker . . . . .	23
Das geologische Friedthal. Von Dr. C. Mösli in Zürich . . . . .	45. 148
Heinrich von Laufenberg. Von A. Trautweiler in Brunnen (Mit Bild)	53
Der heilige Fridolin. Von Dr. Julius Werder in Basel . . . . .	61
Die alten Wirthshäuser in Aarau. Von Dr. E. L. Kochholz in Aarau . . . . .	67
Der Karneval von Delsberg. Jurassische Legende. Von J. Kais in Delsberg. Deutsch von F. A. Stöcker . . . . .	70
's Baselfiet. Gedicht von Wilh. Senn in Basel . . . . .	78
Pfingstbrauch im Friedthal. Von H. Herzog in Aarau . . . . .	80
Heinrich Ischokke. Ein Lebensbild von Dr. J. J. Bähler in Aarau . .	81
Das Damenstift zu Sädingen. Von Otto Bally in Sädingen (Mit 35 Wappenbildern) . . . . .	119. 161
Der Winzer vom Bielersee. Von F. A. Stöcker . . . . .	157
Der Stein zu Baden und seine Schicksale bis zum Jahre 1415. Von B. Fricker in Baden . . . . .	167
Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berner-Margaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von J. Keller, Schuldirektor in Aarau . . . . .	178. 258
Wie das Bad Bubendorf entstand. Von F. A. Stöcker . . . . .	215
Die Erdmannshöhle bei Basel im südwestlichen Schwarzwald. Von Samuel Pletscher in Schleithelm (Mit Bild und Plan) . . . . .	224
Sagen aus dem Elsaß: Des Klausner's Schwur. Von Rudolf Baumbach in Triest . . . . .	236
Hans Feldmann, der Geiger von Laufenburg. Von Fr. Kav. Wagner, Rathschreiber in Aarau † . . . . .	238
Georg Forster's Abschied. Eine Geschichte aus dem Jura. Von L. v. Greperz . . . . .	241
Das Unterrichtswesen im Elsaß. Von Alfred von Hapoltstein in Straßburg . . . . .	287
Der Trompeter von Sädingen. Sein Dichter und seine Komponisten. Von F. A. Stöcker (Mit Bild B. C. Kessler's) . . . . .	292
Die alten Wirthshäuser in Olten. Von Ed. Zingg in Olten . . . . .	301
Aus dem ältesten Sagenbuche des Aargau's. Von Dr. Theodor von Liebenau in Luzern . . . . .	317





## Vorwort.

---

**V**on den zackigen wilden Felswänden und Schroffen der Jura-  
Wälle von Bern und Solothurn mit den schwarzen Forsten,  
den freundlichen Städtchen, Dörfern, Weilern und Höfen,  
von den waldigen Bergketten und sanften Höhen von Basels-  
land und Aargau mit den Thälern voll saftiger Matten, wogender  
Kornfelder und wohlgepflegter Nebgelände, niedersteigend an die  
lachenden Ufer des Rheins und der Aare und hinüber zu den wel-  
ligen Bergen des Schwarzwaldes mit dem dunkeln Tann an den  
Hängen und Schluchten; dann hinunter in das fruchtbare Tafelland  
des freundlichen Elsasses; mitten drin wie eine Perle im Smaragden-  
franze der anmuthigen Landschaft, die Stadt Basel mit ihren Kirchen  
und Thürmen und einem Gewirre hochragender Häuser und Giebel:

Das ist, mit einem Male gesagt, das begrenzte Gebiet, das wir  
in unsern periodisch wiederkehrenden Blättern in Geschichte und Sage,  
in Land und Leuten zu schildern gedenken.

Geschichte und Sage? Gewiß. Unsere Welt lebt rasch, nur  
dem Augenblicke. Rasch rollen die Ereignisse der Gegenwart an  
unserm Auge vorüber. Der unaufhaltsame Wechsel der Verhältnisse,  
den die neuen Verkehrsmittel auch in diese Thäler gebracht haben,  
gestaltet alles Bestehende in einer kurzen Spanne Zeit derart um,  
daß es Mühe kostet, die Bilder von ehedem noch zu erkennen. Die  
alten Zeiten gehen dahin, neue kommen; ein neues Jahrhundert wird

mit neuen Anschauungen diesen Umschwung nur noch gewaltiger fördern. Darum mag es als eine berechtigte Aufgabe, ja als eine Pflicht erscheinen, das noch festzuhalten, was emsige Forschung, unablässiges Studium und auch der leicht beschwingte Zufall uns in die Hände treiben. Die Ergebnisse dieser drei Kräfte sollen in den mit heute ihren Lebensgang antretenden Hefen in volksthümlichen Abhandlungen und Monographien zur Darstellung gelangen.

Wir beabsichtigen, nicht nur die Geschichte der genannten Landesgebiete zu behandeln, sondern auch dem ganzen Kulturleben derselben unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Bilder aus Stadt und Land, Schilderungen des Volkslebens aus der Vergangenheit und Gegenwart, Charakterzeichnungen bedeutender Männer, die Physiognomie des Landes, seine künstlerischen, literarischen, gewerblichen und industriellen Erscheinungen, seine wirthschaftliche Situation alter und neuer Zeit, das ist kurz angedeutet, der Rahmen, innerhalb welchem sich die Unternehmung bewegen soll. Wir führen den Leser durch die Städte und Dörfer, durch die Wälder und Berge und bewundern mit ihm die Naturschönheiten des Landes; wir schildern ihm die Sehenswürdigkeiten, die Sitten und Gebräuche der Bewohner; wir verweilen mit Vorliebe an erinnerungsreichen Stätten und gedenken mit Anerkennung und Pietät der Verdienste hervorragender Männer; wir machen ihn vertraut mit der Geschichte und Sage, die wie dichter Epheu unsere alten Städte und Schlösser umrankt. Unsere Tendenz ist objektive Schilderung, nicht Polemik, weder in der Richtung der Politik noch der Religion. Wo Fortschritte zu verzeichnen sind, werden sie mit Rückblicken auf die Vergangenheit gewürdigt werden. Wir werden uns bestreben, nur das zu bringen, was wissenschaftlich, zuverlässig und aufklärend sein kann.

Um aber nicht ein einseitig ausgeführtes Werk zu schaffen, um neben der Mannigfaltigkeit der Stoffe auch eine Vielgestalt der Behandlung zu ermöglichen, haben wir uns der Mitwirkung einer

Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde aus den betreffenden Landes-  
theilen versichert, die befähigt und gewillt sind, mit Liebe sich der  
Idee einer Popularisirung der uns gestellten Aufgabe zu widmen und  
durch dieselbe ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes zu schaffen.

Daß wir der Geschichte eine hervorragende Stelle in diesem Werke  
anweisen, beruht in der Natur der Sache und in der Veranlassung  
zu demselben. Unsere vaterländische Geschichte in ihrem großen ganzen  
Rahmen tritt allmählig durch das Mittel der Forschung aus dem  
nebelhaften Gebilde der alten Geschichtschreiberei heraus und nimmt  
eine auf zuverlässigem Urkundenstudium beruhende festere Gestaltung  
an; zahlreiche Lokalhistoriker sind beschäftigt, ihr die Mosaik zum  
innern Ausbau, namentlich auf dem kulturgeschichtlichen Gebiete zu  
liefern und in dieser Richtung ist in den letzten Jahrzehnten von  
Einzelnen wie von Vereinen Vieles geschehen. „Mehr und mehr,“  
sagt ein verstorbener Forscher, „erhalten unsere Städte und Länder,  
unsere großen und merkwürdigen Menschen, unsere Anstalten und  
Verhältnisse ihre Urkundenbücher, Chroniken, Biographien und Schil-  
derungen.“ Allein es genügt nicht, bloß die historischen Thatfachen  
kennen zu lernen, es handelt sich auch ganz besonders darum, Liebe  
und Theilnahme für vaterländisch-historische Lektüre im Volk wach  
zu rufen und zu verbreiten. Wir haben in das vorliegende Unter-  
nehmen auch die nichtschweizerischen Gebiete Baden und Elsaß ein-  
bezogen; der Grund davon liegt in der ehemaligen historischen Zu-  
sammengehörigkeit des Frickthals und des Schwarzwaldes und in den  
vielfachen Beziehungen Basels und des Juras zum Elsaß; eine strenge  
Scheidung nach den Grenzlinien schien uns dieses Umstandes wegen  
unthunlich.

Zum Schlusse nur noch einige Worte über die Form und Er-  
scheinungsweise dieser periodischen Schrift.

Die Inhaltsangabe von einigen Duzend Abhandlungen auf der  
Rückseite des Titelblattes dieses Heftes, sowie die Ergänzungen und

Nachträge auf jedem weitem Hefte, werden den Leser einigermaßen zu orientiren geeignet sein. Die Zeitschrift soll in Vierteljahresheften zu fünf Bogen Text in Oktavformat erscheinen und wird wo möglich jedes Hest, jedenfalls aber jeder Band ein für sich abgeschlossenes Ganzes bilden. Es soll ferner die Einrichtung getroffen werden, daß beinahe in jedem Hest jede der beteiligten Landesgegenenden durch einen Aufsatz größern oder kleinern Umfangs Berücksichtigung erhält.

Für das Gelingen des Werkes bürgen ausgiebige Quellen und Materialien, die Beihilfe zahlreicher sachkundiger und für das Unternehmen einstehender Mitarbeiter, endlich die treue Hingabe der Verlagshandlung an die vaterländische Sache.

Und nun mit Gott!

Basel, den 25. Dezember 1883.

Der Herausgeber.

## Grosz-Hüningen vor 200 Jahren.

Von F. A. Stocker.

Wenn man die alte Pariser Heerstraße von Saint Louis nach Basel begeht, so befindet man sich auf eine längere Strecke in der Lage, die historisch merkwürdige Umgebung von Basel mit einem Blicke zu umfassen.

Schon der Ort, den wir verlassen haben, S. Louis, bietet ein gewisses historisches Interesse und steht mit dem Stoffe, den ich hier zu behandeln gedenke, in einem engen Zusammenhange. An der Stelle, wo jetzt das Dorf S. Louis (seit 1871 S. Ludwig) steht, befand sich einst das Dorf Birsen. Wann dasselbe zerstört worden, ist nicht bekannt, lange Zeit bestand es nur noch aus einem Weiler mit einer Poststation und einer dem heiligen Ludwig geweihten Kapelle, die 1843 durch eine neue Kirche ersetzt wurde. St. Louis datirt seine Entstehung von der Gründung der Festung Hüningen, also von 200 Jahren her. Als nämlich zu jener Zeit das Dorf Hüningen niedergehauen wurde, um die Aktion der Festung nicht zu beeinträchtigen, siedelten die meisten Einwohner sich in dem neuerbauten Dorfe „Neudorf“, unterhalb der Festung an; eine Anzahl aber zog nach dem Weiler S. Louis und gründete dort mit Staatshilfe ein Dorf, das bis zum Jahre 1795 zu Neudorf gemeindegenössig und von demselben administrativ abhängig war. Erst im Jahre 1795 wurde es zu einer politischen Gemeinde und 1827 zu einer Pfarrgemeinde erhoben. Während der Revolutionszeit erhielt das Dorf, damit nichts an das Königthum erinnere, den Namen Bourglibre (Freidorf).

Links vor uns, in einer Entfernung von 3 Kilometern, liegt die kleine Stadt Hüningen, als ehemalige Festung kaum noch zu erkennen; drüber hinweg von Detlingen bis Tülingen das Käserhölzchen, jener Höhenzug, an dem am 14. Oktober 1702 vom französischen Marschall Villars gegen die Oesterreicher die Schlacht von Friedlingen geschlagen wurde; am gleichen Abhange dehnten sich von Gimeldingen über Haltungenen

bis Weil die Batterien der österreichischen Armee aus, als vom 22. Oktober 1796 bis zum 1. Februar 1797 der Brückenkopf und die Festung Hüningen einer Belagerung ausgesetzt waren; weiter im Hintergrunde am Fuße der Vorläufer des badischen Schwarzwaldes liegt zwischen Nollingen, Beuggen und Rheinfeldern die Walstatt zweier Gefechte aus dem Schwedenkriege, und in einem weiten Panorama bieten sich die drei Wartburgen und die Schlösser des Jura, die Ruinen der untergegangenen Augusta, die Schlachtfelder von S. Jakob und Dornach, die Höhen des Bruderholzes und S. Margarethen, die an das Gefecht von 1499 und an die Belagerung von Basel durch den Grafen von Habsburg im September 1273 erinnern. Uns zur Seite liegt das Plateau von Burgfelden und Hegenheim, wo so manchemal seit dem 30jährigen Kriege fremde Heere bei ihren Durchmärschen durch Basel gelagert hatten.

So sind wir rings von historischen Punkten umgeben, die mit einem Male eine Geschichte beinahe aller Jahrhunderte in uns wachrufen.

\* \* \*

Kurz aber ereignisreich ist die Geschichte der Festung Hüningen. Es sind nun über 203 Jahre verflossen, seit am 19. März 1680 der Grundstein der Festung gelegt worden ist; es liegt daher nahe, dieses Ereignisses durch die Auffrischung jener Geschichtsepöche zu gedenken, umsomehr als heutzutage Hüningen, seit es an Deutschland zurückgefallen, in Folge des Verlustes seiner Garnison auch den letzten Rest seiner 200 Jahre behaupteten militärischen Bedeutung eingebüßt hat.

Der geschichtlichen Erinnerungen an Hüningens Größe sind mehrere vorhanden und ist die Literatur hierüber ziemlich umfangreich; auch fehlt es nicht an bildlichen Darstellungen der betreffenden historischen Momente; es liegt jedoch außerhalb des Rahmens dieser Blätter, dieselben namentlich aufzuführen.

Das Dörflein Hüningen lag, bevor die Festung erbaut war, etwas hieher derselben, ungefähr an jener Stelle, wo später die Machicouli-Redoute sich erhob, nahe am Mäuseturm, der den Rhein beherrschte. Daniel Bruckner, der Substitut des Basler Stadtschreibers, sagt in seinen noch ungedruckten „Histor. Merkwürdigkeiten von Groß-Hüningen“, daß das Dorf nur aus einer kleinen Kirche, einem Pfarrhaus, einem Meierhof  
 d wenigen schlechten Fischerhütten bestanden habe, die im Jahre 1409 der Kirche gänzlich verbrannten. Urkundlich kommt Hüningen zum Male zu Ende des 11. Jahrhunderts als ein bischöfliches Lehen

vor. Burkard von Hasenburg gab 1090 dem Kloster zu S. Alban mehrere Kirchen und Güter zu Lehen, worunter auch die Kirche zu S. Martin (später S. Agatha) und den Dinghof zu Hünigen und bestätigte diese Verleihung durch eine neue Urkunde vom Jahre 1103. Diese Besitzungen fanden durch folgende Urkunden ihre weitere Bestätigung: von Papsst Eugen am 20. Dez. 1146, von Kaiser Friedrich I. am 29. Juli 1152, durch Bischof Ortlieb von Basel 1154, durch Bischof Heinrich von Thun 1184, von Bischof Lütbold I. von Rötelen 1192, endlich von Papsst Cölestin III. am 21. Febr. 1195; der letztere stellte die Bedingung, daß drei Theile des Zehntens dem Gotteshause S. Alban, der vierte Theil dem Kaplan zu S. Martin in Hünigen zufallen müsse. Der Basler Bischof Senu von Münsingen vereinigte sodann durch Urkunde vom 17. Nov. 1362 die Pfarrkirche zur heil. Agatha zu Hünigen und die zu S. Martin in Basel mit dem Kloster S. Alban, um durch deren Erträgnisse den durch das Erdbeben von 1356 nothwendig gewordenen Wiederaufbau des Klosters zu ermöglichen.

Hünigen gehörte somit nebst einem Duzend andern Ortschaften zu den Dinghöfen, welche die Basler Gotteshäuser am Oberrhein besaßen. Dr. L. A. Burckhardt gibt in seinem Werke „Die Hofrödel der Dinghöfe basel'scher Gotteshäuser“ interessante Mittheilungen über dieselben. In Hünigen wie in Wolfsschwiller, Kaspach und Richisheim lag der Dinghof mitten im Dorfe, das gebaute und ungetheilte Land stand dem Dorfe zu und zwar „allen Leuten, die da saßen“ und hieß Alment. Im Dinghof saß der Huber (hobarius) als eigentlicher Bauer des alten Bauern- oder Hubgutes. In Bezug auf ihre Thätigkeit waren die Dinghofleute von Hünigen ziemlich frei. Sie hatten freien Kauf und freien Zug von einem Gebiete des Hofherrn in das andere; so durften sich die Hüniger im Gebiete der Stadt Basel niederlassen, diejenigen von Wittnau im Gebiete des Klosters von S. Blasien, aber nicht anderwärts, wie denn der Hofrodel von Hünigen wesentlich von dem anderer Dinghöfe abweicht. Von den Waldungen durften sämmtliche Hofleute sich beholzen zu Bau und Brand. Wer in Hünigen ein Haus baute, dem sollte eine „Ufhebi“ oder „Insegi“ erlaubt sein, nämlich Träm und Balken, welche das Haus beschließen.

Aus ihrem Verhältniß zum Dinghose gingen den Hofleuten noch Verpflichtungen hervor, welche trotz des Zugrechtes doch eine gewisse Hörigkeit bekunden; so mußten alle Huber, Hofleute und angesiedelte Fremde über 19 Jahren dem Hofherrn mit aufgehobener Hand und gelehrten (nach-

gesprochenen) Worten „huldigen“, d. h. Gehorsam schwören, des Herrn Nutzen fördern und den Schaden wenden zu wollen. Zur Wehrpflicht waren die Hofleute als Unfreie nicht verpflichtet, doch sollten sie den Hofherrn, den Vogt oder Landgrafen im Harnisch behüten, wenn diese Zufahrt hielten. In Istein und Hünigen kamen außer dem üblichen Frondienst beim Pflügen, Mähen und bei den Ernten im Sommer und Herbst, noch außerordentliche Frondienste vor. Die Hofleute mußten je weilen den Wein oder die Früchte des Hofherrn nach dessen Speicher oder Keller in Istein und Basel führen. So heißt es z. B. in Art 4 des Hofrodels von Hünigen: „Ein Meyer von Istein wenn der wil das man einem Tumpropste sinen Win heim von Istein füre so soll der ein Schiff stellen ze Hünigen den Hubern. Die Huber sullent varen gegen Istein in des Meyers Hof und sol inen geben Essen und Trinken und Nussen also vil daß inen die Nusse Schalen über die Füße usgangen und, nach dem Essende so soll inen der Meyer den Win gezogen han in das Schiff und einen halben Som rotten Wins in das Schiff zu trinkende und sollent den Win füren ze Basel an die Habe und sollent des Tumpropstes Gefinde den Win nemmen, die Huber sollen use gan in des Tumpropstes Hof und soll man inen wol bieten mit essende und trinkende“ u. s. w. Diese Mahlzeiten machten die Weinfahrt für die Huber zu wahren Festen, wobei die Kosten für die Fronleistung den Nutzen des Hofherrn jedenfalls manchmal überstiegen haben werden. Außer den üblichen Leistungen hatten die Leute von Hünigen und Wittnau noch eine Steuer oder Gewerff zu entrichten, die gewöhnlich zum Theile dem Vogte zukam und daher auch Vogtsteuer hieß. Hofherr war der Eigenthümer des Dinghofes und der dazu gehörigen Güter; wohnte er auf dem Gute, so baute er dasselbe mit Hilfe der Hofleute selbst; war aber ein Gotteshaus Hofherr, so war ein Verwalter nothwendig, ein Meier (villicus); dies war z. B. in Hünigen der Fall.\* Bisweilen war diese Verwaltung getrennt und es gab in Hünigen Obermeier und Untermeier. Der letztere war dann vermuthlich lediglich Hofmeier, d. h. er baute das Meiergut, während der andere die Herrschaftsrechte des Hofherrn verwaltete. Die Obermeier waren meistens Edelleute; es gab solche in Bubendorf, Hünigen, Wolfswiller, Hagenthal, Rozheim und Tüngen. Der Verwalter bewohnte gewöhnlich den Meierhof, wo Hofherr und Vogt abstiegen, wenn sie Her-

\* In Urkunden von 1351 figurirt ein Johann Meyer von Hünigen Bürger von Basel, der als Erbsehen das Dorf Willer (bei Ammertkirch im Elsaß) erhielt.

berge haben oder Zufahrt halten wollten. Der Meierhof war oft auch Fronhof, Freihof oder Freistätte (nur nicht für Mörder), er enthielt wie in Hünigen den Stock, das Gefängniß schädlicher Leute und mußte der Meier, theilweise auf Kosten der Kläger, für deren Umgang sorgen.

Zwei Mal im Jahre hatte der Hofherr das Recht, Herberge im Dinghof zu verlangen, im Frühling und Herbst, ebenso die Zufahrt zur Beiwohnung am Dinghofgericht. Beide Besuche beruhten auf Verträgen und mußten acht Tage vorher zu Jedermanns Kenntniß gebracht werden. Der Hofherr konnte bei solchen Anlässen von 3 bis auf 13½ Mann Berittene mit sich bringen. Unter dem halben Mann war meist eine Frau, ein Knabe oder ein laufender Knecht verstanden, da die Uebrigen beritten waren. Mit Hunden und Falken ritt man in den Meierhof ein; der Meier und der Bannwart hatten den Herrn und sein Gefolge zu empfangen; jedem Huber wurde ein Pferd heimgesührt, weigerte er sich, dasselbe aufzunehmen, so wurde ein Pfahl vor dessen Thür geschlagen und das Pferd angebunden; damit war der Huber dafür verantwortlich. Die Pferde hatten zu bekommen: trockenen Stall, weißes Stroh bis an den Bauch, das beste Heu ab dem Hubgut und Hafer bis an die Ohren. War kein Stroh da, so konnte der Knecht es aus dem Dache nehmen. Der Hofherr und sein Gefolge erhielten das Nachtmahl und des folgenden Tages das Mittagmahl im Meierhose, die Falken einen Sedelhof und zur Speise ein Huhn, die Hunde ein Hundshaus und Brod. Für das Mahl des Hofherrn mußten die Tischlaken rein, Schüsseln und Becher neu sein. Zum Imbis mußte man in Hünigen geben: Gefotenes und Gebratenes, Fliegendes und Fließendes, Zahmes und Wildes in drei Trachten und auf zwei Mann je ein Huhn. Für den Imbis konnte der Meier dem Hofherrn in die Zügel fallen, wenn er wieder aufsaß, aber die Huber mußten denselben auslösen und die Kosten unter sich theilen. Es sagt u. A. der Hofrodol von Hünigen im Art. 1 hierüber: „Nach dem Imbis behebt der Meyer dem Tumppropst sin Pherit für die Zerunge des Imbis, aber die Huber sollent das ze hant lassen by dem Einunge und die Zerunge süllend die Huber unter sich uflegen und under sich teilen als jeder Hube (Bauerngut) gezüchet.“ Am Abend vor des Hofherrn Ankunft mußten die Feuer gelöscht werden und die Huber in Harnisch die Nacht über gegen feindlichen Ueberfall wachen.

Zum Meierhose gehörte das oft nicht unbeträchtliche Meiergut, das der Meier mit Hilfe der Frondienste seiner Hofleute bewirthschaftete; das Gut wie das Amt galt als Lehen. Des Meiers Besserung ist sein

Amt, die Besserung seines Lehens ist das Lehen, sagen die Hofrödel. Der Meier war Rentbeamter und Richter zugleich, er hielt in Abwesenheit seines Herrn Gericht, nahm Pfänder um Zinse und Geldschuld und hatte zu verbieten und zu gebieten in Allem, was den Bau der Güter betraf; er bezog alle Hofzinse und Gefälle und ordnete die Vertheilung der Jahressteuer an. Das Amt des Meiers fiel nach Lehenrecht jedem neuen Hofherrn anheim, der dasselbe nach seinem Willen vergeben konnte. Wo aber der Dinghof zu einem Dorfe gehörte, wie in Hünigen, wählte die Dorfgemeinde den Meier mit Genehmigung des Hofherrn.

Die Gerichtsbarkeit um Eigen und Erb stand dem Eigenthümer des Dorfes zu, ein Dinghof dem Hofherrn und seinem Meier; die Gerichtsbarkeit um Fried und Frevel war Sache des Landesherrn, des Landgrafen. Dieser hatte oft die niedere Gerichtsbarkeit lebensweise Andern übertragen, sog. Bögten (advocati). So trugen in Hünigen und andern elsässischen Dinghöfen Edelleute die Vogtei von den Herzogen von Oesterreich als Landgrafen zu Lehen. Der Vogt war der Schirmherr des Dinghofes. Er mußte Denen, welche vom Dinghose Hünigen abzogen, das Geleit geben eine Bannmeile weit. Das alles that er allein, denn wenn er den Hofleuten eine Reise gebot, so konnte der Meier sie widerbieten, so lautete der Hofrodell von Hünigen und ebenso: Einen Gotteshausmann durfte der Vogt nicht fangen ohne Urtheil. Ueber das Gebing, den Landtag zur Verhandlung der gemeinsamen Angelegenheiten, weist der Hofrodell von Hünigen keine besondern, von dem Gerichtsverfahren an andern Gebingen abweichende Eigenthümlichkeiten auf. Von den Sprüchen des Hofgedinges zu Hünigen gab es einen Rechtszug an den Dinghof der Dompropstei in Basel, dann nach Bubendorf, welcher Hof daher Oberhof hieß, und zuletzt an das Gericht der leyenen Stegen im Dompropsteihof zu Basel. Dieses Gericht bestand aus den 6 Obermeiern und 12 Untermeiern sämmtlicher Dompropstei-Dinghöfe. Das Verfahren war ein umständliches und kostspieliges.

Dieser in einigen Zügen hier angedeutete, von den übrigen Rüdelln vielfach abweichende Hofrodell von Hünigen wurde wahrscheinlich im Jahre 1429 zum ersten Male schriftlich zu Pergament gebracht und im Jahre 1450 in Abwesenheit des Dompropstes Georg von Andlau auf dem Fronhof zu Hünigen erneuert. Es hatte nämlich damals die bischöfliche Kurie auf das Ansuchen des Dompropstes Peter Liebinger bei sieben Zeugen in Basel, bei Johann zur Sonnen, Kirchherrn in Muspach, und bei 19 alten Männern in Hünigen über die Rechte und

Freiheiten der Dompropstei, des Meiers, des Vogtes und der Gemeinde Rundschaft erhoben und waren die Aussagen dieser Männer, die sich auf alte Rechte, Gewohnheiten und Herkommnisse stützten, aufgezeichnet und von ihnen als zu gegenseitigem Recht bestehend anerkannt worden. Im Jahre 1450, am Donnerstage nach Allerheiligen, erschien sodann zu Hüningen auf dem Fronhof im gewöhnlichen Beding der Hofherr Georg von Andlau, Dompropst zu Basel, mit seinem Fürsprecher Heinrich von Weinheim und ließ seinen alten, vorgewiesenen Hofrodol durch 26 neue Zeugen als zu Recht bestehend erklären und einen neuen aufsetzen, der mit einer dritten, spätern Abschrift aus dem 16. Jahrhundert heute noch vorhanden ist in den Urbaren der Dompropstei.

\* \* \*

Hüningen hat mehrfach seine Besitzer gewechselt. Luz schreibt in seiner Geschichte von Hüningen und Frant Vatriiffe druckt es gemüthlich nach, daß schon im Jahre 1419 die Edlen zur Sonnen das Dorf von den Grafen von Habsburg zu Lehen gehabt haben. Daniel Bruckner nimmt dagegen an, gestützt auf einen ähnlichen Vorgang bei Muttenz, nach welchem die Edlen zur Sonnen, welche bis 1376 einige Burgen auf dem Wartenberg von den Grafen zu Habsburg als ein Apterlehen besessen haben, daß es mit Hüningen eine gleiche Beschaffenheit gehabt haben könne und daß dieses Lehen schon aus dem 14. Jahrhundert datire. Wie lange die zur Sonnen das Lehen inne gehabt haben, ist nicht genau zu bestimmen. Im Jahre 1429 war Heinrich von Gachnang (Ochs V 355 schreibt Gothman), genannt Münch, Vogt zu Altkirch, Lehenträger der Rechte dieses Dorfes, welches Stoc und Hochgericht besaß. Nachher kaufte es die Familie Holzach von Basel den Herren von Gachnang ab und Eucharicus Holzach, des Raths, überließ im Jahre 1521, kurze Zeit vor seinem Tode, sein Eigenthum und seine Gerechtsame zu Hüningen der Vaterstadt Basel. Die Herzoge von Oesterreich willigten zwar in diese Veräußerung, dennoch blieben die Herren von Gachnang Lehenträger. Daniel Bruckner nimmt an, daß Heinrich von Gachnang, der im Jahre 1544 starb, der letzte Lehenträger dieses Dorfes gewesen sei, allein wir finden an einer andern Stelle die Thatsache, daß Junker Friedrich Münch von Gachnang in Verbindung mit dem Dompropst Werner von Flachsland einen Hofrodol von Hüningen aufgestellt hat, der in den Weisthümern von Grimm I. 651 abgedruckt ist. Von den Gachnang ging das Dorf an einen Tochtermann des Hauses, Simon Schlup

über und dieser überließ der Stadt Basel noch ferner die Rechte und Nutzungen des Dorfes.

Wurstisen erzählt, daß der Rath der Stadt Basel den Kaiser Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich, am 8. Januar 1563 bei seinem Aufenthalte in Basel ersucht habe, der Stadt das Lehen des Dorfes Hüningen auch fernerhin, nachdem es bald abgelaufen sei, zu belassen, oder dasselbe zu verkaufen; der Kaiser sei aber abgereist, ohne sich darüber zu äußern. Diese Nachricht scheint nicht sehr wahrscheinlich zu sein, denn schon das Jahr vorher (1562) nach dem Tode des letzten Sachnang hatte der Kaiser, bezw. der Erzherzog den Erben des gewesenen österreichischen Regierungsrathes Dr. Peter Meser zu Ensisheim das Dorf zu Lehen gegeben, mit der Erlaubniß, solches der Stadt Basel, welche es schon 20, bezw. 40 Jahre innegehabt, auf 30 Jahre fernerhin zu verleihen. Die Familie Meser trat in der Folge alle ihre Rechte gegen einen jährlichen Lehenszins von fünfzig Goldgulden, der während 30 Jahren entrichtet werden sollte, an die Stadt Basel ab; nach Abfluß dieser Frist sollte Hüningen der Stadt als Eigenthum zufallen mit Ausnahme des Mäusethurms, dessen Besetzung im Kriegsfall sich Oesterreich unbedingt vorbehalten hatte. Vor dieser Erwerbung hatte Basel die sog. Loosischen Güter zu Hüningen angekauft; es war dies ein von Feldern und einer Schäferei umgebener Freihof, der einer Wittwe Loos gehört hatte.

Nach völliger Besitznahme des Dorfes durch die Stadt ließ sich der Rath durch die Einwohner huldigen und setzte einen vom Rathe gewählten Beamten, später einen Obervogt über das Dorf. Die Obervögte, auch Randvögte geheißen, wurden aus der Mitte des Rathes gewählt und waren nach Dchs und Luz von 1600—1623 sieben derselben im Amt, wie das Dorf während dieser Zeit auch sieben protestantische Pfarrer besaß. Mit der politischen Herrschaft Basel's zog nämlich auch seine kirchlich-religiöse in das Dorf ein: Hüningen wurde protestantisch und blieb es bis 1623, als Basel das Dorf an Oesterreich abtreten mußte, wo dann die protestantischen Religionsgebräuche abgeschafft und die Messe wieder eingeführt wurde.

Schon am 27. Februar 1602 hatte Oesterreich die Pfandschaft von Hüningen der Stadt Basel gekündet, die Stadt dagegen suchte sich den Besitzstand zu erhalten und verwendete sich mehrfach bei Oesterreich darum. Als der Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaisers Rudolf, im Jahre 1602 zu Ende Oktober nach Ensisheim kam, wurde ihm das Anliegen wegen Hüningen durch eine Abordnung warm empfohlen. Den 19. März

1608 ordnete in Folge dessen der Erzherzog an, daß die Eintösungsverhandlung über die Pfandschaft eingestellt werden solle und einige Wochen nachher verlängerte er den Bestand der Hoheitsrechte auf 25 Jahre, nicht aber ohne aus dieser Gewährung einen Nutzen zu ziehen. Er beehrte ein ziemlich bedeutendes Darleihen. Gegen die Verpfändung von Hünigen und der Kemter Landser und Pfirt ließ ihm im Jahre 1613 Hans Lukas Zselin, späterer Obervogt des Dorfes, die Summe von 20,000 Gulden; diese wurden bereits auf dem westphälischen Frieden und dann wiederum 1720 erfolglos betrieben und sind heute noch nicht bezahlt. Luz Zselin hatte dem Erzherzog das Geld im Namen des Rathes geliehen und unter der Versicherung des Fürsten, daß vor gänzlicher Bezahlung des Kapitals und der Zinse keine Aenderung mit Hünigen geschehen solle.

Rath und Bürgerschaft waren daher nicht wenig überrascht, als am 14. Oktober 1622 die kaiserliche Regierung zu Ensisheim nach Basel meldete, der Erzherzog habe die Absicht, das Darleihen von 20,000 fl. zurückzahlen und das Dorf wieder in seinen Besitz zu nehmen. Bei der topographischen Lage des Ortes und den politisch bewegten Zeiten konnte der Besitz des Dorfes der Stadt nicht gleichgültig sein. Sie wandte sich daher ungesäumt an die schweiz. Tagsatzung und Anfangs des Jahres 1623 begaben sich eidgenössische Gesandte mit dem Basler Rathsherrn Hans Jakob Burckhardt und dem Stadtschreiber Joh. Friedrich Kyhiner nach Ensisheim, um die Verlängerung des Besitzstandes auszuwirken, allein der Erzherzog beharrte auf seinem Vorhaben.

Am 17. April wurde vom Großen Rath in Folge der Unmöglichkeit, etwas Anderes zu erzielen, die Wiederabtretung von Hünigen an Oesterreich beschlossen. Damit war das zukünftige Schicksal des Dorfes entschieden. Die Basler Bürgerschaft mochte das Unheilvolle, das aus diesem Beschlusse entstand, ahnen und war deshalb so sehr darüber erbittert, daß man ernstlich verbieten mußte, einen von derselben beabsichtigten bewaffneten Zug nach Hünigen auszuführen.

Die Parteien kamen in Hünigen zusammen. Als die Basler Abgeordneten Burckhardt und Kyhiner die gefüllten Geldsäcke erblickten, verließ sie die baslerische Klugheit; sie nahmen Angesichts dieser Thatsache keinen Anstand, die Unterthanen ihres bisherigen Eides gegen Basel zu entlassen, sie der fürstlichen Gnade des Erzherzogs bestens zu empfehlen und die Grenzsteine setzen zu lassen. In der Wiederabtretungsurkunde wurden die Rechte der Dompropstei, sowie die vor der Verpfändung schon bestandenene Rechte der Stadt feierlich vorbehalten. Als die Abgeordneten

das betreffende Geld in Empfang nehmen wollten, zeigte es sich, daß die vorhandenen Geldsorten geringern Werth hatten als die geliebener. Es lag nun auf der Hand, diese Summe auf Rechnung entgegenzunehmen und den Unterschied des Werthes nachbezahlen zu lassen. Die Basler Abgeordneten waren aber, wie es scheint, ebenso naiv wie die österreichischen schlaue; sie kehrten ohne Geld und ohne Unterthanen nach Basel zurück. Der Erzherzog versprach zwar die Bezahlung; es wurden aber seitdem weder Zinse noch Hauptgut abgeführt. Reklamationen blieben ohne Erfolg und als Frankreich 57 Jahre später das Elsaß eroberte, wies man die Forderung des Rathes von Basel an den Eroberer. Welcher Empfang den beiden Abgeordneten von Seite der Bürgerschaft und des Rathes zu Theil wurde, ist nirgends zu lesen; die Verantwortlichkeitsgesetze scheinen damals noch nicht erfunden gewesen zu sein.

Es waren kaum einige Wochen nach der Wiederabtretung verfloßen, als auch der reformirte Gottesdienst in Hünningen aufhörte und das Messelesen der Katholiken wieder Eingang fand und verblieb bis auf den heutigen Tag. Der protestantische Gottesdienst scheint nie sehr zahlreich besucht gewesen zu sein, auch wurde, wie aus den Rechnungen der Kirchengemeinde von 1588 hervorgeht, selten Gottesdienst gehalten. Der Pfarrer wohnte nicht in Hünningen, wann er dorthin kam, so zehrte er auf Kosten der Gemeinde. Vermuthlich gingen die Einwohner zu S. Peter oder S. Theodor in Basel zur Kirche.

Nachdem das Dorf Hünningen somit wieder an Oesterreich abgetreten war, erhielt es von demselben den Junker Konrad von Flachsland, des Erzherzogs Rath, zum Obervogt zu Lehen. Es sollte nicht lange in Oesterreichs Besiz bleiben.

Im dreißigjährigen Kriege (1633) standen zwei Heere links und rechts des Rheins in Basels Nachbarschaft; ein schwedisches unter dem Rheingrafen Otto Ludwig, ein kaiserlich österreichisch-spanisches unter den Grafen Schauenburg und Montecuculi. Bei Groß-Hünningen hatten die Kaiserlichen eine Schanze aufgeworfen, während die Schweden auf Basler Boden in Klein-Hünningen bloß Wachtposten stehen hatten. Am 14. Juni überfiel die kaiserliche Besatzung der Schanze die Posten von Klein-Hünningen, machte 7 Soldaten nieder und zündete das Dorf an, wobei 11 Firken verbrannten. Die Schweden zogen sich nach Rheinfelden zurück. Im August gleichen Jahres fand der Durchmarsch der kaiserlichen Armee unter den Generalen Altringer und Feria über Basler Boden statt nach dem Sundgau; bei diesem Anlasse erhielt die Hünninger Schanze

eine neue Besatzung. Mit diesem Momente begannen die Reibereien zwischen Hünningen und der Stadt Basel, die erst im Anfange dieses Jahrhunderts ihr Ende fanden. Schon den 30. Januar 1634 ließ der kaiserliche Kommandant von Hünningen den Baslern etwa 200 Stück Vieh wegtreiben, das sie vor dem S. Johannsthor und bei Michelfelden weideten. Die Basler ließen sich eine solche Mißachtung ihres Eigenthums nicht gefallen, sondern sandten sofort zwei Abtheilungen Fußvold von je 50 Mann mit einem Detachement Stadtreuter gegen die Schanze von Hünningen, um dieselbe zu stürmen, nachdem bereits vorher die großen Feldschlangen vom S. Johanns-Bollwerk in die Schanze hinein gespielt hatten. Zwei Mann wurden erschossen und 10 Gefangene in die Stadt geführt. Der Kommandant von Hünningen wurde gezwungen, das Vieh herauszugeben. Mit diesem Vorspiel und dem am 17. März gleichen Jahres vollzogenen Uebergang des Rheingrafen Otto Ludwig bei Hünningen mit 3000 Mann und 14 Stücken wurde dem Rathe von Basel die strategische Bedeutung dieses Punktes recht klar vor die Augen geführt, um so mehr, da auch die Kaiserlichen auf der Klein-Hünninger Seite am 30. Mai 1636 beim Ausfluß der Wiese in den Rhein eine Schanze angelegt hatten, bisweilen auf Basler Schiffe schossen und Handel und Wandel störten. Die Schanze wurde mit zwei Stücken montirt und erhielt 90 Mann Besatzung unter den Befehlen des Kommandanten Kempf von Angerich. Dieses befestigte Werk sollte mit Lunetten erweitert werden und eine neue Batterie zur Bestreichung des Rheins wie auch ein zweites Werk erhalten; eine zweite Schanze befand sich auch oberhalb der kleinen Stadt gegen Grenzach hin am Rhein, sie wurde indessen im Juli 1639 von den Schweden geschleift. Nach der Doppelschlacht bei Rheinfelden im Jahre 1638 hatten die siegreichen Schweden die ganze Rheingegend von Basel bis über die Waldstädte hinauf besetzt; Niehen, Bettingen, die Chrißhona und Klein-Hünningen waren ganz von Schweden angefüllt. Am 3. März besetzte der schwedische Generalmajor von Taupadel die Schanze von Klein-Hünningen, nachdem der kaiserliche Kommandant auf die erste Aufforderung hin dieselbe geräumt und mit seiner Mannschaft sich rheinabwärts gewendet hatte. Mit dieser Besetzung war der Festung Breisach von oben her rheinwärts jede Zufuhr gesperrt, was deutscher Seits um so mehr empfunden wurde, als der kaiserliche Generalfeldmarschall Götz ein Durchmarschbegehren für seine Truppen an Basel gestellt hatte, um die Festung Breisach zu entsetzen. Die Schweden waren lange Zeit Herren beider Rheinufer. Deren Soldaten waren indessen wenig diszi-

plündernde Leute, denn im Jahre 1639 wird vielfach, namentlich von dem Kommandanten des Spalenthors geklagt, daß sie Durchpassirende berauben; die von Klein-Hünigen waren nicht besser, weshalb der Rath dem am 16. Februar hier anwesenden Generalmajor Joh. Ludwig von Erlach von Breisach Vorfstellungen über das Benehmen der schwedischen Truppen machte. Den 12. Juli kam Herzog Bernhard von Weimar nach Basel und besichtigte die Hüniger Schanzen. Auf seinen Befehl geschah es, daß die Klein-Hüniger Schanze abgetragen wurde. Er fuhr von hier nach Neuenburg und starb schon sechs Tage darauf, erst 35 Jahre alt. Am 17. Juli zeigte der schwedische Oberst Bernhold dem Rathe an, daß die Schanze von Klein-Hünigen geschleift werden solle, man möchte ihm zu diesem Zwecke etwa 40 Soldaten schicken, er werde dafür das Holz und die Pallisaden überlassen; der Rath stützte sich aber auf seine bisher eingenommene Neutralität und erklärte, an der Demolition nicht Theil nehmen zu können, dagegen könne, da sich viele Marktgräber Bauern hier befinden, der Markgraf von Baden Hülfe leisten. Das Holz und die Pallisaden wurden auf diesem Wege der Stadt verabsolgt, wofür der Rath dem Obersten zu Neujahr ein vergoldetes Trinkgeschirr im Gewichte von 84 Loth Silber verehrte.

Das Jahr darauf gelangte die Stadt in den völligen Besitz des Dorfes Klein-Hünigen, indem sie vom Markgrafen alle hohen und niedern Gerichte, Rechte und Gerechtigkeiten um 3500 Renthaler abkaufte. Schlimmer stand es um Groß-Hünigen. Schon Ende Oktober des Jahres 1644 verbreitete sich das Gerücht, als ob die Schanze zu Groß-Hünigen, welche die Franzosen und die Schweden gemeinsam inne hatten, befestigt werden sollte. Der Bürgermeister Wettstein und Rathsherr Wenz erhielten am 6. November vom Rathe den Auftrag, hierüber Erkundigungen einzuziehen und sich das Hüniger Geschäft angelegen sein zu lassen. Gleichzeitig wurde der Oberstzunftmeister Brand beauftragt, bei Herrn von Erlach „zu sollicitiren“. Am 10. reisten Wettstein und Wenz nach Breisach ab, um mit den französischen Behörden daselbst über die Abtretung von Hünigen zu unterhandeln, namentlich mit Rücksicht darauf, daß Basel lange schon den Ort pfandweise besessen und Geld darauf geliehen hätte, wofür aber bei der Zurückgabe des Dorfes weder Kapital noch Zinsen bezahlt worden seien. Der Herzog von Weimar hatte nämlich das Dorf kurz vor seinem Tode einem Herrn Heerwart von Rhon geschenkt, gegen welche Schenkung Frankreich nichts einwendete. Heerwart hatte das Dorf mehrere Jahre im Besitz und war geneigt, es Basel abzutreten. Eine

Verleihung auf zehn Jahre war schon abgeschlossen, die französische Regierung zu Breisach ertheilte zwar ihre Ratifikation, allein es fehlte noch die vom Rathe eingeholte österreichische Genehmigung und diese blieb aus. Die Tagsatzung, welche um ihre Ansicht angegangen wurde, fand die Besitzergreifung Hünningens durch Basel für gerechtfertigt, da derjenige Theil, in dessen Besitz sich das Dorf befinde, damit einverstanden sei. Eine wirkliche Besitznahme fand aber niemals statt und Großhünningen blieb in den Händen der Franzosen; so nahm der Marschall La Ferté, der im Jahre 1654 Landskron belagern wollte, Hünningen in Besitz.

Die Zeiten wurden überhaupt immer schwieriger, der Besitzstand unsicherer, seit Ludwig XIV., dessen französischer Bund 1663 von allen Kantonen zu Paris feierlich beschworen wurde, Herr des Elsasses geworden war. Der König wurde bald für Basel ein unliebsamer Nachbar. Denn nicht nur bemächtigte er sich der Freigravsschaft Burgund, sondern belästigte durch die Kriege, die er führte, auch die Stadt, indem sich öfter in ihrer Nähe deutsche und französische Heere befanden und die Aufrechterhaltung der Neutralität erschwerten.

Von den in diesen Zeitraum fallenden militärischen Operationen wollen wir nur wenige erwähnen. Im Oktober 1676 lagerten die Franzosen unter dem Herzog von Luxemburg auf dem Felde zwischen Häfingen und Blosheim; bei Hünningen errichteten sie starke Batterien gegen die Stadt und montirten sie mit zwölf Geschützen. Im Juni des darauf folgenden Jahres kam der Herzog von Sachsen-Eisenach mit 12,000 Mann Reichstruppen das Elsaß herauf, lagerte sich mit einem Theil derselben in und um Hünningen und schlug am 10. Juni eine Brücke über den Rhein. Bald erschien auch mit einem Heere von 7000 Mann der französische General Baron Pont de Monteclar und lagerte sich Ende Juni bei Burgfelden, das kurz vorher von den Kaiserlichen niedergebrannt worden war. Die Stadt Basel hatte somit zwei gefährliche Feinde in nächster Nähe, die sie im Falle eines Zusammenstoßes in große Bedrängniß hätten bringen können. Die beiden Heere nahmen eine bloß beobachtende Stellung ein; der Herzog von Sachsen scheint indessen Nachricht erhalten zu haben, daß dem Baron von Monteclar Zuzug an Mannschaft und Geschützen folge; er zog sich deshalb in der Nacht vom 30. Juni in aller Stille über die Schiffbrücke zurück und wandte sich nach den vorderösterreichischen Waldstädten. Seine Schiffe verbrannte er bis auf zehn, die den Franzosen schließlich in die Hände fielen. Bruckner sagt darüber: man hielt dies allgemein für eine kluge Retraite. Der neue französische Kommandant von Groß-Hünningen,

Siffredy, ließ den 13. Februar 1678 die Schanze von Friedlingen abbrechen und verbrannte zwei Tage zuvor das benachbarte Dorf Hiltelingen.

Montclar hauste noch lange in der Gegend und auch der französische Marschall de Créqui, der mit 30,000 Mann im Sommer 1678 bei Haltungen sich gelagert hatte, war für Basel eine ständige Bedrohung; auf die Geschichte Hünningens hatte indessen seine Anwesenheit keinen weiteren Einfluß, beide Feldherren verhinderten sogar die Erstellung einer Schanze auf der Kälberinsel am rechten Rheinufer, Hünningen gegenüber.

\* \* \*

Erst das Jahr 1679 brachte eine Wendung der Geschicke. Bald nach dem Abschlusse des Friedens von Nimwegen (5. Februar) verbreitete sich in Basel wie im Jahre 1644 das Gerücht, es werde von Frankreich beabsichtigt, statt der bisherigen Schanze oder Redoute eine förmliche Festung anzulegen, zum Schutze der französischen Besitzungen im Elsaß. Auf diese Nachricht hin stellten die eidgen. Stände an der Tagfagung zu Baden an den französischen Botschafter de Gravelle das Gesuch, sich dafür bemühen zu wollen, daß dieses Unternehmen nicht ausgeführt werde. Der Botschafter versprach seine Vermittlung in dem Falle, daß sowohl wegen der vier Waldstädte am Rhein als anderer Plätze ein Sicherheitsvertrag zu Stande komme; im gegentheiligen Falle dürfe es Niemanden befremden, wenn der König einen Paß, durch welchen er schon vielfach in seinem Gebiete geschädigt worden sei und auch in Zukunft geschädigt werden könnte, auf eigenem Grund und Boden in seinem Interesse verwahre. Dieses bedingungsweise Versprechen erwies sich in der Folge als eine nichtsbedeutende Zusage.

Als im Mai 1679 Ludwig des XIV. erster Minister, der Marquis de Louvois, in's Elsaß kam, sandte der Rath zu Basel den Oberstzunftmeister Abel Socin und den Dreierherrn Christoph Burckhardt zu ihm ab, um einen Glückwunsch bei ihm einzulegen und die Hünninger Angelegenheit zum Besten Basel's zu wenden. Louvois empfing die Abgeordneten am 4. Juni sehr höflich und erklärte ihnen, daß in Sachen Hünningen's noch nichts resolvirt sei und daß, wenn auch etwas geschehen sollte, daraus jedenfalls nur eine Schanze, kaum etwas größer als die jetzige werde. Er wolle deshalb nicht hoffen, daß man dem König dagegen etwas einwenden werde. Diese Antwort wurde auch der Tagfagung mitgetheilt. Louvois kam auch nach Basel und wurde hier festlich gastirt und beschenkt. Aber schon einige Tage nachher brachte man in Erfahrung, daß die Arbeiter

und die Steine für den Bau schon am 9. Juni vom königlichen Intendanten de la Grange bestellt worden seien, von welcher Thatsache sofort dem Gesandten und der Tagatzung wiederum Kenntniß gegeben wurde. Die Tagatzung ordnete in Folge dieser Nachricht am 22. Juli den Oberstzunftmeister Socin von Basel, Namens der eidg. Stände an den König nach Paris ab, mit dem Auftrage, Alles anzuwenden, um von demselben einen Verzicht auf das Festungsprojekt zu erlangen. Inzwischen hatten die Stände vom französischen Botschafter ein Schreiben erhalten folgenden Inhalts: „daß weil dieser Bestungs-Bauw anders nichts als eine Erweiterung deren vorhin schon allda gewessenen Fortifikations-Works und zur Sicherheit der Elsassischen Provinzen nothwendig, auch zu Abhaltung der feindlichen Truppen von den Eidgenössischen Landen sehr dienstlich wäre, und hiemit von Jhro K. Majestät dieses Orts anders nichts vorgenommen werde, als was ein jeder Potentat zu thun befugt, und was die Herren Eidgenossen auch selbst zu Rheinfelden geschehen lassen, — Er hoffen wolle, man werde Eidgenössischer Seits deshalb keine ungleiche Gedanken ferners fassen, sondern zu des Königs jederzeit bezeugten Bündgenössischer Affektion das sichere Vertrauen tragen, daß solliches Bestungs-Work vielmehr zur Ruhe als Ungelegenheit der löbl. Eidgenossenschaft dienlich sein werde,“ zc.

Am 14. Oktober verhandelten Abgeordnete der Tagatzung mündlich mit dem Botschafter über die Streitfrage, man übergab ihm nach der Erfolglosigkeit dieser Unterredung ein Schreiben an den König, dessen Abfendung aber der Botschafter sich wegen einiger Ausdrücke verbat.

Von Paris kam Socin mit ebenso geringem Erfolge nach Hause; der Briefwechsel dauerte noch fort, ohne das mindeste Resultat für die Stände zu erzielen.

Auffallend und resignirt ist die kühle und reservirte Haltung, welche der Rath zu Basel gegen den Schluß dieser Verhandlungen einnahm. Die drei Vororte hatten im Sommer 1679 Basel anfragen lassen, ob es nicht eine Tagatzung für nützlich und der Sache förderlich erachte. Der Basler Rathschreiber protokolliert die Antwort folgendermaßen: „Man werde sich zu allem gerne verstehen, was die Majora mitbringen. Uebrigens sei der Marquis de Puijieux als Kommandant der Festung bereits angekommen.“ Es schien, schreibt Ochs (VII, 144), als wenn der Rath den König nicht beleidigen, und folglich sich nicht im Vorposten zeigen, sondern gern hinter der Mehrheit der Kantone verstecken wollte.

Während die eidg. Stände beriethen, handelte Frankreich. Louvois hatte bereits die Stelle besichtigt, wo die neue Festung sollte angelegt

werden: es konnte keine andere sein, als diejenige, an welcher der Herzog von Sachsen-Eisenach vor zwei Jahren seine Schiffbrücke geschlagen und der militärischen Aktion Montecclar's durch eine geschickte Rückwärtskonzentration sich entzogen hatte. Am 2. August kam der große Festungserbauer Marquis de Vauban selbst nach Hünningen. Der Rath von Basel schickte ihm am 9. eine Deputation entgegen. Vauban versicherte denselben, daß, wenn das Fort fünf Bastionen erhalte, was noch keineswegs eine positive Thatsache sei, dasselbe zwei Büchenschüsse unterhalb der Kirche erstellt werden würde. Vauban hatte sofort die strategische Wichtigkeit Hünningens erkannt und daß, sollte die Neutralität Basels vertragsgemäß gesichert bleiben, von einer Benutzung der Basler Brücke für die Uebersetzung einer Armee über den Rhein keine Rede sein konnte; man mußte also Hünningen in starker Hut halten, um über das linke wie über das rechte Rheinufer verfügen zu können. Seine mehrtägige Anwesenheit in Hünningen benützte Vauban zu den Vorarbeiten der Planirungen. Schon am 11. Oktober gleichen Jahres begannen unter Marquis de Puisieux durch hundert Mann die Erdarbeiten, namentlich das Graben der Wassergräben und das Aufwerfen der Wälle.

Erst im Frühjahr 1680 begann man mit dem Aufführen des Mauerwerks, wozu man die Steine am Hörnli bei Grenzach holte und per Schiff nach Hünningen führte. Das Holzwerk wurde aus dem Hardwald herbei geholt. Am 19. März wurde der Grundstein der Festung gelegt. Es war ein bedeutungsvoller Moment, der auch in den Augen Oesterreichs nicht ohne Würdigung blieb. Mit wachsender Befürchtung sah die österreichische Regierung, wie Frankreichs militärische Macht sich am Rheine befestigte und in den Kabinetten Europa's ein Uebergewicht erlangte, das bisher noch keinem andern Staate zugestanden worden war. Wenigstens suchte sie noch bei der schweizerischen Tagsatzung ihren Einfluß zu sichern und bot Alles auf, um diese zu vermögen, die Errichtung des Festungswerks zu Hünningen lahm zu legen. Allein Vauban unter dem Einflusse der Pouvois'schen Politik förderte das Bauwerk in solchem Maße und unterstützt von so bedeutenden Hilfsmitteln, daß bald eine gewaltige Citadelle in Mitte der aufgeworfenen Wälle und Gräben entstand. Im Monat August kam der Minister Louvois wiederum nach Hünningen, um den Stand der Arbeiten zu besichtigen; seine Anwesenheit war ein neuer Sporn für den Fortgang des Werkes. Er war es jedenfalls, der auch dafür sorgte, daß die stolzen lateinischen Inschriften über die Thore, namentlich über das Basler Thor, angebracht wurden:

Huningam firmum Alsatae munimentum Anno 1680. Ludovicus XIV. erexit, intra unius anni; fere spatium, incredibili cum studio inceptum atque perfectum. (Ludwig XIV. hat Hünigen, des Elsasses festestes Bollwerk, das mit einem unglaublichen Eifer innerhalb eines Jahres angefangen und vollendet worden, im Jahre 1680 aufgeführt). Am Basler Thore las man:

Ludovicus M. Rex christianissimus, belgicus, sequanicus, germanicus, pace Europae concessa, Huningam arcem, sociis tutelam, hostibus terrorem, extruxit. (Ludwig der Große, der allerchristlichste König der Belgier, der Sequaner, der Germanen, hat, nachdem er Europa den Frieden gewährte, die Festung Hünigen erstellt, seinen Verbündeten zur Schutzwehr, seinen Feinden zum Schrecken.)

Gleichzeitig wurden zu Ehren des Ereignisses goldene und silberne Medaillen geprägt mit der Legende auf dem Revers: *Muniti ad Rhenum fines. Huningo condita 1680.* (Befestigte Rheingrenzen, Hünigen im Jahre 1680 erstellt.) Der Avers der Medaille stellte Hünigen in Gestalt einer Frau dar, die der Kriegsgöttin den Grundriß der neuen Festung anbot, und den Rheingott, der seinen Beifall dazu erteilte. Ob auch im Arsenal der neuen Festung, wie behauptet wird, eine Kanone existirte, mit der Aufschrift: „*Si tu te remues, Bâle, je te tue,*“ oder nach einer andern Lesart: „*Si tu bouge Bâle! je te brûle!*“ wollen wir dahin gestellt sein lassen. Ochs gibt diese Notiz ebenfalls unter Vorbehalt.

Neue Aufregung entstand in Basel, als am 2. Juli 1681 dem Rathe angezeigt wurde, daß der Baron Montecclar mit einem französischen Ingenieur am Barmsteine bei Hünigen Vermessungen vorgenommen hätte und daß die Rede ging, es sollte daselbst eine Citadelle erstellt werden. Man berichtete an die dazumal versammelte Tagsgang; der Fall hatte keine weitem Folgen, aber es scheint schon damals im Plane Vauban's gelegen zu haben, auf jener Stelle, die später in der Nähe der Festung errichtete Redoute à machicoulis zu bauen.

Am S. Ludwigsfest 1681 wurde die Festung feierlich eingeweiht und mit Geschützen montirt, die sofort urbi et orbi durch einen unausgesetzten Kanonendonner das Ereigniß zur Kenntniß brachten. Erneuerter Kanonendonner ertönte am 15. Oktober, als König Ludwig aus dem eroberten Straßburg nach dem besetzten Hünigen kam und die Arbeiten besichtigte. Der Marquis de Puisieux in Hünigen zeigte dem Rathe die Nachricht von der Einnahme Straßburgs an und meldete gleichzeitig des Königs und des Dauphins bevorstehende Ankunft in der Festung. Es wurden

zwei Gesandte ernannt, die in Begleit des Stadtschreibers Harder den König zu begrüßen hatten: Bürgermeister Krug und Oberstzunftmeister Burckhardt, ferner begleitete sie Rathsherr Zäslin, der mit den französischen Behörden in gutem Einvernehmen stand. Ueber das Datum der Ankunft des Königs in Hünigen existiren vier Versionen: Ochs 10., Luz 11., Latrüffe 15., Bruckner am 26. Oktober. Das Datum von Latrüffe wird wohl das zutreffende sein, am 3. Oktober hielt nämlich der König seinen Einzug in Straßburg, am 9. war er in Ensisheim, am 11. in Kolmar, am 15. in Hünigen. Die schweizerischen Stände standen nicht an, ihn in Ensisheim begrüßen zu lassen. Dreißig Abgeordnete mit einem Geleit von 250 Reitern, den Bürgermeister Hirzel von Zürich und den Schultheißen von Erlach an der Spitze, erschienen in der alten deutschen Stadt und wurden zur Audienz geführt. Hirzel sprach viel von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Eidgenossen zu allen Zeiten die Verträge mit Frankreich beobachtet hätten. Er und die andern Gesandten standen mit entblößten Häuptern nicht nur vor dem Könige, sondern selbst vor dem Herzog von Orleans und dem Dauphin. Ludwig lobte so gute Gesinnungen und sprach die Zuversicht aus, daß sie in treuer Erfüllung ihrer gegen die Krone Frankreichs eingegangenen Verpflichtungen beharren werden. Solche Erniedrigung, der Fall des alten Verbündeten von Straßburg und die Vollendung der Festungswerke von Hünigen weckten in ächten Schweizerherzen den tiefsten Schmerz. Man gedachte, wie ganz anders die holländischen Abgeordneten im Jahre 1679 in Paris aufgetreten seien, und wie Prinzen von Geblüt sie aus ihrer Herberge zur Audienz hatten abholen müssen. Die öffentliche Meinung sprach sich so stark aus, daß bei einer abermaligen Reise Ludwigs durch das Elsaß (1683) die Tag-satzung eine so schmachvolle Abordnung nicht wiederholen durfte, doch gingen damals drei Abgeordnete von Basel zu seiner Begrüßung nach Kolmar ab. Basel scheint das Beunruhigende seiner Lage überwunden zu haben, denn als der König nach Hünigen kam, donnerten dreimal 60 (?) Kanonenschüsse von den Wällen der Stadt. Der König unterhielt sich freundlich mit den Basler Gesandten, und erneuerte ihnen die Versicherungen des Botschafters de Gravelles, daß die Erstellung einer Citadelle an den Grenzen der Schweiz keinen Schatten auf die schweizerische Nation werfen solle; daß Basel nichts zu befürchten habe, daß sein Handel unter dem Schutze der Unverletzbarkeit der Grenzen nur gewinnen könne; Hünigen sei erstellt worden zum Schutze vor fremder Invasion und zur Anerkennung und Heilighaltung der schweizerischen Neutralität. Jeder Ab-

geordnete erhielt (nach Dhs) 50 Gold-Dublonen (nach Fuß und Latröße 100) als Zeichen der königlichen Gnade, der Stadtschreiber Harder 30 Louisd'or. Da ihnen die Geschenke vom Rathe belassen wurden, schickte Bürgermeister Krug das seinige in den Spital, Harder die 30 Dublonen in die Schulen auf Burg.

An der Festung wurde fortwährend gearbeitet, doch konnten die Hauptwerke erst 1683, das Ganze 1691 vollendet werden. Während des Baues gab es noch verschiedene Anstände in Bezug auf die Herbeischaffung des Steinmaterials, das im Steinbruch bei Grenzach gebrochen und zu Schiff nach Hüningen verbracht wurde. Den nächsten Anlaß dazu lieferte die Aufwerfung einer Schanze beim Grenzacherhorn, allerdings auf Markgräflich Durlach'schem Boden, immerhin in einer Lage, von welcher aus sowohl die große Heerstraße Basel-Zürich als auch die Brücke über die Birs beherrscht und somit die Stadt nach der Ostseite hin völlig isolirt wurde. Basel wandte sich neuerdings an die Tagsatzung, die Kantone reklamirten beim französischen Gesandten, aber ohne Erfolg; der Versuch, auf bewaffnetem Wege die neue Zumuthung abzuweisen, scheiterte an dem Verhalten der katholischen Kantone, die fanatischer Eifer wegen der Aufhebung des Ediktes von Nantes und die reichlichen Jahrgelder zu Gunsten des Königs stimmten. Indessen fanden die Franzosen es doch rathsam, das Werk von Grenzach aufzugeben, um sich mit vermehrten Kräften der Hauptfestung Hüningen zuzuwenden, die nach der Basler Seite hin noch durch bedeutende Vorwerke vermehrt werden sollte. Auf der Tagsatzung im September 1690 zu Baden machte man dem französischen Botschafter Amelot Vorstellungen über diese neuen Belästigungen an der Schweizer Grenze; derselbe erklärte, daß ihm von einem Vergrößerungsplan der Festung nichts bekannt sei. Indessen machten die Bauunternehmer Aufkäufe von Schauwerkzeug in Basel und Hüningen erhielt einen Zuwachs von vier Arbeiterbataillonen. Am 28. Oktober erließ die Tagsatzung eine neuerliche Vorstellung an Frankreich und ordnete zu diesem Zwecke einen besondern Gesandten nach Paris ab, was nicht ohne Erfolg blieb. Die Ausdehnung der Festung durch Vorwerke wurde einstweilen fallen gelassen.

Aber nach einer andern Richtung hatte die Thätigkeit der französischen Genieoffiziere sich bemerkbar gemacht. Gegenüber der Festung liegt eine durch einen schmalen Rheinarm gebildete länglichte Insel, die zum kleinern Theile Basel, zum großen Theile dem Markgrafen von Baden-Durlach angehörte, früher Frauenwörth, dann Kälber-Insel und endlich Schuster-Insel geheißen. Anfangs hatten die Franzosen daselbst eine

Schanze errichten wollen, auf geschehene Vorstellungen Basels hin gaben sie das angefangene Werk auf und der Rath der Stadt ließ daselbst Grenzpfähle erstellen. Am 18. September 1693 erwuchs indessen aus den lange herumschwirrenden und schon im Jahre 1686 aufgetauchten Gerüchten eine positive Thatsache: es wurde daselbst ein Hornwerk angelegt, das augenscheinlich bestimmt war, als Brückenkopf zum Schutze einer projektirten Brücke zu dienen. Demselben wurde auf der Insel selbst ein großes Ravelin (ein Wallschild) vorgelegt, das sich an den kleinen Rheinarml anlehnte. Auf dem rechten Ufer dieses Armes entstand eine große Lunette von zwei Reduits flankirt. Die rechte Flanke des Hornwerkes streifte die Basler Grenze. Die Besorgniß, es möchte hier eine Brücke erstellt werden, veranlaßte den Rath, durch den Dreierherren Zäslin und durch den Stadtschreiber am 29. Dezember Erkundigungen einzuziehen; aber erst am 15. Januar 1694 erhielt man die Antwort des Festungskommandanten, es sei dies Mal von einer Rheinbrücke nicht die Rede, dagegen dürfte wohl in Kriegszeiten eine Schiffbrücke die Vermittlung beider Werke unterstützen. Wie die Antworten französischer Seits von jeher Ausflüchte waren und ihnen sofort die geleugnete That auf dem Fuße folgte, so war es auch dies Mal. Im Jahre 1688 war die stehende Rheinbrücke vollständig fertig gebaut, bei Beendigung des Krieges im April 1698 nach dem Ryswiker Frieden indessen wieder abgebrochen und das Fahrschiff hergestellt worden. In den Frieden von Ryswikk wurden bekanntlich auch die Schweizertantone eingeschlossen und Kaiser und Reich traten alle ihre linksrheinischen Besitzungen an Frankreich ab. Die Tagsatzung hatte zwar versucht, die Schleifung der Festung Hüningen durch die Kongressmächte zu erwirken, es kam aber zu keinem andern Resultate, als daß die Rheinbrücke zu Hüningen mit ihrem Hornwerk und der Vorschanze abgetragen wurde. Diese Abtragung der Schanzwerke war aber eine so mangelhafte, daß dieselben beim ersten Kriegslärm in wenig Tagen wieder in den vorigen Stand versetzt werden konnten. Dies geschah denn auch in der That im spanischen Erbfolgekrieg, als 1702 die Kaiserlichen Hüningen gegenüber bei Friedlingen eine Sternschanze errichtet hatten, welche die Franzosen nach der Schlacht von Friedlingen wieder zerstörten, während sie ihr eigenes Hornwerk wieder in besten Stand gesetzt hatten. Dieses hingegen erlitt das gleiche Schicksal nach dem Frieden zu Baden im Margau; im Jahre 1714 wieder aufgebaut, fiel es neuerdings 1751, und wurde gründlich zerstört am 2. Febrnar 1797.

Im Jahre 1741 beim österreichischen Erbfolgekrieg wurde unter Ludwig XV. eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen und 1746 eine ständige Brücke erstellt, aber auch diese mußte nach fünf Jahren in Folge des Friedens von Aachen wieder abgetragen werden. Von da an haben nur Schiffbrücken den Verkehr der beiden Ufer vermittelt, bis der deutsch-französische Krieg der 1870er Jahre hier neben der Schiffbrücke eine stehende Eisenbahn-Brücke erbrachte.

Sehen wir nun, was mit dem Dorfe Hünningen unterdessen vorgegangen ist. Das alte Dorf Hünningen befand sich der Festung gegenüber in einer zu bedenklichen Nähe, um nicht die Aktionsfähigkeit derselben, namentlich mit Bezug auf die Stadt Basel, zu beeinträchtigen. Die Militärbehörden schlugen daher vor, das Dorf abzurechen und anders wohin zu verlegen. Eine königliche Ordonnanz vom Monat Februar 1684 (*Ordonnance d'Alsace 1657—1725*, Bd. I, S. 138), befahl deßhalb die Verlegung des Dorfes nach der 800 Toisen unterhalb der Festung liegenden Rhein-Insel Aoust und den Neubau eines Dorfes. In der Ordonnanz heißt es nun allerdings in den einleitenden Motiven, daß die Bewohner des Dorfes Hünningen gebeten hätten, anderswo ihre Hütten aufzuschlagen zu dürfen; allein dies ist nur eine der vielen Redensarten, womit militärische Zwecke vertuscht wurden. Es wurden die Bewohner angehalten, die angewiesene Insel als zukünftigen Wohnort zu nehmen und um ihnen die Sache zu erleichtern, wurde angeordnet, daß sie für das verlorne Terrain neue Gebietstheile erhielten, wofür ihnen der k. Intendant im Elsaß gültige Rechts- und Eigenthumstitel auszustellen hatte. Das Holz zu den Wohnungen konnten sie unentgeltlich im Hardwald schlagen. Auf drei Jahre hinaus wurden sie von allen Civil- und Militärsteuern befreit und waren die General- und Domänenpächter angewiesen, die Bewohner in keiner Weise damit zu belästigen. Das Dorf wurde laut der erwähnten Ordonnanz getauft *Bourg neuf d'Aoust*.

Die Stadt Basel ihrerseits war Zehnherr und Kollator der Pfarrei Hünningen; die französische Regierung verlangte nun, daß der Rath Kirche und Pfarrhaus auf eigene Kosten erstellen solle, sie würde die Hälfte der Kosten übernehmen. Der Rath machte Vorstellungen, beide Gebäulichkeiten seien im besten Zustande, eine Mitbetheiligung Basel's sei eine ganz ungerechtfertigte Zumuthung. Allein der k. Intendant im Elsaß ließ einfach unter Mittheilung, daß die Baukosten sich auf 2000 Reichsthaler be-

laufen, Kirche und Pfarrhaus abbrechen und da Basel die Hälfte der Kosten mit 1000 Thaler nicht entrichtete, den Basler Zehnten im Jahre 1688 mit Beschlagnahme belegen. Ein Jahr vorher, im April war das Dorf vollständig abgebrochen worden und die Einwohner hatten sich bereits in Neudorf oder wie es später hieß, Village neuf und in S. Louis niedergelassen.

Die neue Festung bevölkerte sich rasch, nachdem der König schon im Dezember 1679 der zukünftigen Stadt das Privilegium eines Wochenmarktes, der alle Donnerstage stattfinden sollte, ertheilt hatte. Die Handelsleute, welche mit Lebensmitteln und Waaren aller Art den Markt zu besuchen wünschten, waren für ihre Fuhrwerke, Pferde, Wagen, Karren und Waaren von jeder Abgabe, von Zoll und Steuer befreit. Im April 1684 erhielt die Stadt ihre vollständige kommunale Organisation, und da die Gemeinde kein eigenes Vermögen besaß, ertheilte ihr die Regierung das Recht, zur Bestreitung der Kosten für die Unterhaltung der Gebäude, der Straßen und des öffentlichen Dienstes, eine Abgabe beziehen zu dürfen, von jedem geschlachteten Ochsen 40 Sous, von einer Kuh 20, von einem Kalb 5, von einem Schwein 10, von je 30 Maß in den öffentlichen Wirthschaften verbrauchten Weins ein Ohngeld von 2 Sous, und als dann auch für die Kaufleute an den Markttagen geeignete Verkaufsorte hergestellt waren, von jedem Händler und Verkäufer 1 Sou. Außerdem gewährte das gleiche Patent, das wie alle übrigen Privilegien der Stadt im Jahre 1727 bestätigt wurde, das gleiche Recht, ihren Salzbedarf wie die Stadt Breisach zu einem ermäßigten Preise, zu 7 Pfd. 10 Sous per Centner kaufen und zu 12 Rappen (2 Sous, 8 Deniers) verkaufen zu dürfen.

\* \* \*

Zum Schlusse noch einige Worte über das Festungswerk selbst. Das Werk bestand aus einem ziemlich regelmäßigen Pentagon. Vom Rheine bespült, war die Stadt von fünf bastionirten Fronten eingeschlossen; jede der fünf Courtinen (Mittelwälle) war durch eine Tenaille (ein Zangenwerk) beschützt, dem eine Lunette vorgelegt war; ein breiter Graben umschloß diesen Gürtelwall und lief im Rheine aus, von dem er das Wasser empfing und das noch einmal ringsum die innere und äußere Grabenböschung bespülte. Die Hauptböschung hatte 8 Meter 30 Centimeter Höhe im ganzen Umlauf, die der Verschanzungen, Bastionen und Contrescarpen 6 Meter. Im Norden und Süden erhoben sich zwei Hornwerke:

das eine war gegen die Stadt Basel gerichtet und erhielt seine Bedeutung durch zwei Fortinen, die als vorgerückte Werke (forts avancés) dienten: der Machicoulsthurm an der Basler Straße und das Sternwerk. Ein befestigter Damm, dessen flache Batterien die ganze Linie des Flusses bestrichen, verband die Festung mit dem Rhein; die mehrfach erwähnte Schiffbrücke vermittelte den Verkehr der beiden Ufer. 140 Geschütze krönten die Wälle.

Die Stadt selbst, die in 140 Wohnungen Raum für 1200 Einwohner bot, war den Linien der pentagonalen Fortifikation entsprechend, regelmäßig gebaut; die militärischen Verwaltungsgebäude und dreistöckigen Kasernen, für 5000 Mann berechnet, umschlossen den ein längliches Rechteck bildenden Waffenplatz in Mitte der Stadt. An derselben stand an hervorragender Stelle die neue Pfarrkirche. Ein Spital auf der Rheinseite konnte bei 200 Kranke aufnehmen. Das Zeughaus war bombensfest hergestellt. Vauban hatte seine ganze Befestigungskunst aufgewendet, um aus Hüningen eine Festung ersten Ranges zu machen: kassemattirte Flanken, von Geschützen strotzende Wälle, Blendungen, gedeckte Wege, Läufer, die die ganze Ebene beherrschten. Nichts war vernachlässigt worden. Zu dieser Ausstattung half die topographische Lage wesentlich die Bedeutung von Hüningen erhöhen. Durch Hüningen und Belfort wurde der breite Einschnitt, der den Jura von den Vogesen trennt, vertheidigt; damit waren die strategischen Straßenlinien, welche von Basel nach dem Herzen des Königreichs, nach Blamont, Belfort, Vesoul, Besançon, Dijon und Paris führten, geschlossen. Daß diese Straßen mit der Uebergabe von Hüningen geöffnet werden konnten, zeigten die militärischen Aktionen von 1814 und 1815.

## Die Volksaufstände im bernischen Jura gegen den Bischof von Basel.

Von F. A. Stöcker.

Das 18. Jahrhundert zeichnet sich in der Schweizergeschichte durch viele revolutionäre Bewegungen und Aufstände um Recht und Freiheit aus wie kein Jahrhundert zuvor. Diese Aufstände sind zwar alle örtlicher Natur, allein alle haben eine gemeinsame oder ähnliche Ursache: entweder

war es das unverhältnismäßige Uebergewicht, das eine Stadt, oder einzelne Geschlechter derselben, das ein Staat oder ein Kirchenfürst über die Mehrheit des Volkes besaß, um dessen Ausgleichung diese Mehrheit kämpfte; oder das Ziel der Aufständischen in den Kantonen oder in den zugewandten Orten ging nach Wiederherstellung der alten, verbrieften Rechte und Rationalüberlieferungen; oder endlich verlangten, wie in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts die Bürger für die neuen, von den Philosophen der Zeit mit dem Zauber der Beredsamkeit vorgebrachten Theorien eingenommen, völlige Gleichheit und Volkshoheit im heutigen Sinne.

Alle diese Revolutionsversuche sind gescheitert und viele aufrichtige Freunde und biedere Vertreter der Volksrechte, wie Pierre Fatio und Lemaitre in Genf, Major Davel in Lausanne, Samuel Henzi in Bern, Blasid Schuhmacher in Luzern, Pierre Chenaux in Freiburg, Pierre Pequignat in Courgenay, Landammann Josef Anton Suter in Appenzell u. a. m., fielen als Opfer der Strenge des Gesetzes oder der Rache der Regierenden. Die düstere Gestalt des Nachrichters nimmt in der Geschichte des 18. Jahrhunderts eine bedeutsame Stelle ein und überall, wo politische Umwälzungen, Glaubenszwiste und Geistesfortschritte, diese drei Thatsachen des Jahrhunderts sich aufgethan, deckt der rothe Mantel des Henkers die Blüten der geistigen und politischen Entwicklung unseres Volkes.

\* \* \*

Aus der Periode des vierten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts gedenken wir unsern Lesern in kurzen Zügen nach den Schriften des jurassischen Geschichtsforschers August Quiquerez\* die Geschichte der Aufstände vorzuführen, welche vom Jahre 1730 bis 1740 den bernischen Jura statt aus der geistigen Knechtschaft zur Freiheit, in noch größeres Elend geführt haben.

Der zwischen die schweizerische Eidgenossenschaft, Frankreich und das deutsche Reich eingekleite heutige Jura vereinigte in sich alle verfassungsmäßigen Verwicklungen der damaligen ganzen Schweiz. Unter einem Szepter, der am einen Ende die Form eines Bischofsstabes, am andern

---

\* Quiquerez, Aug., Histoire des troubles dans l'Evêché de Bâle en 1740. Publié à la mémoire de Pierre Pequignat et des courageux patriotes de 1740. Delémont, 1875. J. Boéchat. 284 pages.

die eines Schwertes trug, seufzten und litten kleine, unter sich durch die Verschiedenheit ihrer Beziehungen getheilte Provinzen. Der Souverain, der Bischof von Basel, erhielt vom deutschen Reich seine politische, von Rom seine kirchliche Macht; in der einen Hand trug er den Hirtenstab, in der andern das Schwert. Er hatte das Recht, Krieg zu erklären und die Pflicht, Frieden zu predigen. Seine Residenz befand sich in Bruntrut. Trogdem er katholischer Priester war, ernannte er oft reformirte Minister. Seine Rätthe waren halb Geistliche, halb Laien. Seine Diözese erstreckte sich über einen Theil des katholischen Elsasses und über die reformirten Kantone. Biel, Neuveville und das St. Immerthal gehörten zur Diözese Lausanne. Die Hälfte der fürstbischöflichen Staaten war deutsches Reichslehen, der Rest mit den Schweizerkantonen verburgrechtet. Der eine Theil war katholisch, der andere kalvinisch-reformirt. Der Bischof selbst wurde durch das Kapitel gewählt und von Papst und Kaiser bestätigt; das Volk bezahlte die Kosten.

Das Land besaß folgende Eintheilung:

1) Biel, die Stadt war beinahe unabhängig und seit Jahrhunderten mit Bern verburgrechtet.

2) Die Stadt Neuveville, ebenfalls mit Bern im Burgrecht, besaß große Freiheiten; der Bischof wählte ihr, wie der Stadt Biel, den Schultheißen.

3) Das St. Immerthal gehörte zu Biel.

4) Die Propstei Montier-Grandval war zur Hälfte katholisch, zur Hälfte protestantisch und mit Bern verburgrechtet. Seit dem 16. Jahrhundert waren dem Propste vom Bischof die bereits souverän ausgeübte Rechtjame genommen worden, welche derselbe über die Gegend ausübte.

5) Das ganze Delsbergerthal, katholischer Konfession, gehörte zum deutschen Reich. Die Stadt hatte ihre Freiheiten und vom Thal unterschiedene spezielle Rechte. Das Thal, das vom Kastellan des Bischofs verwaltet wurde, besaß vom Jahre 1430 einen Immunitätsbrief, allein zur Zeit des Aufstandes existirten nur noch unsichere Erinnerungen an denselben.

6) Zwischen dem Gebiete der Propstei und dem Kloster von Bellelay lag das mit Solothurn verburgrechtete Territorium La Courvine; die Jurisdiktion empfang es vom Kastellan von Delsberg.

7) Die Propstei St. Ursanne besaß einen Freiheitsbrief aus dem 15. Jahrhundert; der Bischof entriß ihr dagegen nach und nach alle die besessenen Rechte.

8) Die Freiberge waren durch einen besondern Vogt verwaltet und besaßen eine Freiheitsurkunde aus dem Jahre 1384.

9) Die Ajoie oder das Elsgau, in vier große Mairien getheilt, erfreute ebenfalls seit Langem sich ihrer Freiheiten, allein dieselben erschienen vom Fürst-Bischof immer gefährdeter, namentlich seitdem der Bischof in Bruntrut residirte. Diese Stadt — die unabhängigste nach Biel — sah ihre Rechte sehr oft vom Bischof bedroht; sie behauptete jedoch dieselben fortwährend mit Eifer und ernannte ihren Rath und ihre Richter selbst, der Bischof wählte ihr nur den Schultheißen. Der Freiheitsbrief der Ajoie führt in's 14. Jahrhundert zurück; zwar wurde er 1462 und Anfangs 1500 erneuert, allein die Angriffe auf denselben kamen so rasch und so gewaltsam, daß die Jurassier beim Kaiser Klage führen mußten, worauf eine Unterhandlung in den Jahren 1551 bis 1560 erfolgte, die sich indessen bis zum Ende des Jahrhunderts fortschleppte. In Folge einer Volksversammlung zu Courgenay mußte sich der Bischof Jakob Christoph von Blarer 1560 zu einem Kompromiß herbeilassen; gleichwohl wurde das Volk getäuscht; denn die Kurie änderte den Kodel.

10) Das Laufenthal gehörte zum Schlosse Zwingen, die Stadt und die Dörfer des Thales besaßen einige Freiheiten, die ihnen aber bald, namentlich durch den despotischen Bischof Blarer entrissen wurden, der das Thal, das seit einem halben Jahrhundert reformirt war, wiederum zur Annahme des Katholizismus zwang.

11) Das gleiche war mit den Vogteien Pfeffingen und Birseck der Fall, die indessen an den Unruhen keinen Theil nahmen.

Zu dieser zusammengeflüchten Organisation des Bisthums kam noch eine neue Staatseinrichtung, die zu vielfachem Wirrwarr Veranlassung gab. Jede Gemeinde, jede Gegend hatte, wie wir gesehen haben, gewissermaßen eine besondere Verfassung. Zu diesen trat noch die Versammlung der Landstände hinzu, welche die Abgeordneten aller 11 Landestheile in sich vereinigte.

Die zeitweilige Einberufung der Ständeversammlungen war nichts als ein Auswuchs der Verlegenheiten des Bischofs; wenn die verschwenderischen Fürsten keine Kirchengüter mehr zu verpfänden, keine Liegenschaften mehr zu verkaufen hatten, dann beriefen sie die Stände bald dieser, bald jener Gegend ein, um von ihnen gegen einige Privilegien und Freiheiten Gelder herauszupressen. Nie wurden alle Stände zusammen einberufen, indem die mit der Schweiz verbürgrechteten Gegenden sich meist steuerfrei

erachteten und nichts zu den Abgaben beitrugen, welche der Fürst von den unter dem deutschen Reiche stehenden Gegenden verlangte.

Diese Stände zählten drei Gruppen: Geistlichkeit, Adel und dritter Stand (Städte und Herrschaften). Die letztere Gruppe war aus den 11 Landgebieten zusammengesetzt, wie wir sie vorhin aufgeführt haben. Der Fürst behielt sich das Recht vor, den Ort der Versammlung und die Verhandlungsgegenstände selbst zu bestimmen. Er bestritt den Ständen die Befugniß, sich in die Allianzverträge mit auswärtigen Staaten zu mischen. Erst nach einem Jahrhunderte langen Kampfe erlangten die Stände am 5. Dezember 1700 auf einer Versammlung zu Delsberg das Recht, den Adel und die Geistlichkeit mit Steuern belasten zu dürfen, allein während der dritte Stand eif f Theile bezahlte, trugen der erste und zweite Stand nur einen Theil der Lasten.

So waren die Ständeversammlungen faktisch nur Rätthe für Steuerbewilligungen und Genehmigung der Rechnungen. Eine Einmischung in den Gang der Dinge durften sie sich nicht erlauben. Diese Zurücksetzung mußte die Vertreter des Volkes tief verletzen und zu mehreren Malen suchten sie mehr Rechte, jedenfalls die ihnen vorenthaltene Rechte, wieder zu gewinnen.

So standen die Dinge im Bisthum, als das hohe Kapitel den 11. Juli 1705 nach einer sieben-tägigen Wahl den Herrn Johann Konrad von Reinach-Hirzbach, aus einem alten Adelsgeschlechte der Schweiz, zum Bischof wählte.

\* \* \*

Johann Konrad von Reinach-Hirzbach, der neugewählte Fürstbischof, der statt die Liebe seiner Unterthanen zu suchen, sie verachtete, eröffnete seinen Regierungsantritt mit Angriffen auf die Rechte und Freiheiten derselben und erschloß damit eine Quelle von dreißig-jährigen Unruhen und Aufständen. Er begann durch Anhebung von Verwaltungstreitigkeiten und Konflikten über seine Hoheitsrechte mit der Stadt Biel, dem St. Immerthal, der Propstei Moutier-Grandval und endlich mit allen andern, mit Schweizerstädten verburgrechteten Gemeinden und Gegenden. Im Jahre 1711 theilte er die Bewohner des Münsterthales nach ihrer Konfession und verpflichtete die Reformirten, in der kurzen Frist von zwei Monaten, sofern sie im katholischen Landestheile wohnten, ihre Güter zu verkaufen und nach dem protestantischen Theile auszu ziehen. Die zerstreut

wohnenden Katholiken aber durften im protestantischen Gebiete ebenfalls nicht verbleiben, sondern mußten in den katholischen Theil übersiedeln. Daher kommt es, daß seither die Katholiken in dem Theile genannt „Moutier sur les Roches“, die Protestanten in „Moutier sous les Roches“ wohnen. Wer seine Liegenschaften nicht innert der genannten Frist verkaufen konnte, für den mußte die Gemeinde den Verkauf übernehmen. Dieser Befehl war eher eines Barbaren, als eines Kirchenfürsten würdig. Papst Klemenz XI. hob die Ordonnanz zwar auf, allein der Bischof kümmerte sich nicht um den päpstlichen Befehl und hielt seinen Beschluß aufrecht; zur Unterstützung seiner saubern Pläne ging er sodann ein neues Bündniß ein mit den sieben katholischen Kantonen, mit denen er früher schon Allianz geschlossen hatte.

Zu seinem ersten Minister hatte der Bischof seinen Neffen Franz Christoph von Ramschwag gewählt und zu seinem Geheimsekretär ein Landeskind, einen gewissen Laufscher von Perles aus dem St. Immerthal. Beide besaßen das vollste Vertrauen des Fürsten und erlangten einen solchen Einfluß auf die Verwaltung des Bisthums, daß sie eigenmächtig im Namen des Bischofs Ordonnanzen unterzeichneten, was bis dahin nie geschehen war.

Unter den Befehlen, welche auf diese Weise erlassen wurden, befindet sich ein solcher vom 29. Dezember 1719, der eine Menge der verschiedensten Dinge beschlägt, die alle in die bestehenden Gebräuche und Rechte des Volkes eingriffen und deren Abschaffung oder Abänderung allgemein verletzen mußten. Nur einige Beispiele von vielen: Jeder Eisenarbeiter mußte das Eisen, das er bearbeitete, bei den bischöflichen Eisenschmelzen kaufen, Zuwiderhandelnde wurden mit 50 Pfund gestraft; wer anderswo als bei den bischöflichen Salzstellen Salz kaufte, wer seine Lumpen anders als an die bischöflichen Papiermühlen verkaufte, wurde bestraft; wer jagen oder fischen ging, wurde bestraft; wer Holz außer Landes verkaufte, wer in fremde Militärdienste zog, wurde bestraft. Der Fürst wollte seine Münze wieder herstellen und Geld prägen lassen; wer daher Gold, Silber oder Billon außer Landes verkaufte, wurde gebüßt. Das alte Kupfer mußte alles in die bischöfliche Münze getragen werden und daraus wurden Batzen und Halbbatzen geschlagen. Bis zum Jahre 1730 mehrten sich zahlreich die Verordnungen aller Art in allen Gebieten der Polizei, Justiz und Verwaltung. Alle waren derart beschaffen, daß das Land in gerechte Unruhe über seine Zukunft gerieth.

Alles bisher Dagewesene übertraf indessen das Dekret vom Februar 1726. Anscheinend enthielt dasselbe in seinen 34 Seiten nur Verwaltungsmaßregeln, wie sie von der Zeit geboten schienen; es wurden darin z. B. eine Anzahl Kammern aufgestellt, die bei guter Tendenz der Ordonnanz hätten vortheilhaft wirken können, allein sie hatten den Fehler, daß sie große Kosten verursachten und die Gemeindefreiheit bis in's innerste Mark verletzten. Zwar erklärte der Fürst im Eingange des Dekretes, daß er die Privilegien der Unterthanen und die bestehenden Rechte nicht antasten werde, aber dieses Versprechen war nur eine Redensart, ein Fürstenwort, auf das ein Volk sich nicht vertrauend stützen konnte. In Wahrheit war die Ordonnanz von 1726 eine neue Verfassung, die weit entfernt, von den Unterthanen gebilligt zu werden, ihre Rechte und Freiheiten in höchstem Grade beeinträchtigte. Die ausübenden Beamten verstanden es zudem sehr wenig, den neuen Zustand erträglich zu machen.

Die Bewohner der Freiberge waren die Ersten, welche protestirten. Im Jahre 1659 hatte das Bisthum in Folge des dreißigjährigen Krieges eine Schuldenlast von 158,000 Basler Pfund, welche durch neue Steuern, die in die Schuldentilgungskassen von Bruntrut und Delsberg flossen, bezahlt werden sollten. Diese Steuererhebung sollte nach einem Versprechen des Bischofs eine vorübergehende sein (1688); als aber Johann Konrad von Reinach auf den bischöflichen Thron kam, entnahm er derselben nicht nur 19,000 Pfund, welche seinem Vorgänger Wilhelm Jakob von Rinf bewilligt worden war, sondern verlangte auch noch ohne Revers die Summe von 18,000 Pfund, nachdem schon von 1679 bis 1681 bei 54,000 Pfund für den Kirchenbau und die Chorherrenwohnungen von Arlesheim verwendet worden waren. Außerdem nahm er noch 18,527 Pfund für seine Thronbesteigung und Konsekration in Rom aus der Kasse.

Diese gewaltthätigen, durch kein Gesetz gerechtfertigten Maßregeln erbitterten das Landvolk auf's Neue, indem es nicht nur sehen mußte, wie seine Gelder statt zur Tilgung der Staatsschulden verwendet, verschleudert wurden, sondern auch Anlaß gaben zur Umwandlung einer zeitweisen Steuer in eine dauernde und ständige. Die Bewohner der Freiberge waren, wie gesagt, die Ersten, welche die Abschaffung dieser Steuer verlangten, allein am Hofe wurde dieses Begehren als eine Beleidigung der absoluten Herrschaft des Souveräns betrachtet und die Beschwerdeführer wurden ohne Weiteres abgewiesen. Eine zweite Beschwerde blieb fruchtlos, dafür wurden die Abgeordneten der Bergleute verhaftet und im September 1727 als Rebellen auf die französischen Galeeren geschickt.

Der allerchristlichste König, Ludwig XV. von Frankreich, ließ seinem Freunde, dem verschwenderischen Bischof von Basel, seine Galeeren. Glücklicherweise konnten zwei Verurtheilte dem Bagno von Toulon entfliehen; zwei andere sollten in die Schlösser von Aesch und Pfeffingen eingethürmt werden, auch sie entkamen durch die Flucht am 29. Juli 1728. Ein armer Dachdecker war angeklagt worden, ihre Flucht begünstigt zu haben, er wurde in's Gefängniß geworfen, auf die Folter gespannt und endlich, nachdem seine Unschuld erkannt worden, freigelassen.

Dieser Justizmord beunruhigte den gewissenlosen Bischof in keiner Weise, er ließ die Flüchtlinge verfolgen, aber ohne sie erreichen zu können.

Die Montagnards gaben sich indessen nicht zufrieden, sie brachten ihre Beschwerden vor das Reichskammergericht in Wezlar, das ihnen für die Fortführung des Prozesses einen Geleitbrief ertheilte. Das machte den Bischof Johann Konrad doch einigermaßen stugig; er berief 1730 die Stände nach Pruntrut ein und im Einverständniß mit ihnen schickte er mehrere Deputationen in die Freiberge, unter ihnen den Abt von Bellelay und den Bürgermeister Choullat von Pruntrut, den wir später kennen lernen werden. Im September kamen die Mandatare der Freiberge von Wezlar zurück; kaum zu Hause angelangt, ließ sie der Bischof den 20. September verhaften; ja er befahl sogar, den Verwandten eines Abgeordneten, des Bürgermeisters Aubry, einen jungen Donzö, in Haft zu setzen und behielt ihn vom Mai 1730 bis zum 5. Januar 1731. Sein Gefängniß in Pruntrut war so feucht und ungesund, daß die Kleider ihm auf dem Leibe versaulten. So handelte ein Mann Gottes, ein Kirchenfürst gegen Unschuldige.

Die Strenge des Bischofs gegen Unterthanen, die nichts Anderes thaten, als die Wiederherstellung ihrer Rechte und die Abschaffung einer lästigen und ungerechten Steuer verlangten, erregte eine allgemeine Unzufriedenheit im ganzen Jura. Die Stände, durch das despotische Verfahren des Bischofs bedroht, namentlich aber durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er den mißbräuchlichen Steuerbezug aufrecht erhielt, hintangesezt und verletzt, schafften denselben in ihrer Versammlung im Monat Dezember in Delsberg, trotz der heftigen Opposition des Fürsten, ab. Dieser, den Entscheid von Wezlar befürchtend, suchte sich mit den Freibergern zu verständigen; im April gelang es ihm, die Abgeordneten durch Geld und Versprechungen, sie in ihre Beamtungen wieder einzuführen, zu gewinnen. Er sicherte ihnen die Berücksichtigung mehrerer Beschwerdepunkte zu, so der Steuer und der Ordonnanz von 1726, welche

damals den Hauptgrund des Mißbehagens bildete. Der Bischof, der diese Leute zu den Galeeren hatte verurtheilen lassen, mußte sie wieder in Ehren und Würden einsetzen, und so das gethane Unrecht wider Willen wieder gut machen.

Die Montagnards waren aber trotzdem nicht alle zufrieden; die Gewalt hieß sie indessen schweigen, wollten sie ihr Gut und Leben in Sicherheit sehen. Wer seinen Mund nicht zu wahren vermochte, mußte es hart büßen. Ein Beispiel diene hier für mehrere. Jean Jgn. Girardin aus den Freibergen, der am 24. Juli 1732 im Storch in Bruntrut seinem gepreßten Herzen Luft machte, wurde verhaftet, prozessirt, aber nicht verurtheilt. Er blieb volle acht Jahre vergessen im Gefängnisse sitzen, bis der Untersuchungsrichter Baron von Buchenberg im Jahre 1740 den Gefangenen mit seinem unerledigten Prozesse auffand. Buchenberg stellte den Antrag auf Freilassung desselben, da mit acht Jahren seine vorlaute Zunge genug gebüßt sei. Aus den Akten ist nicht ersichtlich, was mit Girardin ferner geschah. Im gleichen Jahre wurde ein anderer Montagnard, Jean Froidevaux von Breuleux verhaftet, von Freunden aber wieder befreit.

Diese Verhaftungen von Patrioten waren nicht geeignet, die Ruhe und den Frieden im Volke zu erhalten; im Gegentheil schürten sie die Gluth des Volkshasses, bis dieselbe endlich in hellen Flammen ausbrach.

\* \* \*

Mit Ausnahme der Herrschaft Zwingen-Lausen, welche ruhig blieb, waren bald Stadt und Thal Laufen, Delsberg, die Abtei von St. Ursanne und das Thal der Ajoie in voller Aufregung. Je näher man sich dem Sitze des Fürstbischofs befand, desto größer fand man den Unwillen. Und man hatte nicht so Unrecht in diesen Gegenden. Drei Viertel der Liegenschaften gehörten dem Fürsten und der Geistlichkeit, waren somit in todter Hand. Nie wechselte der Eigenthümer; der Bauer, der sie bepflanzen, hatte sie nur zu Lehen oder war Pächter. Der letzte Viertel des Landes gehörte einer überschuldeten Bauersame. Die Geistlichkeit, der Adel und ein Theil der dem bischöflichen Hofe zugethanen Personen und Beamten, war von öffentlichen Lasten frei, diese fielen mit ihrer ganzen Schwere auf die Bauern. Die Frohndienste und die andern feudalen Verpflichtungen waren zahlreich, nicht nur im Elsgau, sondern auch in den übrigen Herrschaften. Bau und Unterhalt der Straßen fiel zu Lasten des Landvolkes. Für die Jagd des Hofes mußte man zum Treibjagen

sich einstellen; zum Bau des Schlosses, der Jesuitenkirche und der fürstlichen Anstalten mußte man das Holz liefern und herbeischleppen. Für den Bau des großen Schlosses von Delsberg (1719 bis 1720) hatte die Bürgerschaft von Delsberg und der umliegenden Gemeinden das Holz zu liefern und auf den Platz zu führen; alle Handlangerarbeit wurde durch Frohdienste ausgeführt. Ja man mußte sogar für die bischöflichen Eisenschmelzen Frohdienste leisten. Wer daher behauptet, unter dem Krummstab sei gut leben, kennt die Geschichte nicht oder fälscht sie absichtlich.

Zu so traurigen sozialen Verhältnissen bedurfte es wahrlich nicht jener Ordonnanz von 1726, um die Bevölkerung, die ohnehin schon genug litt, zur Erkenntniß ihrer Lage zu bringen.

Zuerst protestirte die Stadt Pruntrut gegen die Ordonnanz von 1726; andere Gemeinden folgten nach, so daß der Bischof sich veranlaßt fand, auf den 11. Januar 1730 die Stände einzuberufen. Zu seiner Sicherheit verstärkte er die Garnison des Schlosses um 80 Mann. Die Versammlung blieb ohne Resultat; vergeblich suchte der Fürst die Zwecke der Ordonnanz in's beste Licht zu setzen, er fand keinen Glauben, seine despotischen Absichten waren durchschaut.

Bevor wir nun die Kämpfe in Kurzem schildern, welche für das Land von so nachtheiligen Folgen waren, wollen wir vorerst die Personen etwas näher in's Auge fassen, die auf Seite des Volkes eine Rolle gespielt haben.

Der erste im Rang ist Pierre François Choullat, geboren 1684, Bürgermeister von Pruntrut, aus einer alten Magistratenfamilie stammend und mit den ersten Personen der Gegend verwandt. Von sanftem und friedlichem Charakter zwar, besaß er doch eine gewisse Festigkeit und eine untadelhafte Rechtlichkeit. Diese hielt ihn für verpflichtet, zu Gunsten der Rechte seiner Vaterstadt einzustehen. Mit dem Landvolke stand er auf gutem Fuße und die Alten nennen ihn den „Vater des Vaterlandes“. Nichtsdestoweniger beschuldigte ihn der Pfarrer von Pruntrut der Irreligion.

Neben Choullat saß im Rathe als zweiter Bürgermeister, der Storchenthurm Jean Jacques Liechle, von gleichen Gesinnungen befeelt. Andere Rathsglieder waren schüchtern oder dem Hofe verkauft; ohne daß sie gerade die Interessen der Stadt verriethen, spielten sie doch eine zweifelhafte Rolle.

Die dritte hervorragende Persönlichkeit ist Georges Bruat, Sekretär des Magistrats und zugleich des fürstbischöflichen Hofes, durch Ver-

wandtschaft, Kenntnisse und Thätigkeit ein Mann von bedeutendem Ansehen. Angeklagt, zu Gunsten der Stadt und zu Ungunsten des Hofes Akten in den fürstlichen Archiven verwendet und verändert zu haben, wurde er vom Minister Ramschwag der Hofsekretärstelle enthoben (1728), dafür aber zwei Jahre darauf von den Ständen zum Syndikus gewählt.

Sein Bruder Etienne Bruat war als Sekretär bei der Staatskanzlei angestellt; er hielt es bei seinem leichtsinnigen Charakter bald mit den Moulots (dem Landvolk), bald mit dem Hof. Er begab sich später nach Wien, um für das Volk zu wirken und kam mit dem Titel eines Doktors der Rechte wieder zurück.

In Delsberg war seit 1725 Bürgermeister Jean Conrad Jacques Wicka, Sohn des kaiserlichen Reichsraths Grafen Wicka, ein energischer und intelligenter Mann, der zwar die Rechte der Stadt Delsberg nicht so ernst wahrnahm, dagegen sich mit aller Kraft gegen die Despotie des Fürsten wehrte.

Der hauptsächlichste Vertreter der Gemeinden, Pierre Pequignat von Courgenay, war ein Mann von 60 Jahren, als 1730 die Abgeordneten der Gemeinden ihn zum Vertreter (Commis) der Landschaft (Mairie) von Alle ernannten. Er nahm nur wider Willen dieses Amt an, da er sich nicht mit den nöthigen Kenntnissen begabt wußte und in der That kaum seinen Namen schreiben konnte. Aber er besaß eine unbestreitbare Vaterlandsliebe und eine ungewöhnliche Energie, die ihn seinen Kollegen überlegen machte. Vollkommen von dem Rechte der Mouloten überzeugt, machte er sich zur Aufgabe, dieselben zu vertheidigen und selbst sein Leben zu opfern. Seine Beredsamkeit war natürlich und überzeugend und ein Kollege (Miat) sagte von ihm: wenn er eine neue Religion hätte einführen wollen, er würde es durchgesetzt haben, so überwältigend und ergreifend sprach er. Er genoß das vollständigste Zutrauen der Bevölkerung, seine Popularität war so groß und die Liebe des Volkes zu ihm so eingewurzelt, daß ihn sehr oft eine Leibwache von Bauern begleitete, um ihn vor allfälligen Ueberfällen der Hoffoldateska zu schützen. Von seinen fünf Söhnen nahm der älteste, Laurent, Antheil an der Volksbewegung.

Der zweite Vertreter der vier Landschaften war Jean Pierre Miat von Chevenez, geb. 1683. Er war von großer Statur und trug seiner schwarzen Haare und Augen wegen den Zunamen Noireau oder Noirat. Lebhaft und unflug, geschwätzig und weniger fest als Pequignat, hatte er in der Gefangenschaft die Freiheit, die Schuld von sich abzu-

wälzen und auf Pequignat überzutragen. Die Richter machten mit wenig Loyalität von seinen Aussagen Gebrauch.

Frideloz Lion, Vertreter der Mairie Coeuve, 40 Jahre alt, war nur ein kleiner Dorfbauer und selbst Pächter des Fürstenhofes; neben dem landwirthschaftlichen Gewerbe trieb er noch das in der Ajoie damals verbreitete Rappennacherhandwerk. Da er als energischer Charakter galt und die meisten Bauern Lehenträger des Hofes und somit Anhänger desselben waren, so wurde Lion's Stellung schwierig und um so bedenklicher, als ihn der Hof mehrmals durch Geld zu gewinnen suchte, was ihn oft wanfend machte. Er hatte indessen eine thatkräftige Frau, die ihm zuweilen als Bote und zur Unterstützung diente.

Der vierte Vertreter der Mairien ist Jean Jacques Ballat von Büre. Er wird von seinem Vertheidiger als ein unwissender und schwerdenkender Mensch geschildert und nur der Vertheidigung ist es zu danken, daß das Richtschwert sich nicht auf Ballat's Haupt niederjenkte.

Das waren die Führer des Aufstandes. Der gute Wille hat keinem gefehlt, wohl aber das Wissen, das Können, die Kraft, die Mittel, die Verbindungen. Es ist das die Geschichte aller Aufstände des Volkes gegen die Tyrannei, daß selten der Patriotismus fehlt, oft aber das Glück, die Berechnung und der kühle Verstand. Beinahe in allen Fällen haben die Leiter das Mißlingen ihrer Absicht mit dem Leben bezahlt.

Die Unzufriedenheit unter dem Volke war nicht überall gleich groß. Die Städter besaßen ihre Rechtsansprüche in verbrieften Titeln, während bei den Bewohnern der Ajoie diese Briefe im Laufe des dreißigjährigen Krieges verloren gegangen waren und nur noch in unbestimmten Erinnerungen im Volke lebten. Deshalb konnten die Städter der Entwicklung der Dinge etwas ruhiger zusehen als die vom Lande. Nach der Tradition war es die Gräfin Henriette von Montbeliard gewesen, die während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Land mit großen Freiheiten bedacht hatte. Dieses Altentstück war während zehn Jahren der Gegenstand unausgesetzter Nachforschung. Gegen Ende des Monats Juli 1730 befand sich der Venner Bailly von Alle bei Etienne Bruat in Pruntrut. Auf dem Tische sah er ein altes Dokument. Er fragte nach dem Inhalt. Es ist ein Model der alten Freiheiten des Ajoieithales. Bailly verlangte eine Abschrift des Dokumentes und Bruat versprach, sie zu liefern. Am 1. August rückte Bruat mit der Kopie an der Gerichtsversammlung in Alle auf und las das Dokument vor. Es war der Model von 1517 oder eine ältere Gessart, deren Spuren sich in das 14. Jahrhundert verlieren, die aber

durch den allmächtigen Bischof Jakob Christoph von Blarer bedeutend verändert worden war. Niemand kannte mehr den Wortlaut der ursprünglichen Fassung; der Rodel wurde indessen buchstäblich aufgefaßt und der Akt, eine Mischung von theilweise schon abgeschafften oder veralteten Rechten des Volkes und des Souveräns, wurde als Grundlage für die wirklichen und gegenwärtigen Rechte der Aouloten angenommen. Alle Verpflichtungen an den Fürsten, die nicht darin aufgeführt waren, wurden als Usurpationen des Hofes betrachtet und hielt man sich deshalb für berechtigt, dieselben nicht zu befolgen.

Es konnte nicht lange dauern, bis Bischof Johann Konrad von diesem Vorfalle Kenntniß erhielt. Er wollte seinen Sekretär verhaften lassen, allein Ramschwag beschwor diesen, sich zu flüchten. Bruat begab sich, nachdem er das Versprechen abgelegt hatte, den Interessen der Bauern nicht mehr zu dienen, nach Wien, mit dem Auftrage, den Fürsten stets auf dem Laufenden zu halten. Ramschwag ließ gleichzeitig diejenigen streng bestrafen, welche bei der Veröffentlichung des Rodels mitgewirkt hatten.

Die Strenge, mit welcher die Herausgabe eines Aktenstückes des Hofes bestraft wurde, eines Aktenstückes, das der Fürst selbst hätte veröffentlichen sollen, um seinen wahren Werth zur Kenntniß zu bringen, erschreckte die Bevölkerung keineswegs; im Gegentheil bestätigte sie die Wichtigkeit des Dokumentes und vermehrte den Glauben, man habe wirklich den alten Freiheitsrodel vor sich.

Von diesem Momente an begann der erste Widerstand der Aouloten.

Am 16. September versammelten sich die 12 Gemeinden der Mairie von Alle nächtlieh in der Ebene von Pré Genez zwischen Courgenay und Alle und wählten 12 Abgeordnete zur Vertheidigung ihrer Rechte. Die andern Gemeinden folgten dem Beispiele von Alle. Unter den Gewählten befand sich Pierre Pequignat. Damit war sein Eintritt in's politische Leben besiegelt.

Mehrere Versammlungen folgten. Auch die Städte thaten ihre Schritte. In Vailleboeuf ließ der Fürst eine Pulvermühle erbauen, den Boden dazu nahm er, ohne zu fragen, der Gemeinde weg. Bei Bruntrut hatte der Fürst verschiedene Arbeiten auf städtischem Boden in Auftrag gegeben, Bruntrut machte vom Rechte der Nothwehr Gebrauch und

zerstörte dieselben. Bei Courgenay ließ der Bischof auf Gemeindeboden einen Damm aufführen; der Weibel von Courgenay und Pequignat rissen ihn wieder nieder. Darauf befahl der Fürst, die Uebelthäter bei Nacht und Nebel einzufangen und schickte zunächst eine Anzahl seiner Soldaten nach Fontenais, um einen dortigen Abgeordneten gefangen in's Schloß zu bringen. Aber die Weiber des Dorfes bemerkten das Anrücken der Mannschaft, läuteten Sturm und in kurzer Zeit waren 500 Männer bewaffnet auf den Beinen, um Fontenais zu schützen, während 1200 Mann aus der Mairie sich versammelten, um das Haus Pequignat's in Courgenay gegen einen Ueberfall zu vertheidigen. Diese Vorfälle bewirkten, daß die Bevölkerung des Landes sich allmählig in zwei Parteien theilte, die Lehenspflichtigen des Fürsten blieben seine Anhänger und wurden „Craichies“ (Achselträger) genannt, die Patrioten dagegen, die Liberalen der damaligen Zeit, hießen Moulots oder „Hotties“ (Hutträger).

Die Unruhen mehrten sich derart, daß sie schließlich zu den Ohren des Kaisers kamen, der einen Gesandten nach dem Jura sandte, um die Lage der Dinge zu untersuchen. Dieser Gesandte, Graf Reich von Reichenstein, selbst ein Jurassier, erhielt bei seinen Landsleuten einen fürstlichen Empfang. Der Bürgermeister von Pruntrut, Jean François Choullat, ritt ihm zu Pferde an der Spitze des Magistrats und der Jugend von Pruntrut, entgegen. Er trug eine gelbseidene Fahne mit goldenen und schwarzen Franzen, den Farben des Reichs und des Grafen.\* Unter dem Geleit von 32 Bürgern der Stadt Pruntrut und 150 Reitern aus dem Mjoieenthal hielt der Gesandte seinen Einzug in Pruntrut am Sylvester 1730; den 17. Januar 1731 verlas er öffentlich in der Jesuitenkirche sein kaiserliches Mandat. Bald aber stand er am Hofe zu Wien im Geruche, den Unterthanen des Bischofs allzu günstig zu sein; die Folge davon war, daß er von seiner Mission zurückberufen wurde und die Beschwerden der Mouloten an das Reichshofgericht zu Wien gingen.

Diese Beschwerden waren für Pruntrut allein 32 an Zahl. Es würde zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Dazu kamen die Begehren der verschiedenen Landschaften. Der Hof von Wien, durch die Emiffäre

\* Wir sahen diese Fahne in den Siebziger Jahren bei dem verstorbenen Geschichtsforscher Quiquerez selbst, der sie als ein theures Andenken von seinem Urgroßvater mütterlicherseits, dem genannten Bürgermeister Choullat, aufbewahrte.

des Fürstbischofs bereits bearbeitet, warf nur einen verachtungsvollen Blick auf die Eingaben der Unterthanen, die sich bereits mit den Waffen in der Hand gegen ihren Herrn erhoben hatten. Durch zwei Dekrete befahl er den Landleuten, zum Gehorsam zurückzukehren und den Entscheid des Gerichtes abzuwarten. Dieser Befehl erbitterte die Bevölkerung nur noch mehr. Der Verlesung des kaiserlichen Aktes folgten neue Tumulte, das Aktenstück wurde zerrissen. Die Thäter dieses Frevels konnten nicht bestraft werden, weil sie das Volk schützten. Pequignat, als der Chef des Aufstandes, wurde mehrmals vor den Fürsten citirt, allein er erschien nicht. Am 3. Februar 1733 kam eine neue Vorladung, aber das Volk der Ajoie ergriff die Waffen und die Aufforderung blieb erfolglos.

Mehrmals wurden die Stände versammelt; die Abgeordneten der katholischen Kantone suchten zu vermitteln; das Kapitel des Bisthums, das in Arlesheim versammelt war, machte vergebliche Schritte zur Versöhnung, der auch andere einflussreiche Personen das Wort sprachen: die Erbitterung des Volkes war zu sehr vorgeschritten und der Fürst war zu keinem Nachgeben geneigt.

Endlich am 10. Januar 1736 erfolgte der Spruch des kaiserlichen Gerichtes. Er enthielt die Verurtheilung der Unterthanen und die unbedingte Unterwerfung unter den Fürsten. Man traute den Augen kaum; es war unmöglich, daran zu glauben. Die Folge davon war, daß der Aufstand unter der Anführung von Pequignat, Choullat, Riat u. a. m. von Neuem begann, der sich in einer Anzahl Bewegungen kundgab, die, wie gewohnt, bei ungenügender militärischer Leitung und Disziplin in sich selbst zerfielen oder durch eine stärkere und gelübtere Macht darniedergehalten werden.

Da starb Bischof Johann Konrad am 19. März 1737. Sein Nachfolger war Jakob Sigismund von Reinach-Steinbrunn, der, als er noch Mitglied des Kapitels war, das Volk heimlich zum Widerstand ermutigt hatte. Jetzt sollte er das Feuer löschen, das er selbst geschürt; er löschte es mit Blut.

Seine Thronbesteigung war vom Volke nicht ungerne gesehen worden; man wußte, daß er es heimlich mit dem Lande hielt, die Vertreter desselben waren daher geneigt, ihm einen festlichen Empfang zu bereiten, als Sigismund die Ausführung der gerichtlichen Sentenz vom 10. Januar 1736 anbefahl. Gereizt, nahm der Aufstand wieder einen neuen Anlauf.

Der Versuch des Fürsten, die Leute zur Unterwerfung zu bringen, mißlang. Das Anerbieten von Gnade und Vergessen des Geschehenen kam zu spät. Als Jakob Sigismund vom Reiche keine wirksame Hilfe erwarten konnte und da auch die Schweizer Kantone wenig danach strebten, Truppen zu senden, um die nach Freiheit strebenden Thäler unter Schwert und Krummstab zu beugen, da ferner im Lande selbst auf die eigenen Leute, die „Crachies“, nicht mehr zu bauen war, so wandte Jakob Sigismund seine Augen nach dem benachbarten Frankreich.

Den 11. September 1739 schloß der Bischof mit Ludwig XV. einen geheimen Vertrag ab, wonach dieser ihm Truppen zu senden hatte, um die Revolution zu unterdrücken. Während Pequignat und die übrigen Vertreter der Moie von der Regierung in Bern zu der Regierung nach Basel eilten und von Basel nach Bern und um Hilfe und Vermittlung nachsuchten, die man ihnen beiderorts verweigerte, rückten unversehens in der Nacht vom 27. April 1740 sechshundert Franzosen in's Land. Der Graf de Broglie, Sohn des Marschalls Broglie, der als Gouverneur im Elsaß sich befand, führte 400 berittene Dragoner und 200 Grenadiere nach Bruntrut, die theils im Seminar, theils im Kollegium und bei den Bürgern in der Stadt untergebracht wurden. Die 12 Kanonen des Schlosses ließen eine dreifache Salve über das Land ertönen, zum Zeichen, daß der Bischof über das Volk gesiegt habe und daß nun nicht das geschriebene Recht, sondern das Recht des Stärkern mehr gelte. Dieses Recht machte sich auch sofort fühlbar.

\* \* \*

Am 29. April 1740 früh 2 Uhr wurden im Dorfe Büre durch eine Abtheilung von 150 Mann Fußvolk und Reiter vier Bauern ausgehoben und nach Bruntrut gebracht. Ihre Häuser wurden geplündert und verwüstet. Früh um 8 Uhr suchte sich Etienne Bruat in Bruntrut zu flüchten, er wurde noch innerhalb der Stadtmauern verhaftet. Um 2 Uhr Nachmittags wurde ein Detachement Soldaten nach Courgenay abgeschickt, um Pequignat zu holen und seine Waffen und Papiere mit Beschlag zu belegen. Der Vater wurde mit zwei Söhnen verhaftet, sein Haus geplündert und was nicht mitgenommen werden konnte, zerstört. In Courgenay wurde die Wirthschaft des ältesten Sohnes Pequignats ebenfalls geplündert. Die Abgeordneten des Volks wurden alle verhaftet und füllten die Gefängnisse zu Bruntrut und Delsberg. Der Syndikus der Stände, Sekretär Georg Bruat in Bruntrut, war schon im Juli 1739 in's Schloß ge-

sperrt worden, er konnte sich flüchten und begab sich in's Ausland. Sein Schwager, Bürgermeister Pierre François Choullat, Storchenwirth Piechle und mehrere andere Mitglieder des Rathes von Bruntrut und der andern Städte theilten das gleiche Loos der Gefangenschaft. Indessen lebte das beruhigende Gefühl in ihnen, ihre Pflicht für das Land gethan zu haben; in das Gerechtigkeitsgefühl des Fürsten hatten sie kein Vertrauen.

Der Fürst setzte ein Ausnahmsgericht ein, das er theilweise mit Ausländern bestellte. Die Zahl der Gefangenen war so groß, daß man, um ihre Zahl zu mindern, mit denselben ein abgekürztes Rechtsverfahren einschlug. Am 30. Mai fiel der erste Spruch. Der 62 Jahre alte Greis David Jezzé erhielt dreißig Stockschläge auf öffentlichem Markt, J. P. Trouillat 20, H. Chavannes aus Coeuve ebenfalls 20 Stockschläge, weil sie sich ungünstig über den Fürsten geäußert hatten. So wurden viele andere Strafen ausgesprochen. Die vielen Ajouloten, die an den verschiedenen Aufständen Theil genommen, konnten nur mit Geldbußen bestraft werden, denn sie einzuthürmen, dazu hätten die Gefängnisse nicht ausgereicht. Zunächst galt es Furcht und Schrecken zu verbreiten, um die Leute für die Unterwerfung gefügig zu machen, in Folge dessen wurden auch überall die Huldigungsbogen, die man im Dezember zurückgewiesen hatte, unterzeichnet. Mehr als die Furcht vor der Strafe, war die Furcht vor der fremden Okkupation; die französische Besatzung aber kam erst zu spät zur Einsicht, daß sie nur als Eskorte diente auf dem Wege zum Nichtplatz.

Die Untersuchung dauerte fünf Monate. Pequignat hatte 905 zum Voraus verfaßte Fragen zu beantworten; 35 Klagepunkte waren gegen ihn aufgestellt worden; seinem Kollegen Jean Pierre Riat stellte man 490 Fragen. Einmal passirte Pequignat die Folter; er bekannte, was er nachher wieder zurücknahm.

Vom 13. bis 27. Oktober wurden die Urtheilssprüche gefällt. Die Anträge des Generalanwalts lauteten für Pequignat, Etienne Bruat, Jean Pierre Riat, Jean Georg Cueni von Zwingen, Germain Corbat, Jean Georges Bruat und Fridolin Pion auf Enthauptung. Sieben Todesurtheile!

Wir können die Anklagen nicht wiedergeben, sie gehen im Allgemeinen und theilweise gegen Alle auf Aufruhr, Tumult und Verweigerung des Gehorsams, Aufreizung zum Widerstande gegen Staat und Kirche, Zusammenrottung zur Störung der öffentlichen Gewalt, Gebrauch der Waffen, Verweigerung der Steuern u. s. w.

Das Urtheil lautete folgendermaßen:

Pierre Pequignat ist verurtheilt zur Strafe der Enthauptung auf dem öffentlichen Plage vor dem Rathhaus zu Bruntrut. Sein Haupt soll auf eine zweizackige Gabel aufgesteckt werden, das Gesicht gegen Courgenay gewendet, sein Leichnam soll verviertheilt und die vier Theile bei den Dörfern Büre, Chevenez, Coeuve und Alle, den Hauptorten der vier Mairien des Moïethales, auf Stangen aufgesteckt werden. Der Rumpf ist unter der Stange von Bruntrut zu verscharren. Vor seinem Hause zu Courgenay ist eine Säule aufzustellen mit einem Gemälde der Verbrechen und der Hinrichtung Pequignats.

Fridolin Lion wird verurtheilt zur Enthauptung, zum Abhauen der rechten Hand und Aufstecken des Kopfes auf eine Gabel, das Gesicht gegen Coeuve gekehrt.

Jean Pierre Niat verurtheilt zur Enthauptung.

Jean Ballat und Jean Barré haben der Enthauptung der drei Genannten beizuwohnen und sind auf fünf, bezw. zehn Jahre aus dem Fürstenthum verbannt.

Etienne Joseph Bruat und Laurent Pequignat, Sohn des Hauptangeklagten, werden auf 15, resp. 5 Jahre zu den Galeeren verurtheilt.

Die Schriften der Verurtheilten werden bildlich auf dem Richtplatze verbrannt, die Originale sind im Archiv aufzubewahren, um nöthigenfalls als Beweisstücke zu dienen. Alle Verurtheilten sind schließlich zur Tragung der Prozeßkosten verurtheilt.

In den Gefängnissen des Schlosses befanden sich außer den schon Genannten fünf Angeklagte aus der Herrschaft Zwingen und die Bürgermeister von Bruntrut, Choullat und Liechtle, und der von Delsberg, Wicka. Für Choullat verwendete sich die Familie Roblat, deren Haupt Vogt in Belfort war, und der Erzbischof von Besançon. Der Bischof von Basel gab trockene und ablehnende Antwort.

Am 24. November wurde das Urtheil über die zweite Partie der Gefangenen gefällt.

Der flüchtige Stadtschreiber von Bruntrut, Jean Georg Bruat, wurde wegen Verwerthung von Aktenstücken aus dem bischöflichen Archiv zu Ungunsten des Fürsten und wegen zahlreichen Verkehrs mit den Commis der Gemeinden, wegen Aufreizung, Tumult und Volksverführung verurtheilt: es solle ihm die Hand und dann das Haupt abgeschlagen werden, sein Körper soll mit Hand und Kopf auf ein Rad gestochen, sein Kopf gegen die Stadt gewendet, seine Verbrechen auf eine Tafel gemalt

und am Galgen angeschlagen, seine Schriften aber durch Hentershand verbrannt werden.

Pierre François Choullat soll enthauptet, Jean Jacques Liechle zu einem Jahr Gefängniß und auf ewige Zeiten aus dem Bisthum Basel verbannt werden; Jean Konrad Jacques Wicka, Bürgermeister von Delsberg, soll seiner Aemter entsetzt und zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt werden; Jean François Marchand, erster Bürgermeister von Delsberg, zur Entsetzung von seinen Aemtern und zu 500 Pfund Buße; Jacques Joseph Ignaz Beuret, Guillaume Jos. Daucourt, Christoph Log, Etienne François Munier, Jean Pierre Guédât, Jean Germain, Jos. Willemür, Mitglieder des Rathes von Pruntrut, und Bourquard Jeanriat, Notar von Pruntrut, zu Geldbußen von 100 bis 500 Pfund und zur Entsetzung von ihren Aemtern.

\* \* \*

Als bekannt wurde, daß über den allgemein beliebten Bürgermeister von Pruntrut die Todesstrafe ausgesprochen worden sei, entstand ein allgemeines Entsetzen in der Stadt. Man begann für seine Freilassung Schritte zu thun. Der Generalprokurator bekam Kenntniß davon und befürchtete eine Entweichung Choullats. Er traf seine Vorsichtsmaßregeln. Selbst die Offiziere der Besatzung, die mit mehreren Familien der Stadt bekannt geworden, nahmen sich der Sache an. Der Marschall de Broglie, der Pfarrer von Lüzél, die Mitglieder der Familien Choullat, Münch, Noblat, Becklé, Duesemme und Andere richteten Begnadigungsschreiben an den Bischof oder thaten sonstige Schritte bei ihm. Aber Sigismund blieb taub und kalt gegen alle Vorstellungen.

Choullat's Frau war krank geworden und konnte für ihren Gatten nicht um Gnade flehen; da traten ihre sechs Töchter, von denen die älteste dreißig, die jüngste acht Jahre zählte, für sie ein. Schwarz gekleidet und tief verschleiert traten sie aus ihrem Haus in der untern Stadt bei der Burgbrücke. Ein ehrwürdiger Priester und Kanonikus von St. Michael begleitete sie zum Schlosse. Niemand wagte es, dem Trauerzuge den Eingang zu verwehren. Die sechs Töchter durchschritten den Hof der Bischofsburg, wo mehrere französische Offiziere sich befanden. Sie stiegen zu den Gemächern des Fürsten empor.

Der Kammerdiener kündigte ihm diesen unerwarteten Besuch an. Der Prälat zögerte den Besuch anzunehmen, aber der anwesende Graf Broglie

machte ihm bemerkbar, daß er nicht wagen dürfe, die Damen zurückzuweisen. Die Thüre öffnete sich und die sechs Schwestern fielen schluchzend und ohne ein Wort vorbringen zu können, dem Fürsten zu Füßen. Der greise Chorherr von St. Michael, nicht weniger bewegt, stammelte bloß: „Grâce Monseigneur, grâce pour Choullat, voyez sa famille à vos pieds.“

Der Bischof aber blieb ruhig stehen und blickte mit gleichgültigem Auge auf diese rührende Szene. Da traten durch die offen gelassene Flügelthüre die französischen Offiziere (zwei derselben haben später zwei Töchter Choullat geheirathet). Sie stellten sich hinter die schluchzenden Mädchen auf und baten durch Blick und Geberde mit ihnen um Gnade. Andere Personen kamen noch dazu. Der Bischof aber, an dem es gewesen wäre, dieser herzergreifenden Szene ein Ende zu machen, blieb fortwährend stumm und unbeweglich. Da trat der begleitende Geistliche nochmals vor und sagte: „Jesus am Kreuze hat seinen Henkern verziehen, Eure fürstliche Hoheit wolle Choullat verzeihen, der Euch nie beleidigt hatte. Seht seine in Schmerz aufgelösten Kinder vor Euch!“ — „Gnade, Gnade,“ rief nun ermutigt durch die Worte des Geistlichen, das achtjährige Töchterlein Choullats, „Gnade für unsern Vater!“

Der Bischof antwortete noch immer nicht. Da trat ein Offizier vor den Fürsten und erklärte: „Eure Hoheit möge sich erinnern, daß der König unser Herr uns in Ihre Staaten geschickt hat, um die Ordnung herzustellen und nicht um einen ehrenwerthen und geachteten Beamten hinrichten zu sehen, während die Ruhe gar nicht bedroht ist. Der Tag der Milde ist angekommen und wir bitten Eure Hoheit, dieser Familie die Gnade zu gewähren, die sie erfleht.“

Der Fürstbischof, obschon er durch diese wahrscheinlich vom Grafen Broglie herkommende Intervention sich verletzt sah, konnte dem Gesuche doch nicht entgegentreten; mit mürrischer Stimme sagte er den Damen in Trauer: „Erheben Sie sich, ich begnadige Ihren Vater zu ewiger Gefängnißhaft!“

Neues Schluchzen und Weinen entstand. Niemand fand Worte des Dankes für diese harte Gnade. Ein unwilliges Murren ging durch die Reihen. Jedermann hatte eine vollständige Begnadigung erwartet. Alle gingen entrüstet weg und begleiteten die Damen zum Zeichen ihrer Theilnahme bis zu ihrem Hause. Diese Szene spielte am 25. November. Die Härte des Bischofs darf nicht überraschen. Niat's Bruder, der Kapuzinerguardian, bat kniefällig den Fürsten um die Gunst, die Leiche seines hingerichteten Bruders auf dem Kirchhof beerdigen und nicht unter dem Galgen

verscharren zu lassen. Mit großer Mühe erlangte der Geistliche von seinem geistlichen Oberhirten diese Gnade. Eine absolute Gnade gewährte er Niemandem. Das war die christliche Milde des Kirchenfürsten, der eher einem Henker im Priestergewande als einem Verkündiger des Wortes Gottes gleich.

Die dritte Partie der Angeklagten waren die Bauern aus dem Laufenthal. Johann Tschani von Dittingen wurde zum Tode verurtheilt und dann zu ewiger Gefangenschaft begnadigt; Urs Schnell von Nöschenz auf ewige Zeiten auf die Galeeren; Johann Schweizer von Riesberg zu sieben Jahren Galeere; Johann Georg Kueni von Zwingen, wohnhaft in Alle, wurde in Bruntrut mit Ruthen gepeitscht, an den Pranger gestellt und auf ewige Zeiten aus dem Bisthum verbannt; Leonhard Scherer von Zwingen wurde zu einem Jahr öffentlichen Arbeiten verurtheilt, wovon sechs Monate mit Eisen an Händen und Füßen.

Die vierte Klasse der Angeklagten waren die Priester. Es gab damals eine Anzahl freisinniger und patriotischer Geistlicher im bernischen Jura, an deren Spitze der Abt von Bellelay, Jean Baptiste Semon von Montfaucon stand, ein treuer Freund des Volkes, und der Propst Bassand vom Kapitel von St. Ursanne. Abt und Prior von Bellelay wurden verhaftet und in's Gefängniß geworfen. Da die Geistlichen nicht unter die weltliche Gerichtsbarkeit gestellt werden durften, so entschied ein vom Fürsten bei der römischen Kurie bestelltes Gericht, unter dessen Mitgliedern sich auch der Chorherr Fendrich von Rheinfelden befand. Gefängnißstrafen wurden nicht ausgesprochen, dagegen Entsetzung von Amt und Würden und große Geldstrafen.

Am 31. Oktober 1740 fand die Hinrichtung der drei Vertreter der Mairien statt. Pequignat, nunmehr ein Greis von 70 Jahren, das Idol, der „König der Ajouloten“, wie er genannt wurde, bestieg das Schaffot vor dem Rathhause zu Bruntrut, fest und uerschrocken, wie er immer gewesen war. Sein Kopf fiel Angesichts einer großen Menschenmenge, die eingeschüchtert durch die Waffengewalt, ihm nicht helfen konnte. Niemand war schon schwächer. Das Richtschwert entriß ihm nur noch einen Hauch des Lebens. Gefastert starb Frideloz Lion. Die drei Häupter waren gefallen, aber der Blutdurst war noch nicht gestillt. Von Neuem erhob sich das Beil des Henkers und es fiel die rechte Hand Lions. Dann folgte die Berviertheilung Pequignats, nach der Tradition durch vier Pferde, nach

einem alten Volksliede durch zwei mit Pferden bespannte Karren. Ein solches Schauspiel war geeignet, für einige Zeit die Aufstandsgelüste nieder zu halten. In den bezeichneten Orten wurden in den Ortschaften die Pfähle aufgestellt, an welchen die Gemälde mit der Verbrechensgeschichte der Commis zu hängen kamen. Ein strenges Verbot erfolgte, daran zu rühren. Unter militärischem Geleit wurden die blutigen Glieder der Hingerichteten in die Dörfer verbracht und unter den Stangen verscharrt, die Köpfe Pequignats und Vions auf 20 Fuß hohe Pfähle gesteckt, zum Entsetzen und zum Schrecken Aller.

Auch Frauen wurden gerichtlich verfolgt. Während Lion's Kopf noch auf dem Pfahle gespießt und seine Hand am Galgen angenagelt war, wurde seine Wittwe, eine geborne Ursula Crelier, zu Gefängnißstrafe verurtheilt, ebenso Jeanne Simonin von Courtemautruy und andere Frauen mehr.

Das Land war besiegt und unterworfen. Die fremden Truppen wurden unnöthig; um aber die Gewalt fühlen zu lassen, wurden sie in die verschiedenen Herrschaften vertheilt, erst am 2. Januar 1741 verließen sie mit Ausnahme von 80 Grenadieren Schloßbesatzung das Bisthum. Diese blieben in Bruntrut bis zum August 1744. Die Okkupationskosten betragen 86,000 Pfund, welche das Land zu bezahlen hatte.

Den 17. Juli 1741 kamen die Stände zusammen. Die ihnen vorgelegte Kostenrechnung betrug 230,000 Basler Pfund oder Fr. 300,000, eine beträchtliche Summe, die nach unserm heutigen Geldwerthe eine Million Franken ausmachen würde. Die Abgeordneten der Thalschaften, welche an dem Aufstande nicht Theil genommen, protestirten gegen die Herbeiziehung zur Zahlung. Lange Berathungen entstanden und nach zehn Jahren war die Angelegenheit noch nicht bereinigt. Die Beschwerden, welche das Urtheil von 1736 nicht erledigt hatte, dauerten noch das ganze Jahrhundert hindurch.

Jacques Sigismund erlebte die Liquidation der Kriegsschuld nicht; er starb schon den 16. Dezember 1742 und wurde in der Jesuitenkirche begraben, bei jenen guten Patres, die als Beichtväter der Bürger zugleich dem bischöflichen Hofe als Spione dienten.

## Das geologische Frickthal.

Von Dr. C. Mösli.

### I. Allgemeine Erläuterungen.

Die Gebirge des Frickthals, innerhalb der ehemals österreichischen Grenzen, sind durchweg aus Kalk- und Sandsteinen aufgebaut, wobei freilich, wie überall, auch die Mergel und Thone in untergeordnetem Verhältniß nicht fehlen.

Weitans der größte Theil dieser Gesteine hat sich aus dem Schlamme der Meere gebildet, welche vor Milliarden Jahren diese und andere Gegenden bedeckten. Denn mit Ausnahme eines schmalen Streifens von Süßwassergebilden (rothe Mergel vom Bözberg bis Rienberg) findet man allenthalben nur Seethier-Ueberreste.

Seemuscheln waren die Versteinerungen, welche der Landmann im Frickthal unter dem Namen „Täubli“ und „Hühnli“ kennt. Auch die „Nüßli“ (*Holæctypus depressus*) waren einst lebende Wesen, welche auf tiefem Meeresgrunde lebten. Noch heute leben in den Meeren die verwandten Geschlechter jener Arten. Anders verhält es sich mit den zahllosen Arten von Ammonshörnern, deren Reste wir so häufig auf den Aeckern finden; sie haben keine Vertreter mehr in den heutigen Meeren. Neben den Versteinerungen gibt das Steinsalz im untern Frickthal unumstößliches Zeugniß, daß salzige Meere diese Gegenden bedeckten.

Die heutigen Gesteine des Frickthals gehören zu den Sedimenten oder Niederschlägen, die aus den Meeren, worin sie in gelöster oder Schlammform vorhanden waren, zu Boden fielen. Die Zusammensetzung dieses Bodensatzes ist Kieselerde, Kalk- und Thonerde, also schon ein natürlicher Cement, der alle Eigenschaften zur Bildung von festen Bänken und Schichten besaß. Dieser Cementschlamm umhüllte die Schalen der todtten Thiere, welche mit auf den Grund fielen und bewahrte die Form vor Zerstörung, bis auf unsere Zeiten, — damit wir die Geschichte und Wesen der Urzeiten uns vergegenwärtigen.

Es ist noch nicht so lange her, daß von Männern der Wissenschaft, fast zu gleicher Zeit, in England wie in Deutschland, die Erfahrung ge-

macht wurde, daß in den untern Gesteinsschichten andere Versteinerungen von Pflanzen und Thieren gefunden werden, als in den höheren und daß die untersten Schichten die ältesten und die darüber liegenden die jüngern sein müssen. Erst in neuester Zeit fand man, daß sogar jeder Schichtenkomplex von Gesteinen eine ganz besondere Schöpfung von Thieren einschließt, und zwar, daß in den jüngsten Schichten eine Schöpfungsperiode lebte, die mit der Fauna der heutigen Meere weit größere Verwandtschaft besitzt, als die Einschlüsse der tieferen Schichten.

Solche Untersuchungsergebnisse aus den Gesteinsschichten und Versteinerungen führten nach und nach zur Eintheilung der ganzen ungeheuren Masse von Sedimentgesteinen in 35 Versteinerungen führende Gruppen, deren jede über der andern folgende als eine neue Schöpfung einer besondern Zeitperiode zu betrachten ist.

Von den Sedimenten müssen die krystallinischen Gesteine wohl unterschieden werden. Letztere sind leer an Versteinerungen, sie bestehen aus einem Gemenge von Krystallen verschiedener Substanzen, wovon Quarz, Feldspathe, sowie der Glimmer die Hauptrolle spielen.

Im Frickthale kommt krystallinisches Gestein nur zu Laufenburg und bei Eggen am Rhein vor, auf der rechten Rheinseite dagegen besitzt dasselbe eine ausgedehnte Verbreitung.

Zu Laufenburg ist es ein schieferiger Gneis, der sich durch seine blätterige Struktur von dem massigen Granite bei Eggen unterscheidet. Der Gneisfels bildet die Stromschnelle, setzt den Schloßberg zu Laufenburg zusammen und überschreitet nur am Rheinufer die Grenzen des Städtchens. \*

Im Gneis zu Laufenburg finden sich sehr interessante Mineralien eingeschlossen: fingerlange Turmaline, blaue und weiße Flußspathkrystalle, Schwefelspath, Kupferlasur, Bleiglanz, Arsenkies, Bitum und Kutil.

Der Gneis findet Verwendung zu Bauzwecken als Bruchstein; der Granite wird bei Tiefenstein zu Brumentrögen, zu Quader- und Gesteinen verarbeitet.

Die Kalk- und Sandsteingebirge des Frickthals liegen in chronologisch regelmäßiger Reihenfolge aufeinander, wie sie sich aus den Meeren abgelagert haben, sie setzen daher ein Tafelland oder Hochplateau zusammen, welches durch Erosionsthäler in viele Stücke getrennt wurde

\* Nähere Angaben finden sich bei Merian; „Beiträge zur Geognosie“, 1831. Bösch, „Flößgebirge im Aargau“, 1857. Bösch, „Der Aargauer Jura“, 1867.

Es auch durch Senkung oder Erhebung theilweise aus der ursprünglich horizontalen in eine mehr oder weniger schiefe Lage gebracht worden ist, der Art, daß die Schichten fast sämtlicher Berge vom Schwarzwalde gegen die Centralschweiz sich neigen. \* Die zwischen den Bergen liegenden Täler bezeichnen wir als Auswaschungs- oder Erosionsthäler, deren Ursprung vielleicht in Austrocknungsspalten zu suchen ist, die mit der Zeit durch die Wirkung von atmosphärischen Niederschlägen sich mehr und mehr erweiterten.

Tiefgehende Erdspalten haben lokal ebenfalls auf die Schichtenstellung Einfluß ausgeübt, entweder daß die eine oder die andere Seite der Wundränder lippenförmig auseinander getrieben wurde, oder daß die eine Seite in ihrem Niveau verharrete, während die andere sich darüber gehoben hat oder eingesunken ist.

Ein Blick auf die geologische Karte\*\* zeigt uns zwei schwarze Linien, wovon die eine vom Soolbad Bellevue bei badisch Rheinfelden, unterhalb der Brücke, in beinahe gerader Linie bis Zeiningen fortsetzt, während die zweite vom Wollberg bei Schupfart, mit stellenweiser Unterbrechung über Frick, Ittenthal, Obersulz, Büren und Mandach gegen Böttstein verläuft.

Beide Linien bezeichnen Risse im Gesteine, die auf ihrem Wege nicht unbeträchtliche Störungen im Gebirge erzeugten. Bei Rheinfelden erscheint nördlich von der Spalte der hunte Sandstein, südlich dagegen der Muschelfalk. Ob nun der hunte Sandstein gehoben oder der Muschelfalk eingesunken sei, ist schwer zu entscheiden, doch möchte ich eher den bunten Sandstein als gehoben betrachten.\*\*\* Mit dieser Annahme erklären sich verschiedene geologische Fragen über jene Gegend natürlicher, als wenn man sich den Muschelfalk als eingesunken vorstellt.

Die Erdspalte Schupfart-Böttstein zeigt das Gegentheil der Rheinfelder Spalte, hier erscheinen die südlich der Spalte gelegenen Schichten höher gehoben. †

\* Siehe Tafel 10 (Grenzprofile) im „Aargauer Jura“ und „geolog. Beschreibung der Umgebung von Brugg“. Tafel 1. Ferner: „Flözgebirge des Kantons Aargau 1856“. Tafel III Fig. 14.

\*\* Geolog. Karte III des Dufour-Atlas v. Mösli, Stutz und Vogelgesang, erste Auflage 1867, zweite Auflage 1875.

\*\*\* Profil Nr. 2, Seite 10 im „Aargauer Jura“ 1867.

† Flözgebirge im Aargau Tafel III, Fig. 8—13.

## II. Chronologische Reihenfolge der Sedimente.

Der Thatsache, daß sich im Ganzen die Gesteinsschichten vom Schwarzwaldmassiv wegsenken, entspricht folgerichtig, daß die dem Massiv, oder mehr örtlich genommen, dem Rheine nächstgelegenen Sedimente, älter sein müssen als die davon entfernten. Zur Erklärung mag das Bild auf Tafel III Fig. 14 im Flözgebirge des Kantons Aargau dienen.

In allen Ländern, wo unsere Gebirgsarten wieder vorkommen, findet man die normale Lagerungsfolge der Gesteinsarten genau wie bei uns. Von den Störungen in den Ketten, in welchen verkehrte Lagerung vorkommt, sprechen wir am Schlusse.

Von unten aufsteigend, durchschreiten wir die Gebirgsetagen von den ältern zu den jüngern und wollen dieselben auf dieser Wanderung kurz besprechen.

### A. Trias.

#### 1. Bunter Sandstein.

Wenn wir von den spärlich vorkommenden quarzreichen rothen Konglomeraten absehen, die sehr schwach bei Laufenburg, Stein und Säckingen entwickelt sind, so ist unser ältestes zu Tage liegendes Gestein der ziegelroth gefärbte bunte Sandstein, der aus grob- und feinkörnigen Quarztrümmern besteht, welche durch Kaolin zu harten Sandsteinen cementirt, die gerne zu monumentalen Bauzwecken verwendet werden (wie an den Münstern zu Basel, Freiburg und Straßburg zu sehen ist).

Der bunte Sandstein kommt bei Laufenburg, Zeiningen und Zuzgen vor. Bei Mumpf und Rheinfelden bildet er eine Strecke weit die Ufer und das Bett des Rheins. Ein einziges Mal wurde vor vielen Jahren ein versteinertes Pflanzenrest bei Rheinfelden in diesem Sandstein gefunden.

#### 2. Muschelkalk.

Der Muschelkalk, unser Steinsalz-Reservoir, ist aus einem Systeme von größter Beständigkeit in der Weise zusammengesetzt, daß zu unterst ein Komplex schwarzbauer Dolomite (Wellendolomit und Wellenkalk) unmittelbar auf den obersten Schichten des bunten Sandsteins vorkommt; darüber folgt Anhydrit mit Gyps, Dolomit zuweilen mit Steinsalz, noch höher ein Kalkschichtensystem mit Thonkalk und zu oberst nochmals ein Dolomit, aber von hellern Farben als unten.

a. Der Wellendolomit ist verbreitet bei Schwaderloch, Eggen, Rheinsulz, Laufenburg, Stein, Zuzgen und am Rheinufer oberhalb Augst.

Der Wellendolomit wird im Schwarzwald mit Vortheil zu Cement gebrannt. Im Frickthal ist er seiner Versteinerungen wegen berühmt geworden. Die darüber geschriebenen Register \* weisen 70 Arten von Thieren nach. Die gewöhnlichsten sind: *Terebratula vulgaris*, *Lima striata* und *Lima lineata*, *Gervillia costata*, *Myophoria laevigata*, *Thracia maetroides*, *Panopaea Albertii*, *Dentalium laeve*, *Holopella obsoleta* und *Hol. Schlotheimi*, *Nautilus bidorsatus* und *Ceratites Buchi*. Mit diesen Muscheln und Schnecken erscheinen häufig die Wirbel, Rippen und Zähne einer gewaltigen Eidechse, bekannt unter dem Namen *Ichthyosaurus atavus*.

b. Anhydritgruppe. Die Salinen Ryburg, Rheinfelden, Augst und Schweizerhall beziehen ihre Schätze aus diesem Theile des Muschelkalks. Salzthon, Steinjalz, Gyps und Anhydrit bilden die Anhydritgruppe am Fuße des Schwarzwaldgebirges. Steinjalz ist oft, aber doch nicht überall vorhanden, es kommt in unzusammenhängenden Becken vor, stets von Gyps und Anhydrit begleitet.

Das Steinjalz liegt 400—500' unter dem Rhein-Niveau, es ist stockförmig gelagert mit Andeutung von Schichtung. Der Gyps wird an vielen Stellen gegraben und verwerthet. \*\*

c. Der Friedrichshaller- oder Hauptmuschelkalk setzt die Hauptmasse sämtlicher, von der Aar-Mündung bis Augst gegen das linke Rheinthal vortretenden Berge zusammen. Der Kalkstein ist rauchgrau, dünn geschichtet, liefert gute Bausteine und gebrannt einen fetten Kalk. Der zahlreichen Versteinerungen wegen erhielt diese Abtheilung zuerst in Thüringen den Namen Muschelkalk. Vor den Fünfziger Jahren waren kaum zehn Arten Petrefakten aus dem aargauischen Muschelkalk bekannt; seither ist die Zahl der bekannt gewordenen auf fünfzig Arten gestiegen. Man findet *Ecerinus liliiformis*, dessen zahlreiche runde Gliederstücke an vielen Orten ganze Bänke erfüllen, *Terebratula vulgaris*, *Pecten laevigatus*, *Pecten discites*, *Gervillia socialis*, *Myophoria vulgaris*,

\* Mösch 1857. Das Jbßzgebirge im Aargau, Seite 10 und 11. — Mösch 1867. Geologische Beschreibung d. Umgeb. v. Brugg, Seite 4 u. f. — Mösch 1867. Der Aargauer-Jura, Seite 15 u. f. —

\*\* In der geologischen Karte, Blatt III des Dufour-Atlas, sind die Gypslager besonders verzeichnet. Erste Auflage 1867; zweite Auflage 1875.

*Ceratites nodosus*, der Vorläufer jurassischer Ammoniten. Ein schöner Krebs *Pemphix Sueurii*, hat Aehnlichkeit mit unserem Flusskrebse. Auch an Rippen- und Wirbelförnern gefrägiger Saurier fehlt es nicht.

Im Ketten-Jura zwischen dem Linberg und Rienberg bildet der Muschelkalk mehrere Kuppen und steile Gräte, so auf „Käbli“, im Strychen, Müldenbergr, im Würzberg, Elmhard und Homberg. Auf seiner Fortsetzung in die Habsburg wurde er am Linberg auch vom Bözbergtunnel durchbrochen.

d. Oberer Muschelkalk-Dolomit. Das Schlußglied der Gruppe besteht aus porösen, vorherrschend dolomitischen, gelblichen Gesteinen, die besonders bei Raisten, Eifen und Obermumpf mächtige Entwicklung besitzen. Feuersteinknollen und Bänke mit und ohne Petrefakten sind gewöhnliche Begleiter des Dolomits.

### 3. Keupergruppe.

Gleich wie der Muschelkalk mit reicher Gesteinsabwechslung, daher wie jener in mehrere Stufen geschieden. Der Keuper erlangt im Fricththal bemerkenswerthe horizontale Verbreitung.

Das tiefste Keuperglied ist:

a. Die Lettenkohlenstufe. Wir kennen sie an der Ergolz, südlich von der Augster Brücke. Durch das Vorkommen von unreinen Kohlenflözen und Alaunschiefer in einigen Theilen Deutschlands erhielt die Stufe ihren Namen. Im Fricththal bieten diese Niederschläge keinerlei Interesse. Ihr Gehalt an Zähnen und Schuppen von Fischen, neben einigen Schnecken und Muscheln, deutet auf ein wenig belebtes Meer.

b. Keuper (im engern Sinne). Die tiefsten Lagen sind reich an Gyps, darüber folgt ein bald röthlicher, bald grünlicher Sandstein, welcher bei Gansingen, Ittenthal, Fricth, Hemmiken u. s. w. zu Bauzwecken gebrochen wird. Höher folgen bunte Mergel, deren Farben durch grau, blau und roth nüanciren; meist werden diese Mergel von einzelnen Gypsstöcken mit Alaunbegleitet. Zu oberst folgt bei Gansingen ein Dolomit, welcher überaus zahlreiche Reste seltener Petrefakten einschließt.

Bei Gansingen und Hemmiken enthalten die Sandsteine Pflanzenreste von Equiseten und Pterozamiten. Die Gesamtmächtigkeit des Keupers erreicht im Fricththal nahe an 70 Meter. Er zieht als breites Band von Fetteschwyl über Wyl, Oberhofen, Sulz, Ittenthal, Fricth, Deschgen, Schupfart, Wegensletten, Buus, Magden und Nisberg und weiter gegen Westen hin. Sein Boden ist dem Weinbau günstig, er ist deshalb, wo die Lage sich eignet, stets mit Reben bepflanzt.

## B. Jura.

Jura im geographischen Sinne heißt bekanntlich die breite Gebirgskette, welche von Dielsdorf im Kanton Zürich bis Genf und noch weiter, ohne große Unterbrechungen fortstreicht.

Die Geologen haben diesen Namen „Jura“ auf die hauptsächlichsten Gesteinsbildungen übertragen, aus welchen das Juragebirge vorherrschend besteht. Diese Gesteine verbreiten sich jedoch auch über einen Theil von Deutschland, Frankreich, Italien, England, Polen und Rußland. Man hat sie ferner nachgewiesen in Afrika, Amerika und Asien. In unsern Alpen sind sie weit mächtiger entwickelt als im geographischen Jura. Diese Reste eines Meeres von ungeheurer Ausdehnung haben eine große Literatur hervorgerufen, wie keine andere Gebirgsformation. Wir kennen in den Alpen Gesteine und Petrefakten einer viel jüngern jurassischen Zeitperiode als im geographischen Jura, die uns beweist, daß nach dem Austrocknen des Jurameeres in unsern Gegenden die salzigen Wogen, dort wo sich jetzt die Alpen erheben, noch durch Jahrtausende brandeten.\*

Gleich wie die Trias zerfallen die Niederschläge der Jurameere ebenfalls in drei Hauptabtheilungen und letztere in weitere Stufen.

### 1. Der Lias,

als die Sohle des Jura, bedeckt den Keuper. Seine Gesteine sind vorherrschend düster bis schwarz gefärbt, daher auch „schwarzer Jura“ genannt. Der Lias bedeckt ungefähr einen gleich großen Flächenraum wie der Keuper, an dessen Südgrenzen er anschließt.

a. Der untere Lias besteht in der Basis aus schwärzlichen Mergelschiefeln, welche bei Frick zum Mergeln von Feldern und Wiesen benutzt werden. Aunderwärts findet man fossile Reste von Insekten, Krebsen, Seeigeln und Seesternen. Im Frickthal sind darin zwei Ammoniten-Arten heimisch: *Ammonites planorbis* und *A. angulatus*; also die ältesten Ammoniten im Juragebiete.

Höher folgt ein harter zu Mauersteinen nutzbarer Kalkstein mit zahlreichen Austerarten (*Gryphaea*), daher Gryphitenkalk genannt; es fehlt auch nicht an Ammoniten, zahlreichen Schnecken und Muscheln, wovon im Keuper noch nichts Verwandtschaftliches vorkommt. Die Register über die frickthaliische Fauna der Gryphitenkalk nennen nicht weniger als 125

\* C. Mäsch, Der Jura in den Alpen der Ostschweiz. Zürich 1872.

Arten Versteinerungen. Die gemeinsten sind: *Pentacrinus tuberculatus*, *Terebratula Cor*, *Spirifer Walcotti*, *Gryphaea arcuata*, *Gryphaea obliqua*, *Pecten textorius*, *Pecten Hehli*, *Avicula Sinemuriensis*, *Lima pectinoides*, *Lima gigantea*, *Cardinia Lysteri*, *Cardinia similis* und *Cardinia crassiuscula*, *Pholadomya corrugata*, *Pleuromya striatula*, *Pleurotomaria anglica* (Pl. similis). *Ammonites Bucklandi*, *A. Bodleyi*, *A. Sauzeanus*, *A. raricostatus*, *A. Kridion*, *A. Conybeari*, *A. Bonnardi*, *Nautilus striatus*, *Belemnites acutus* u. j. w.

Die vorzüglichsten Fundorte sind: die Rebberge westlich von Magden, die Felder zwischen Wegenstetten und Schupfart, der Wollberg bei Fric, die Rebberge nördlich von Ittenthal; die Umgebungen von Gausingen und Settenschwyl und die Staffeleggstraße zwischen Fric und Narau.

b. Der mittlere Lias zeichnet sich von den untern und obern Abtheilungen durch lichtere Färbung aus. Mergel und schüttige Halden überwiegen die wenigen festen Kalkbänke dieses Horizontes, welcher fruchtbare Ackerkrume erzeugt. Der mittlere Lias ist nicht mächtig, auch nicht technisch nutzbar, dagegen in seiner reichhaltigen Fauna interessant, in den tiefern Lagen ist *Terebratula numismalis*, in den höhern *Ammonites margaritatus* das leitende Petrefact. Die Hauptfundorte sind um Ittenthal, auf Zänlematt und Wollberg bei Fric, Wolf auf Staffelegg und Ersematt bei Hemmiken.

Die häufigsten Petrefacten sind: *Rhynchonella rimosa*, *Rh. variabilis*, *Spirifer rostratus*, *S. verrucosus*, *Terebratula numismalis*, *Plicatula spinosa*, *Gryphaea cymbium*, *Pecten priscus*, *P. aequivalvis*, *Unicardium Janthe*, *Pholadomya ambigua*, *Pleurotomaria expansa*, *Ammonites Davoei*, *A. capricornus*, *A. margaritatus*, *A. spinatus* *Belemnites paxillosus*, *B. lagenaeformis*, *B. clavatus* u. j. w.

c. Der obere Lias scheidet sich petrographisch und paläontologisch in zwei Horizonte, in einen untern und in einen obern. Der untere besteht aus Schiefer- und Stinkkalken, er gibt bituminösen Geruch beim Reiben und heißt Liaschiefer. Dem oberen fehlen die Schiefer, anstatt dieser enthält er knauerige Thonkalkbänke. Der Liaschiefer enthält Pflanzen- und Thierreste, von erstern sind am zahlreichsten: *Chondrites Ballensis*, *Ch. divaricatus*, *Fucoides Moeschi*, von Thierresten *Discina papyracea*, *Estheria Bronni*, *Inoceramus dubius*, *I. cinctus*, *I. undulatus*, *Mactromya Bollensis*, *Ammonites communis*, *A. lythensis*, *A. serpentinus*, *Belemnites irregularis*, *B. acuarius*, einige Fisch-

chen (*Leptolepis*) und Wirbelförper, Rippenstücke u. von gewaltigen frofodilartigen Raubeidechsen (*Saurier*). Fundorte sind die Umgebungen von Hettenschwyl, Oedenholz, Gausingen, Büren, Sulz, Trick, Gips, Wegenstetten, die Staffeleggstraße und der Benkenpaß.

Auch für die oberen Bänke (*Jurensis*schichten) sind genannte Lokalitäten die besten Fundorte an *Pentacrinus jurensis*, *Pecten tumidus*, *Ammonites cornucopiae*, *A. jurensis*, *A. radians*, *A. insignis*, *A. costula* und *Nautilus semistriatus*. (Schluß folgt.)

## Heinrich von Laufenberg.

Von H. Trautweiser.

Mit Bild.

Es ist außerordentlich schwierig, den Geist vergangener Kulturepochen klar zu erfassen und zu durchschauen. Nicht nur bedarf es dazu einer großen Fülle verschiedenartiger historischer Kenntnisse, es muß uns auch das Mittel einer reichen Phantasie zu Hilfe kommen, welcher die Formen des innern und äußern Lebens stetsfort gegenwärtig sind; eine Phantasie, ähnlich derjenigen, die wir in Shakespeare's historischen Dramen bewundern.

Oft vermeinen wir ein Zeitalter ziemlich genau zu kennen und fahren dennoch fort, gewisse Erscheinungen aus demselben seltsam zu finden, einzelne Personen oder ganze Stände anzustaunen oder anzuschuldigen, wo bei richtigerer Erkenntniß das Meiste auf Rechnung des Zeitgeistes zu setzen wäre. Nicht die der Zeit nach entferntesten Kulturepochen sind auch unserem Verständniß stets die entlegensten. So ist das Jahrhundert vor der Reformation in mancher Hinsicht räthelhafter als die Zeiten des griechischen und römischen Alterthums. Als in Italien Literatur und Kunst in der höchsten Blüthe standen, herrschte in Deutschland eine heute zu Tage fast unerklärliche Finsterniß und beispiellose Verkommenheit des Geistes auf allen Gebieten.

Bekanntlich ging nach der ersten Blütheperiode der deutschen Literatur,

im dreizehnten Jahrhundert, der Verfall der Poesie Hand in Hand mit der Verwilderung der gesellschaftlichen Zustände. Der Adel war zu roh, die Geistlichkeit zu unwissend, als daß die Kunst bei ihnen ein Obdach hätte finden können. Schon im dreizehnten Jahrhundert war es beispielsweise vorgekommen, daß sämtliche Geistliche des Klosters St. Gallen, mit Einschluß des Abtes, nicht schreiben konnten. Einzig die allgemeine Verwahrlosung macht es uns erklärlich, daß einzelne hervorragende Männer auf dem Gebiete der Literatur neben wenigen werthvollen Produkten eine erstaunliche Fruchtbarkeit in Erzeugung des albernsten und geschmacklosesten Wusts an den Tag legten. Gewiß waren die meisten derselben befähigt, Besseres zu leisten; allein sie waren die Kinder ihrer Zeit und dienten derselben.

Je trostloser jene Zeit war, um so anerkannterwerther ist der Eifer, mit welchem sie sich bemühten, die Leuchte ihres Geistes helle zu halten in der allgemeinen Finsterniß und das Interesse für die Kunst nicht ersterben zu lassen. Aus jener Zeit sind uns Werke von wirklicher Schönheit und dauerndem Werthe überliefert worden, die den Keim bildeten zum nachmaligen Wiederaufblühen der Poesie. So die hervorragendern Vertreter des Meistergesanges und die berufsmäßigen Wanderdichter, „Gehrnde“ genannt, vornehmlich aber die Dichter geistlicher und weltlicher Lieder, welche Gattung der Poesie überhaupt am besten vertreten ist.

Unter diesen Liederdichtern nimmt Heinrich von Laufenberg eine besonders hervorragende Stellung ein. Derselbe dürfte aber auch dadurch unsere Aufmerksamkeit einigermaßen gewinnen, daß seine Heimat das durch seinen prächtigen Rheinfluß bekannte Grenzstädtchen Laufenburg ist.

Wir begegnen zwar in den malerischen Gassen der alten Waldstadt keinem Denkstein, den die Anerkennung seiner Mitbürger dem längst dahin gegangenen Dichter errichtet hätte, ja es dürfte selbst die Kenntniß einer solch' ehrenhaften Mitbürgerschaft unter den jetzigen Bewohnern nicht einmal stark verbreitet sein; dafür treffen wir aber da und dort unter der Bevölkerung noch eine Spur jener gemüthvollen Naivetät, welche die Erzeugnisse unseres Dichters auszeichnet.

Die Biographie Heinrichs von Laufenberg ist bald geschrieben. Wir wissen von seinem Leben nichts als daß er Priester und vor 1445 Domdekan zu Freiburg i. B. war. Im genannten Jahre zog er sich von der Welt zurück und trat in das Johanniterkloster zu Straßburg. Wir wissen nicht einmal, wann und wo er geboren wurde, auch sein Todesjahr ist unbekannt. Der Name aber, den er sich beilegte, läßt mit Be-

stimmtheit annehmen, daß er aus Laufenburg stammte. Die älteste der Originalhandschrift seiner Lieder in der Straßburger Stadtbibliothek beigelegte Jahreszahl ist 1413, die jüngste 1458.\*

Aus den Dichtungen Heinrichs lassen sich keine weiteren Schlüsse auf seine Person ziehen, als daß er ein Mann von tiefem Gemüth, von fast kindlicher Frömmigkeit und Herzensgüte gewesen sein muß. Heinrich war der fruchtbarste und bedeutendste Dichter geistlicher Lieder im fünfzehnten Jahrhundert und er ist deswegen gewiß nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kirchenliedes geblieben. Seine geistlichen Lieder sind mannigfacher Art. Zu den frühesten mögen wohl die Uebersetzungen alter lateinischer Kirchengesänge gehören, in denen er die Schönheit und den tiefen Sinn freilich oft der wörtlichen Uebertragung oder auch dem Reime aufopfert, wie in der Uebersetzung des schönen Ambrosianischen Lobgesangs: „Veni redemptor“. (H. Kurz, Literaturgeschichte I. 609.) Solcher Art ist die Uebersetzung der bekannten Hymne: „Ave, maris stella“, deren erste Strophe also lautet:

*Ave maris stella, bis grüest ein stern im mer,  
tu verbi dei cella, du Gotes muoter her,  
dei mater alma, du Gotz gebaererin,  
tu virtutum palma, du aller tugent schrin,  
atque semper virgo, du muoter küsche meit,  
tu plena dei verbo, als Gabriele leit,  
felix celi porta, die sah Ezechiel,  
per te est salus orta, der war Emanuel.*

In P. Wackernagels Sammlung von Kirchenliedern finden sich nahezu hundert Nummern, die ihm mit Bestimmtheit zugeschrieben werden können und der oben genannten Straßburger Handschrift entnommen sind.

Die weitaus überwiegende Zahl dieser Lieder ist der Verehrung der heiligen Jungfrau gewidmet. Es konnte dies nicht anders sein zu einer

\* Ein „Heinrich Tringer von Laufenberg, Dekan des friedthallischen Landkapitels und kaiserl. bevollmächtigter Notar“ erscheint als Ausfertiger und Unterzeichner einer Urkunde vom Jahre 1439. Ob dieser Heinrich Tringer mit unserem Dichter identisch ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen, immerhin ist es unwahrscheinlich, daß das Städtchen Laufenburg gleichzeitig zwei schriftgewandte Dekane gleichen Vornamens hervorbrachte, wenn auch der Zeitraum 1439—1445 für den Aufenthalt des Dichters in Freiburg etwas kurz erscheint.

Zeit, wo man ob dem Mariendienste bald den Schöpfer der Welten selber vergessen hätte.

In Maria sind Himmel und Erde geschaffen, in ihr nimmt Gott am siebenten Tage seine Ruhe — singt Heinrich im Liede „Maria höchste Creatur“. Auf Maria deutet Heinrich auch das hohe Lied Salomonis. Um sie würdig zu preisen, werden alle erdentlichen Vers- und Reimkünsteleien und die seltsamsten Bilder verwendet. In „Unser frawen fingerlin“ von Heinrich figuriren einundzwanzig verschiedene Edelsteine. Ähnlich sind „Unser frawen krenzlin“ und „Unser frawen schäppelin“ mit geschmacklosen Bildern überladen. Die Vorliebe für derartige Figuren war bis zur Reformation allgemein und außerordentlich tief eingewurzelt. Sie hat sich zum Theil auch bis heute im katholischen Mariendienste erhalten. Man denke nur an jene Vitaneien, worin die Mutter Gottes als „Arche des Bundes — goldenes Gefäß — Thurm Davids — elfenbeinerer Thurm!“ — u. angerebet wird.

Von unserm Dichter stammen auch mehrere „Marien ABC“, bei welchen die Anfangsbuchstaben der Verse oder Strophen in ihrer Reihenfolge das Alphabet geben. Eines derselben ist nach folgendem komplizirten Gesetze gebaut: die Anfangsbuchstaben der 24 Worte des ersten Satzes, ebenso diejenigen der ersten Worte sämtlicher 24 Strophen geben das Alphabet; außerdem sind diese Worte dieselben, welche die erste Strophe bilden. Dieses Lied ist dem eines verwandten Dichters, des Mönchs von Salzburg nachgeahmt, das den Titel trägt: „Das guldin ABC mit viel subtiliteten“.

Heinrichs Gedicht beginnt:

„Aue benedicti cederblut,  
dich engell fröude gruft,  
himell iemer keyserin,  
luftlich maria nim,  
on pines qual  
rinn sünders tal  
und wart  
wiltu yhesu zart  
Benedicti frow u. s. w.

Nicht minder wunderlich erscheinen uns die Verse Heinrichs, wo deutsche und lateinische Worte und Sätze nach Art der sog. makaronischen Poesie bunt durcheinander gemischt sind, z. B. im „Marien lob“:



Original in des Dichters „Buch der Figuren“. A. Trautweiler del.

Heinrich von Laufenberg



အရှင်မင်းသိင်္ခမင်း၏ နေရာပုံ

အရှင်မင်းသိင်္ခမင်းသည် အရှင်မင်းသိင်္ခမင်း၏ နေရာပုံကို ဖြစ်စေခဲ့သည်။

(4. Strophe) „*Sancta celorum conditrix,*  
*du edli gottes genitrix.*  
*quid sol ich de te singen?*  
*cum cuncti de te senciant*  
 vil lob und wunder dingen.  
 So raeffend wir dich *omnes* an  
 und gerend din *lexamen*;  
*alpha et o*  
 nun mach uns fro  
 nun und ouch *semper*, Ammen.“

Die bessern Erzeugnisse des Dichters sind größtentheils Umdichtungen aus dem Lateinischen oder aus alten Volksliedern. Am poesievollsten zeigt sich Heinrich da, wo er Weltentfagung und Gottseligkeit zum Ausdrucke bringt. Wir begegnen diesem Thema öfters in seinen Versen und es scheint, daß sein Gemüth ascetischen Stimmungen sehr zugänglich war. Damit steht auch in Uebereinstimmung der Entschluß des Dichters, sich in ein Kloster zurückzuziehen, wie denn überhaupt jenes Zeitalter eine starke Vorliebe für mytheriöse und ascetische Schriften zeigte.

Eines der schönsten Gedichte Heinrichs dieser Art ist das

### Heimweh.

Ich wölt daß ich deheime wer  
 Und aller welte trost entber.  
 Ich mein doheim in Himelrich  
 do ich Got schowet ewenlich.  
 Woluf, min sel, und riht dich dar!  
 do wartet din der engel schar.  
 Won alle welt ist dir zu klein,  
 du cumest denne wider hein.  
 Dohein ist leben ohne tot  
 und ganze fröiden alle not.  
 Do ist gefuntheit one we  
 und wäret hüt und iemer me.  
 Do sind doch tufend johr als hüt  
 und ist ouch kein verdrießen nüt.  
 Woluf min herz und all min muot,  
 und suoch daz guot ob allem guot!  
 Waz daz nüt ist, daz schetz gar klein  
 und jomer allzit wider hein!  
 Du halt doch hie kein bleiben nüt,  
 es si morn oder es si hüt.

Sid es denn anders nüt mag sin,  
 so vlüch der welte valschen schin!  
 Und rüw din sünd und besser dich,  
 als wellest morn gen himelrich!  
 Alde welt! Got gefegen dich:  
 ich var dahin gen himelrich!

Nicht minder warm empfunden sind die Lieder „Kindesseggen“, „Rehr din Herz von hinnen“, „Es taget minnecliche“, „Rüwe uf Erden, Fröide im Himmelrich“.

Die Idee der Weltentsagung kann kaum eindringlicher verkündigt werden, als in folgenden einfachen Versen Heinrichs:

Weib, Freund, Vater und Mutter dein,  
 Gewalt der Zeit und Ehren,  
 Das mußt du alles lassen sein,  
 Willst du zu Gott dich kehren.

Wo Heinrich den naiven Ton anschlägt, ist er bisweilen von einer wahrhaft rührenden Kindlichkeit:

„Maria, muoter reine,  
 gib mir dz kindelin:  
 wz solt es dir alleine?  
 du edel kindli cleine  
 loff ouch min fröude sin.  
 Ler mich dz lieblich sweigen,  
 du edli maget gut,  
 sin mündli zu mir neygen,  
 o got, wer es min eygen,  
 so wer mir wol zemet.“

„Herr yoseph, vatter alte  
 ich klopf an diner tür:  
 heftu des kints gewalte  
 durch tugent manigvalte,  
 so hilf mir auch hinfür.  
 Hilf mir ein müeffli machen,  
 ein edel zarti spis,  
 in andacht mit im wachen  
 in luterkeit erlachen,  
 so wurd ich niemer grys“ u. s. w.

Nach dem Gesagten möchte man vermuthen, Heinrichs Herz sei für weltliche Reize unzugänglich gewesen. Doch das wäre ein Irrthum. Wir besitzen auch weltliche Lieder, sogar ein Minnelied von dem zartherzigen Priester. Die folgenden klangvollen Strophen gehören einem aus dem

Lateinischen übertragenen Gedichte an, dem in der Originalhandschrift auch Musiknoten beigelegt sind.

Man siht löber	(Blätter)
töwer	(Reif)
vor dem walde	
balde	
rifen,	(fallen, rieseln)
grifen	(grau werden)
sicht man berg und tal	
val überall	(faßl)
stät nun menger hande sumer cleyder	

Vöglin singen  
 klingen  
 ist zerftöret,  
 höret  
 winde  
 schwinde (ungehörte)  
 wagen durch den walt  
 kalt, ungestalt  
 sind nun berg und owe anger leyder

Für die fwere  
 mere (Mähre)  
 jar lang wibes  
 libes  
 dike \* \* (innige)  
 blike  
 ist ein mayen tach, \* \* (Tag)  
 ach wer gefach  
 besser fröid denn bi schönen wiben

Wie doch eini  
 reine  
 frowe twinget  
 bringet  
 herzen  
 smerzen  
 mir vil fenden \* man \* (liebeshdürftigen)  
 kan nun mich lan  
 ane trost und muß also beliben.

Roter mund  
 tu mir kund  
 fröuden fund  
 zu aller stund

hab mich dir für aygen,  
 Gar von leide  
 seheide  
 mir nicht wenken \*                      \* (wanfen)  
 denken  
 süsse  
 grüße  
 lieplich zu mir sprich  
 sich,  
 da von ich  
 hertz und lib zedienft dir ganz wil neygen.

Wie wir sehen, hat Heinrich von Laufenberg Manches hervorgebracht, was mit der großen Menge geschmackloser Erzeugnisse aus seiner Zeit in wohlthuendem Gegensatz steht. Doch dürften die tieferen Gedanken jener besseren Dichtungen bei den Zeitgenossen selten einem entsprechenden Verständnis begegnet sein und haben zweifelsohne weniger Anklang gefunden als die unnatürlichen Spielereien mit puppenhaften Bildern und Verskünsteleien.

Es geht dies namentlich hervor aus der ausgedehnten Verbreitung, welche Heinrichs didaktische Werke, besonders der „Spiegel menschlicher Behaltniß“ (*speculum humanae salvationis*) gefunden haben. Servinus sagt über dieses Werk, daß es auch eine typographische Merkwürdigkeit bilde, indem es gleich bei Erfindung der Druckkunst ungemein vervielfältigt worden sei (erste Ausgabe Basel 1474). Später wurde es in Prosa übertragen und durch mancherlei Einschaltungen erweitert. „Das Buch war ganz für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet und berührt sich mit den Armenbibeln, die schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst lateinisch, dann auch übersezt erschienen: auszügliche Stellen und Geschichten der Testamente voll der alten Vorliebe für Maria. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngsten Gerichte und von den Schrecknissen der Hölle heraus, mehr um zu schrecken als zu erbauen.“ (Servinus). Der Spiegel des Heils war eine Uebertragung aus dem Lateinischen und stammt aus dem Jahre 1425. Er behandelt sämtliche seit den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder in etwa 15,000 Versen.

Noch umfangreicher ist das „Buch der Figuren“ (über 25,000 Verse), worin unser Dichter sämtliche Geschichten des alten Testaments als Figuren und Symbole zu Ehren der heiligen Jungfrau behandelt. Solcher Figuren sind 136; bei jeder ist nebst der Abbildung des Vorganges zuerst

die Erzählung desselben, dann die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieselbe angebracht.

Zu den bekannten Werken Heinrichs gehören auch eine Sammlung von Predigten und eine Uebersetzung des „regimen sanitatis“, eines Buches von Cato über Gesundheitspflege.

Ohne Zweifel hat unser Dichter noch Manches geschrieben, das im Laufe der Zeit verloren gegangen ist. Doch genügen die hier angeführten Werke, um demselben in jeder Geschichte der deutschen Literatur für alle Zeiten einen Ehrenplatz zu sichern.

## Der heilige Fridolin.

Nach den Quellen dargestellt von Dr. Jul. Werder.

Das Leben des hl. Fridolin, des Gründers von Säckingen, ist uns von Balthar, einem Hörigen des Stiftes im zehnten Jahrhundert, aufgezeichnet worden. Nicht als ob dasselbe bis zu dieser Zeit keine Lebensbeschreibung des Heiligen besessen hätte. Allein sie war bei einem Einfalle der „Heiden“ (Magyaren) sammt allen andern Dokumenten des Stiftes in Flammen aufgegangen. Wohl blieb die mündliche Tradition, allein sie schien doch ungenügend. Wie hoch erfreut war darum Balthar, als er auf seiner Rückreise aus Frankreich, wo er sich zur Vollendung seiner Studien vier Jahre aufgehalten hatte, in Eller, einem Klösterlein im Bisthum Trier einen Codex mit der Vita des Heiligen seiner Heimath fand. Leider war kein Pergament zur Stelle. Da blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als sich den Inhalt so gut als möglich einzuprägen und dann zu Hause nach der Erinnerung aufzuschreiben. Das geschah. Wir erfahren von ihm Folgendes:

Fridolin, der Sohn vornehmer Eltern in Hibernien, erst Spätere haben ihn gleich zu einem Königssohn gemacht, zeigte schon von Frühem an eine ebenso große Herzensgüte als eine große Freude an ernstem Studium. Aber mehr noch als die Wissenschaft der Heiden, eines Pythagoras, Platon und Aristoteles, zog ihn jene höhere Kunst an, die aus Gott fließet und wieder zu ihm kehrt; darum beschloß er, Gott allein zu

dienen und in den geistlichen Stand zu treten. Er sagte sich von allen seinen Gütern los und zog, um in den Herzen seiner Volksgenossen den letzten Rest des Heidenthumes zu tilgen, lehrend und predigend in seiner Heimath umher. Allein eine innere Stimme mahnte ihn, in die Fremde hinaus zu ziehen. Freunde und Verwandte suchten ihn zurückzuhalten. Vergeblich, selbst die Fährlichkeit des Meeres vermochte ihn nicht zu schrecken. Freunde und Bekannte gaben ihm zum Schiffe trauernd das Geleite. Und wie es sich nun weit und weiter vom Lande entfernte, da schauten sie sich noch lange in tiefer Wehmuth nach. Fridolin aber erreichte nach stürmischer Fahrt die Küste. Nach kurzer Rast schritt er entschlossen in das Land hinein. Da lebten noch Heiden neben Christen. Alsdann gelangte er nach Poitiers, der hochberühmten Stadt des hl. Hilarius. Aber dessen Heiligthum war zerfallen. Da, in einer Nacht erschien ihm der Heilige selber und forderte ihn auf, dasselbe zu erneuern. Er theilte die Erscheinung dem Bischöfe mit, und beide, Bischof und Abt, — denn das war Fridolin geworden — begaben sich an den königlichen Hof. Der König, es war der berühmte Chlodowech, holte sie mit herrlichem Gefolge ein und zog sie zur königlichen Tafel. Da begab es sich, daß ein Diener ein kostbares Trinkgefäß zur Erde fallen ließ, also daß es in vier Stücke zerbrach. Fridolin aber fügte es durch die Kraft des Gebetes wieder zusammen. Das Wunder führte viele der anwesenden Heiden dem Christenthume zu. Bevor Fridolin schied, ward ihm vom König noch eine geheime Unterredung gewährt. Dem legte er seine Pläne vor, sie fanden volle Billigung. Reich beschenkt kehrten die beiden Geistlichen nach Poitiers zurück. Nun konnte das Heiligthum des Hilarius wieder aufgerichtet werden. Aber nach einiger Zeit erschien der Heilige Fridolin zum zweiten Male und mahnte ihn, nunmehr nach Germanien aufzubrechen. Dort, bei den Sueven, liege vom Rheine umflossen eine Insel, die sei ihm bestimmt. Ohne Säumen brach Fridolin auf. Zunächst ging er wiederum zum Könige. Chlodwig erlaubte ihm die Insel in Besitz zu nehmen und daselbst zu reuten und zu roden nach seinem Willen. Froh des Bescheides machte sich Fridolin auf den Weg. Zuerst kam er an die Mosel. Da baute er zu Ehren seines Heiligen, von dem er einige Reliquien mit sich genommen, eine Zelle, und nannte sie Helera. Von da zog er fürbas in die Vogesen, alsdann nach Straßburg; auch hier wie im Gebirge erstand in Wäldern ein Kirchlein des hl. Hilarius. Aber weiter, weiter nach Burgund und Rhätien hinein; und auch in Thur erhob sich seinem Heiligen bald eine Zelle. Von hier aus zog er abwärts dem Rheine entlang,

um die ihm verheißene Insel zu suchen. Nach langer Mühe fand er sie. Nun galt es einen Platz für die Kirche auszuwählen. Aber den Umwohnern schien der fremde Mann gefährlich: ging er nicht wie ein Wolf umher, der auf Beute spähet? war's nicht etwa ein Rinderdieb? Sie hielten ihn an, schlugen ihn wund und jagten ihn mit Schimpf und Schande fort. Da ging er wiederum zum Könige, um Brief und Siegel für sein Eigenthum einzuholen. Nachdem er sie erhalten, kehrte er in Begleitung königlicher Boten zurück. Ein Wunder wies ihm den Ort für die Kirche. Müde war er unter einem Baume eingeschlafen. Und siehe, als er erwachte, da beugten sich die Zweige, in die er die Reliquienkapsel gehängt hatte, zu einer Kugel gegen einander. Das war ein Wink vom Himmel. Rüstig ging es nun an die Errichtung des Baues. Ein ehrbarer, christlicher Mann, Namens Wacher, gab ihm, bis die Zelle fertig stand, ein gutes Unterkommen; ja, er gab ihm einen Theil seines Gutes hin. Aber die Umwohner, die die Insel bisher als Weideplatz benutzte, verdroß der Verlust derselben schwer. Bald traf die Kunde vom Tode des Königs ein. Sofort erneuerten sie ihre Ansprüche und ihre Gegnerschaft. Aber mittlerweile hatte Fridolin schon einen bedeutenden Anhang gewonnen. Man entschied sich für einen gütlichen Vergleich. Der Tag der Entscheidung kam; doch hatte Fridolin von den Gegnern wenig Gutes zu erwarten; da geschah ein neues Wunder. In der Nacht senkte der Heilige mit Hilfe eines Freundes Tannen in den Strom. Und siehe, als der Morgen graute, da floß das Wasser nach der linken Seite hin, wo die Feinde wohnten; an das rechte aber konnte man von der Insel beinahe trockenen Fußes gelangen. Damit war die Sache für Fridolin entschieden. Bald stand die Kirche, bald auch ein Frauenstift. Und milde wie er war, ließ er den Frauen volle Freiheit, wie sehr ein strenger Schüler dawider eiferte. Und seine Milde kam auch dem jungen Volke zu Gute, das von den süßen Früchten gelockt, in den Klostergarten eingestiegen war. Durch Leben und Lehre gewann Fridolin die volle Liebe der Bevölkerung. Seine Gründung erstarbte noch zu seinen Zeiten in herrlicher Weise. Nach langem, segnenreichem Wandel entschlief der Heilige in seinem Gotte, es war am 6. März. An seinem Grabe geschahen viele Wunderzeichen.

Dies der Inhalt der Legende. So wurde sie erzählt und geglaubt Jahrhunderte lang; so auch wurde sie 1618 im Jesuiten Seminar zu Luzern dramatisch dargestellt: Eine Comedi von dem heiligen Abt und Beichtiger Fridolino. Aber die neuere Forschung glaubt sie aus innern und aus äußern Gründen als eine Fälschung des 11. oder 12. Jahrhunderts ver-

werfen zu müssen.\* Und warum nicht? Hat sie doch Personen und Thaten einer viel nähern Zeit in Frage gezogen und geradezu verneint. —

Und dennoch sagt es dem unbefangenen Sinne wenig zu, Ausfagen Dritter gegenüber von Anfang an nur Zweifelsucht zu haben; ja es widerstrebt ihm gänzlich, von den früheren Geschlechtern die einen schlechtthin für lügenhaft, die anderen für gläubigdumm zu halten. Vorurtheilslose Prüfung führt denn auch hier zu einem andern Resultate, als skeptische Gelehrte uns glauben machen wollen. Von jener besondern Art des Gelehrtenthums, die in jedem Legendenheiligen einen Wodan, Thor oder sonst einen Gott des germanischen Olympes wittert, darf flüchtig geschwiegen werden.\*\*

Schon der Eingang der Erzählung wird bekräftelt. Balthar bethenert hoch und heilig, daß er die Wahrheit spreche. Nun heißt es freilich, *qui s'excuse, s'accuse*. Allein es ist eine solche Versicherung durchaus natürlich, wenn nur nach der Erinnerung berichtet wird. Balthar aber war dazu gezwungen, weil er in Helera kein Stücklein Pergamentes fand. Auch das soll unwahrscheinlich sein. Als ob nicht öfters, um wieder verwendbares Pergament zu erhalten, in den Klöstern der Text von alten Manuscripten weggekratzt worden wäre.

Ein weiterer Umstand weist auf alte Zeit zurück. Fridolin kommt bei Abjuchung der Insel bei der Umwohnerschaft in den Verdacht, ein „*insidiator pecorum*“ zu sein, so schleiche nur der Wolf um die Heerde. Das entspricht noch ganz und gar dem Kulturzustande, auf dem das alamannische Volksrecht, wohl eine Arbeit des 6. Jahrhunderts, fußt.

Man hat zum Weiteren aus Fridolins Zickzackreise, sowie aus seinem Namen auf Unächtheit geschlossen. Was jene anbetrifft, so werde nicht vergessen, Balthar erzählt nur nach der Erinnerung, und in der Erinnerung kommen zumal geographische Verhältnisse leicht durch einander. Uebrigens ist es wohl nicht gut, an so entlegene Begebenheiten den Maßstab neuer Sitten anzulegen: Weil wir Modernen für eine Reise jeweilen die geometrisch kürzeste Linie wählen, muß deshalb Fridolins weitläufige Fahrt bloße Erdichtung sein? Zudem hatte er, wie sogleich zu zeigen ist, bei seiner Reise besondere Zwecke zu verfolgen. Es nöthigt auch sein deutscher Name nicht Fälschung anzunehmen. Schon zur Zeit der Römer lebten in Irland auch germanische Stämme; angelsächsische Familien kamen

\* Kettenberg, Wattenbach, Meyer von Knonau; dagegen treten für die Richtigkeit ein: Gelpke, Friedrich, Lütolf.

\*\* Bircher-Bruggisser: Die Sage vom hl. Fridolin, („Echo vom Rande“ 1883.)

auch wohl von England herüber. Fridolin, oder Fridolt, wie Balthar den Namen in Helera fand, hatte seine Verwandten bei den Angelsachsen. Es hat darum sein deutscher Name trotz Irland keine Beweiskraft wider ihn: er war von germanischer Abstammung.

Doch hören wir die Kritiker weiter. Was soll der Heilige kreuz und quer gegangen sein? liegt nicht auch hier die deutliche Spur der Fälschung? Allein man vergegenwärtige sich den politischen Hintergrund, auf dem sich Fridolins Wirksamkeit entfaltete.

Auf den Trümmern des römischen Reiches waren eine Reihe germanischer Königreiche entstanden. Im mittlern und im südlichen Gallien herrschten die Westgothen, im östlichen die Burgunder. Hier wie dort schied eine tiefe Kluft die Sieger von den Besiegten; diese hingen dem katholischen Glauben an, jene waren Arianer. Manches geschah, was die Katholiken bitter fränken mußte. Der Vorseher des niceanischen, d. h. katholischen Bekenntnisses im Abendland war der hl. Hilarius gewesen, der als Bischof von Poitiers 367 gestorben war. Unter der Herrschaft der Westgothen war das Heiligthum zerfallen, das ihm dort errichtet worden war. Man sehnte sich hier nach einem Herrn vom rechten orthodoxen Glauben. Der war in erster Nähe. Nach seinem Siege über die Alamannen (496) hatte sich der Frankenkönig Chlodwig auf das katholische Bekenntniß taufen lassen. Sein weiteres Leben war freilich so, daß man wird glauben müssen, er sei aus Berechnung Christ geworden. Denn mit der Taufe in Rheims ward er der natürliche Mittelpunkt für die katholische Bevölkerung in Gallien. So ergaben sich geheime Beziehungen zwischen ihm und dieser, beziehungsweise ihrem Klerus ganz von selber; sie bereiteten im Stillen die Eroberung von Burgund (501) und vom Westgothenreiche vor (507). Fridolin stand aus religiösem Antriebe im Dienste dieser Politik. Er hat nicht erst, seit Poitiers fränkisch war, mit Chlodwig verkehrt. Schon vor 507 war er in dieser Stadt, schon vorher stand er im besondern Vertrauen dieses Königs. Ansonst würde er wohl nicht so prächtig empfangen, nicht zu einer geheimen Unterredung zugelassen worden sein. Allein es genügte Chlodwig nicht an der Eroberung von Burgund und vom Westgothenreiche. Es lag in seiner Politik, überall gegen den Arianismus Stellung zu nehmen. Der aber hatte seinen Anhalt und seinen Mittelpunkt an Theodorich, dem großen König der Ostgothen. Sein Einfluß reichte von den Grenzgebieten aus in Chlodwigs Reich hinein. Es galt vor Allem aus die Alamannen, den Stamm, der nur mit grollendem Herzen die Herrschaft der Franken trug, für den Arianismus zu gewinnen.

In diesem Sinne wurde von Rätien aus, wo Theodorich so wie so als der Gebieter galt, auf sie eingewirkt; aber auch von der Provence aus nach Burgund herein und herunter bis zum Oberrheine wurde von ihm dem arianischen Elemente Vorschub geleistet. Diesen Bestrebungen trat Chlodwig entgegen. Nicht mit offener Gewalt, dazu war er zu schwach. Er bediente sich der Hilfe frommer Mönche, in denen noch der Eifer des Befehrten glühte. Als Herold des heiligen Hilarius, als Anwalt und Verkündiger des niceanischen Bekenntnisses, und damit als der Vertrauensmann der merovingischen Politik kam Fridolin von der Mosel durch die Vogesen in's alemannische Gebiet, dann nach Burgund, nach Rätien, und siedelte sich alsdann mitten unter den Alamannen an. Cellulæ zu Ehren seines Heiligen, Holzbauten, deren Erstellung wenig Mühe machte, erhoben sich überall, wo Fridolin angehalten hatte, weniger als Zeugen seiner Wirksamkeit denn vielmehr als Denkmäler des hl. Hilarius. Immer und überall trat der Name des großen Meisters voran; und das so sehr, daß selbst Fridolins eigenste Stiftung noch lange mehr den Meister als den Jünger ehrte. Sind doch die ältesten Kirchen, die unter Säckingens Einfluß entstanden sind, zu allererst dem hl. Hilarius geweiht gewesen, so im Fricthal, in Glarus, zu Zell im Wiesenthal. Und dem entspricht es auch, daß weder Notker noch Rhabanus Maurus in ihren Martyrologien des Namens Fridolin erwähnen. Wohl aber wird er schon um 840 in Calendarien von Zürich und Petershausen (bei Konstanz) genannt. Erst mit der wachsenden Bedeutung Säckingens erwuchs der Wunsch, einen besonderen Patron zu haben, erst damit trat Fridolin in die erste Stelle ein. Es ist ausnehmend zu bedauern, daß wir bei dem Mangel alter Schenkungsurkunden, wiederholte Brände haben das Kloster heimgesucht, diesen Uebergang nicht mit Sicherheit nachweisen können.

Wir sehen der Kürze halber von leichteren Bedenken ab, die wider die Zuverlässigkeit der Baltherschen Erzählung geäußert worden sind. Nur die eine Frage sei noch erörtert: welchem Zwecke hätte die Fälschung dienen sollen? Die Skeptiker erwidern: Balthar wollte das Recht des Stiftes auf die Insel sicher stellen. Allein das wäre durch ein königliches Diplom, dergleichen man im Mittelalter ohne sonderliche Strupeln machte, leichter und sicherer geschehen. Und überdies, wer hat denn je das Stift in seinem unmittelbarsten Besitze angefochten?

Säckingen war eine der ersten Kultusstätten im Alamannenlande. Von hier aus sind eine Reihe Kirchen gegründet worden. Hier haben Frauen fürstlichen Ranges ihre Tage zugebracht, so Bertha, die Tochter Ludwigs

des Deutschen, Richardis, die Gemahlin Karls des Dicken. Wohl durch königliche Schenkung kam das Stift in den Besitz des Landes Glarus. Der Ruhm der Stätte knüpfte sich an eine einzelne hervorragende Persönlichkeit. Balthar gibt uns ihren Namen. Seine Erzählung wird mit Unrecht angefochten; in den Hauptzügen stimmt sie mit der Geschichte überein. Fridolin war der entscheidende Glaubensbote für unsern Stamm und unsere Gegenden, und er verdient es wohl im dankbaren Andenken der spätern Geschlechter zu verbleiben.

## Die alten Wirthshäuser in Aarau.

Von E. J. Hochholz.

Die Stadt Aarau zählte im Jahre 1480 sechsundzwanzig Tavernen- und Pintenwirthschaften, deren Namen in Olshausens Chronik (S. 41) aufgezählt sind; bis zum Jahr 1607 haben sich dieselben nur um die eine Zum Pflug (ebenda S. 87 und 152) vermehrt. Als die älteste dieser Herbergen erscheint hier der Große oder Rothe Löwe, im Gegensatz zum Kleinen Löwen ebendasselbst. Ersterer wird im älteren Fahrzeitbuch der Leutkirche (aus der Mitte des 14. Jahrhunderts) frühzeitig und öfters genannt:

1335 obiit Wernherus ad rufum leonem. Argovia 6, 408. — 1350: ager ecclesiae Aroviensis, quem colit ulricus zem löwen. Argovia 6, 368. — 1497: Margaretha hammannin, hospita ad rubrum leonem; ibid. 414. — 1504: de domo leonis antiqui; ibid. 381.

Aus der letzten Inscription ergibt sich, daß seit 1504 neben dem Rothen Löwen hier sich ein zweiter Kleiner aufgethan hatte. Es zeigt ferner der Name Rother Löwe (wie Rother Dohle, Goldner Dohle, Adler, Gold. Lamm), daß hier der Wirthschild kein heraldisches Wappen, sondern ein bloßes Emblem gewesen ist und deshalb wie alle Wirthschilder eine einzige einheitliche Farbe trug. In diesem Sinne entstehen die Gasthofsnamen in Reichsstädten: Zur blauen Glocke, blauen Ente, goldnen Hahn, Rothen Haus. Löwe, Adler, Dohle und Roß finden sich als Schildzeichen am häufigsten. Schwarzer Adler und Goldner Löwe sind die ältesten Tavernen Muri's, Lehen vom dortigen Kloster. Eine Zusammen-

stellung sämtlicher Schildwirthschaften im Königreich Württemberg (mit einander 6311 Nummern), ergibt 674 Adler, 470 Ochsen, 443 Löwen, 397 Kofse. (Briefl. Mittheil. v. Oberjustizrath Bazing in Ulm.)

Das dem Aarauer Rothen Löwen im Alter hier zunächst stehende Wirthshaus ist der jetzige Wilde Mann. Da er stets der einzige Gasthof in der ganzen Vorstadt von Aarau gewesen ist, so muß er früherhin Öristein geheißten haben, weil die einzige Herberge, welche der Vorstadt obrigkeitlich erlaubt war, unter dem letztern Namen urkundlich erscheint. So in dem erwähnten Jahrbuche von 1350: Nielaus Öristein. Argovia 6, 423. — 1426: margaret Öristein; ibid. 393. Das Raths-Erkenntniß vom Jahre 1441 bestimmt: „daß in der Vorstatt ze Arouw nit me dann Ein Wirtshus und tafarren, geste ze beherbergen, syn soll, und die sol ouch allein Öristein Herberig syn sürohin.“ Stadtschreiber Berchtold Sazer, Der Statt Fryheiten. Handschrift vom Jahre 1578, Fol. S. 46 b.

Dieser Hausname deutet auf ein Wahrzeichen hin, und läßt zwei Deutungen zu: der orsin steen (der gehörte, d. i. durchlöcherter Stein) bezeichnet im Weisthum von Lusheim (Speierrgau) eine gehauene Grenzmarke (Grimm, Weisth. 1, 452). Anderwärts aber ist der Öristein die eiserne Stückkugel, entgegen dem von der frühern Artillerie geschossenen wirklichen Stein; vgl. Bericht der schweiz. Hauptleute im Schwabenkriege 1499: Gluz-Blogheim, Gesch. d. Eidg., S. 542, Urkunde XXI. Gleichzeitig kann jedoch die Tafarne neben diesem Hausnamen denjenigen zum Wilden Mann ebenfalls schon getragen haben, da derselbe hier zu Lande sehr alt ist, wie aus folgender Notiz hervorgeht: 1356 und 1386 sind zu Zofingen Hans zu Neudorf und Heini Wuof nacheinander die Wirthhe auf dem dortigen Wilden Mann, und Wuof ist unter den in der Sempacher-schlacht für Herzog Leopold Gefallenen: Tobinium Politicum, oder Weltliches Amterbuch Zofingens S. 7. und 30. Beschreibung der Stadt Zofingen (1811) 1, S. 82.

Die Stadt Aarau war ein Durchpaß für die aus dem Elsaß über die Schafmatt her nach Einsiedeln ziehenden Pilger und die Aarauer Leutkirche mit ihren zahlreichen Schutzpatronen und Weihaltären war selbst eine Bewallfahrtete. In diesem Sinne werden sich die Aarauer Tafarnen deuten, welche geschildet waren zum Engel (gelegen in der Milchgasse), zum Kreuz, Paradies, Fegfeuer, Goliath und St. Maria Magdalena. Die letztere Heilige hatte in der Kirche einen besonderen Altar, zu dessen Zinsen auch städtische Häuser gehörten: Petrus Gutgesind

vermacht nämlich der Kirche einen Zins de domo propria inter domos Stæ. Marie Magdalænæ et dicti Bräder Râdi. Argovia 6, 431 und 458.

Ochse und Widder (Ochsen S. 41) weisen auf Metzgerei hin; Krone, Sonne, Stern auf Bäckerei (die Aarauer Bäcker waren sämtlich tafernuberechtigt); Schiff und Hecht auf Flößer- und Fischerherbergen; Glas und Traube auf die Winzerzunft; Schwert und Schlüssel auf die Schmied- und Schlosserzunft. „Das Rößle trifft man am Oberrhein überall an den Steigen, wo Vorspann genommen wird“ (Birlinger, Alemannia Jahrg. 4, Heft 1, S. 53), und so steht denn zunächst am Aarauer Rößli jetzt noch die Blechtafel mit dem Zeichen des Radschuhes angeschlagen. Der Pflug (Ochsen, Chron. S. 87) bezeichnet die Zunft der Ackerleute; so im Solothurnischen, und im ganzen Markgräflerlande.

In der Halde stand ein Wirthshaus Zur Wilden Sau. Es war das Eckhaus am linken Thorflügel der Schindbrücke, und hier wurde in einem Mauergeläß das genannte Schildzeichen mit der Jahreszahl 1498 vor ein paar Jahrzehnten bei einer Renovation wieder aufgefunden. Da in der Stadt die Schweine ledig umher liefen, und der untere Haustheil (jetzt Laube und Durchgang genannt) stets der Schweinekoben war, so konnte hier die zahme Sau nicht wohl ein Schildzeichen werden, sondern die wilde; daher auch der Hauspruch in der Stadt Basel:

Auf Gott vertrau!

Alhier zur wilden Sau.

Das Wirthshaus Zum Storchen wird sich auf die in der Aarauer Gegend ehemals zahlreich bauenden Störche gründen, die beim Volke für geheiligt galten und an verschiedenen Nachbarorten z. B. in Rued, Beltheim und Lenzburg auf Gemeindefosten so regelmäßig gepflegt wurden, daß das ihnen gestiftete Kapital „Storchenstipendium“ hieß.

Das Wirthshaus Zum Raben (Ochsen, S. 41) mag, wie dasjenige in Zürich, aus Spekulation auf die nach Einsiedeln Wallfahrenden geschildet und zubenannt worden sein. Das Stift Einsiedeln führt die beiden Raben des hl. Meinrad im Wappen. Wo diese zwei Vögel sich zu Zürich als Mordkläger niedergelassen hatten, da entstand die Herberge zum Raben, die urkundlich 1425 zum ersten Male vorkommt, später in das Hotel Bilharz und endlich in ein Privathaus verwandelt wurde. An dessen Altane über den Buden sind die beiden Raben in Stein ausgemeißelt zu sehen, wie sie einen Knochen des von Räubern erschlagenen Heiligen als Wahrzeichen zu Gerichte tragen. So errichtet 1368 Heinrich

Kapplin, oder Corvinus, Burger zu Zofingen, daselbst mit Bewilligung der Herrschaft Osterreich die Wirthschaft zum Raben, jetzt die Bierbrauerei Bollmar zum Rappen. Tobinium Politicum, S. 7.

Der Bär ist das Wappenthier Berns und Appenzells, der Stifte von St. Gallen und von Beromünster. Die Pfrundherren und Kaplane der Aarauer Pfarrkirche gehörten unter die Botmäßigkeit und Obhut des Chorherrenstifts Beromünster, urkundlich seit 1463; der Bär kommt also da ins Hauszeichen, wo die Tafernen von der Herrschaft zu Erblehen gingen.

Die Taferne Zum Adler lag am Obern Thor Aaraus, an welchem der Adler als Stadtwappen zweimal abgebildet steht. In der Regel aber zeigt der Adler als Wirthschild an, daß hier früher eine Poststelle war; und wirklich hielt noch zu Anfang dieses Jahrhunderts das sogen. Pöfli, ein Einspänner, zunächst dem Hause zum Adler, bei der Wyblerischen Apotheke an, an deren Hauswand der Eisenring zum Anknüpfen der Leitzügel noch vor vierzig Jahren eingelassen war.

## Der Karneval von Delsberg.

Jurassische Legende von J. Rats.

**A**m Fastnacht-Dienstag des Jahres 1780 feierte Delsberg übungsgemäß sein närrisches Fest. Im Stadthaus war großer Ball, der von der Jungmannschaft der Stadt, der société des Joyeux garçons, veranstaltet worden war. An diesem Balle nahm auch der Baron Alexis von Pommermatt Theil, der als Junggeselle mit seiner alten Haushälterin Margaritha ein kleines Haus an der Basler Straße bewohnte. Man hatte ihm den Spitznamen Baron von Pommattes gegeben, weil er in seinem Garten die damals noch seltene Kartoffel pflanzte, die im Delsberger Dialekt Pomatto (von pommes de terre) hieß.

Der Baron war zu jener Zeit vierunddreißig Jahre alt, blond, röthlich von Angesicht und von kleiner schwächiger Gestalt. Er trug eine blaue Brille und die Tracht seiner Epoche: kurze Hosen, Schuhe mit silbernen Schnallen, Perrücke und Dreispitz.

Beim Festmahl trat um Mitternacht eine neue Person in den Kreis der Stadthausgäste, genau gekleidet wie der Baron und von gleicher

Gestalt. Nachdem der neue Ankömmling einen Rundgang durch den Saal gemacht hatte, legte er Stock und Hut im Ankleidezimmer nieder und lud die als Schäferin verkleidete Wittve Rosenholz zum Tanze ein, tanzte noch mit einigen andern Damen und verschwand um zwei Uhr. Später behauptete die junge und hübsche Wittve Rosenholz, daß ihr Tänzer, den sie zuerst für den Baron von Pommermat gehalten hatte, doch etwas anders ausgesehen habe: seinem Taschentuch entstieg ein ganz fremdartiger Wohlgeruch, der etwas an Teufelsbraten erinnerte, auch wollte sie unter seiner Herrücke zwei laffe Ansätze von Hörnchen bemerkt, des Weiteren gesehen haben, daß er den einen Fuß etwas nachschleppte; indessen wußten die Leute von Delsberg, daß die Wittve Rosenholz sich gerne einen Scherz erlaubte und die Nachbarn zum Besten hielt. Was eine zweite Tänzerin, die ehrsame Jungfrau Agatha Grassamonet, betrifft, so behauptete diese, mit dem wirklichen Baron von Pommermat getanzt zu haben, der sich allerdings erlaubt hätte, die gefallsüchtige Frau Wittve Rosenholz zu foppen.

Gegen sechs Uhr Morgens war der Ball vorüber und die unermüdeten und bombenfesten jungen Leute des Balls schickten sich an, den Karneval alter Übung gemäß zu beerdigen. Der Baron nahm an der Ceremonie Theil, er holte sich Hut und Stock im Ankleidezimmer, bemerkte aber nicht, daß er nicht seinen eigenen Hut, sondern einen bloß gleichgestalteten und dem Kopfe sich völlig gleich anschmiegenden Dreispitz erhalten hatte.

Nach einer kräftigen Mehlsuppe und einigen Flaschen Neuenburger, die im Gasthof zur „Kille“ genossen wurden, machten sich die Teilnehmer des Leichenzuges in der siebenten Stunde der Morgenfrühe auf den Weg.

Der Baron trug seine gewohnte Tracht und den vertauschten Dreispitz; Collidor, der Vorsitzende der Gesellschaft, war als Bräutigam gekleidet, ein mächtiger Blumenstrauß schwankte auf seinem Hut und einen zweiten hielt er in der Hand; Cabrifin, sein Schreiber, bewegte sich in dem Kostüm eines Tambourmeisters der französischen Garde; Graiblaid, der Schneider, stach in dem Kleide eines arabischen Juden; so waren alle übrigen in mehr oder minder malerische oder komische Gewänder gehüllt. Von der Jugend der Stadt umschwärmt und mit allerlei Zurufen begrüßt, bewegte sich der Zug vorwärts.

Der Karneval war todt; hatte er fröhlich gelebt, so wurde er ernst und würdig begraben: ein Strohhann, auf leichter Bahre ruhend, wurde er von jungen Leuten, die leere schwarze Flaschen auf den Köpfen trugen, weiße Hemden über das bunte Narrenkleid geworfen hatten, nach dem

*Prés Carême-entrant* getragen. Kapuziner mit brennenden Kerzen schritten neben der Bahre einher. Die Musik bestand aus vier Mann: Bossat fragte die Violine, Cordellette mißhandelte die Flöte, Lavecque schrie in ein Klarinett hinein, daß der Todte hätte erwachen mögen und Fridisset blies die Trompete so herzerreißend, wie es für einen Aschermittwoch passend war. Sie spielten einen lustigen Todtenmarsch. Als die Musik schwieg, stimmte die Gesellschaft die Vitanei der Schlemmer an:

*Nous morveaux et bons vins, demoiselles et danse  
Nous n'aurons plus, garçons, dorénavant:  
Adieu! grand Carnaval, car voici que commence  
Le pauvre Carémentrant.*

Darauf folgte ein Vers in jurassischer Mundart, der französisch ungefähr folgendermaßen lautet:

*Carême-entrant, Carême est là chez nous qui pleure,  
Qui pleure, pleure bien.  
Il n'a plus à manger de l'omelette au beurre,  
A boire il n'a plus rien.*

Auf der Wiese *Carême-entrant*, die noch heute unterhalb der Stadt diesen denkwürdigen Namen trägt, wurde des Strohmanns Leichnam niedergesetzt und mit Wein besprengt. Hier mußte er verweilen bis zum nächsten Sonntag der Bauernfastnacht, wo er auf der Höhe der „Heutte“ oder am Freenberg feierlich verbrannt werden sollte. Noch einen letzten Schluck aus der Flasche auf die ewige Ruhe des Dahingewesenen und die jungen Leute kehrten heim an ihren Herd und zur Kirche, um sich Asche auf das Haupt streuen zu lassen. Denn es war Aschermittwoch.

Nachdem dann vier Tage darauf Prinz Karneval durch den Feuertod dem Jüdischen seinen Tribut dargebracht hatte, zogen die jungen Leute der Stadt vom Fastnachtsfeuer auf der Höhe zum Gasthof zum „Sternen“, wo ein reichliches Stöffschessen den Abend beschloß und an dem Baron Sommeratt seine Lieblingslieder zum Besten gab.

## II.

Als der Baron des folgenden Tages erwachte, fand er sich bei dem prächtigen Wetter eines schönen Märzorgens in der besten Stimmung; er beschloß deshalb, einen kleinen Spaziergang nach Sophières zu unternehmen. Während er sich allmählig anleidete und den Dreispiz ausbürstete, bemerkte er, daß derselbe im Aussehen doch von dem Hute, den er am Fastnacht-Dienstag getragen, in etwas abwich. Das Futter des Hutes,

den er in den Händen trug, war von rosenfarbiger, das Futter seines abhanden gekommenen Hutes von schwarzer Seide. Er stülpte mehrfach den Hut auf, wie sonderbar! Derselbe schmiegte sich genau der Form seines Kopfes an und doch war es nicht der seine. In diesem Futter schien der Unterschied und auch das Geheimniß zu liegen. Aus diesem rosenfarbigen Futter guckte ein kleines zusammengefaltetes Pergament hervor, das auf der einen Seite mit folgendem Verse beschrieben war:

Fürchte nichts und öffne mich,  
Wenn Du froh bist, lieb ich Dich!

Der Baron war eine Art Freigeist und fürchtete sich selbst vor dem Teufel nicht. Er nahm deshalb das Pergament, öffnete es und las:

„Unsere Majestät, welche die Fröhlichkeit liebt, hat in der guten alten Stadt Delsberg eine Karnevalsfröhlichkeit gefunden, die ihren allerhöchsten Beifall erregt hat. Um Deren Zufriedenheit zum dankbaren Ausdruck zu bringen, geben wir in Anerkennung des heitern Charakters der Jungmannschaft von Delsberg, welche Ihrer Majestät jedes Jahr einen frohmüthigen Augenblick verschafft, die feierliche und ernstliche Zusicherung, daß Sie keinen der Einwohner dieser Stadt je zu sich in ihr gehörntes Reich berufen werde, so lange der Karneval in guten Treuen und fröhlicher Stimmung gefeiert wird. Zu diesem Ende schenken wir ihr der höllischen Majestät wunderbaren Dreispitz, der allen Köpfen gerecht wird und dem Träger die Gabe verleiht, so lange zu leben als er für gut finden mag, in dem Kostüm des Barons von Pommermatt den Maskenball des Fastnacht-Dienstags zu besuchen.

„Der Träger dieses Dreispitzes, der uns seit dieser Nacht nicht mehr angehört und an den wir nie und nimmermehr irgend ein Recht werden geltend machen, kann sich ruhig und ohne Gefahr damit schlafen legen, jedes Jahr erwachen und zum Feste des Karnevals eintreffen. Er kann selbst auf dieses Recht verzichten und dasselbe mit den gleichen Befugnissen auf einen Andern übertragen.

So geschehen nach unserer eigenen freien Eingebung zu Gunsten der guten Stadt Delsberg in unserm Palaste am Fastnacht-Dienstage des profanen Jahres 1780 und unterzeichnet mit unserer Klau und gegengezeichnet vom Verwahrer unseres Zauberbuches, gegenwärtig auf der Durchreise begriffen.

Gribolet.“

Man denke sich die Ueberraschung des Barons. Er trug den Dreispitz des Teufels auf seinem christlich-getauften und mit der Asche der Neue

bestreuten Haupte. Aber er erholte sich bald. War er nicht ein Freigeist und frei von allem Aberglauben? Und wenn auch der Teufel (Gott behüte uns davor!) wirklich auf dem Ball gewesen wäre, so muß er jedenfalls etwas zu viel getrunken haben, um in solche kostbare Stimmung zu gerathen! Und da nun der Dreispitz seinem Haupte wohl anstand, so wählte er sich denselben zu seiner gewöhnlichen Kopfbedeckung. Das Pergamentstück legte er aber wieder an den gewohnten Ort und setzte seinen Stab weiter. Er hütete sich aber, irgend einem Menschen ein Sterbenswörtchen von seinem Abenteuer zu erzählen, denn er blieb jung und fröhlich während vielen, vielen Jahren.

Indessen verweilte er nicht immer in Delsberg auf seinem Gütchen, sondern war namentlich während der französischen Revolution vielfach abwesend und auf Reisen. Die alte Margaritha starb um's Jahr 1800 und das Häuschen an der Basler Straße blieb einsam und verlassen. Gleichwohl erschien von Zeit zu Zeit am Fastnacht-Dienstag der kleine Baron von Pommermatt zu Delsberg auf dem Maskenball; immer trug er das nämliche Antlitz zur Schau, das gleiche Kostüm und den traditionellen Dreispitz, den er im Jahre 1780 von Satans Gnaden erhalten hatte. Er war kaum älter geworden. Ja im Jahre 1818 kam er selbst nach Delsberg, um sein Landhäuschen neuerdings zu bewohnen, das er wieder herstellen lassen. Und im Jahre des Heils 1830 war er mit 84 Frühlingen auf dem Rücken noch so munter, so frisch und lebensfroh, daß man hätte annehmen dürfen, er sei 50 Jahre jünger, so daß viele Leute in Delsberg sich dem Glauben hingaben, es sei nicht der alte Baron Alexis von Pommermatt, sondern sein Sohn, der da in Delsberg's Straßen herumwandle. Zu jener Zeit erklärte er einigen Freunden, daß er nun beabsichtige, eine auf Jahre hinaus dauernde Reise anzutreten. Zu diesem Zwecke verkaufte er Haus und Garten und Fahrhabe, machte links und rechts seine Abschiedsbesuche und verreiste mit der gelben Postkutsche nach Basel. Seither hat man ihn nicht wieder gesehen, wenigstens war man über seine Wiederkehr in der Heimath vollständig im Unklaren, obwohl mehrere Personen und namentlich der Bote Brussale versicherten, sie hätten ihn auf der Basler Rheinbrücke spazieren gehen gesehen, wo er dann im Nebel verschwunden sei.

#### IV.

Im Jahre 1846 starb im Alter von 87 Sommern die greise Jungfrau Arabella Andamour. Von ihr, die den Baron im Jahre 1780 noch

gut gekannt hatte, stammen folgende Aufzeichnungen: Der Baron war im Jahre 1830 nicht verreist, wie alle Welt angenommen und geglaubt hatte, sondern in Delsberg geblieben. Das ging so zu: Als mein Bruder Nikodemus damals das Haus des Barons kaufte, das er später niederreißen ließ, befand sich darin in einem Winkel ein alter aber noch guter Waschkessel, wie man jetzt keine mehr schmiedet. Wir ließen ihn eines Winterabends in unser Haus heintragen, wo er jetzt noch steht. Wenn ich tausend Jahre lebte, würde ich mich immerfort des Anblicks erinnern, der uns hier zu Theil ward. Zwei Frauen trugen den Kessel: Magdalena Saperlott und Ursula Terraimée, die Tagelöhnerin. Sie fanden den Kessel im Verhältniß zu seinem geringen Umfange sehr schwer, und die alte Ursula sagte keuchend, als sie ihn abstellten: „Saperlott, der Kessel muß einen Schatz enthalten.“ Im Waschhaus wurde er in eine Ecke verbracht und der Deckel abgehoben. Ich machte einen gewaltigen Sprung rückwärts: ein Männchen saß darin, das sich nicht lange besann, sondern heraus hüpfte und dem Kamin zulief, wo ein gutes Feuer brannte. Ich sehe das Männchen heute noch vor mir. Es trug einen kleinen Dreispitz, blaue Brille, eine rosafarbige Weste, einen grünen Rock, kurze Hosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe: es war Niemand anders als der kleine Baron von Pommermatt, wie ich ihn früher und nach seinen Reisen oft gesehen hatte. Warum ich nicht in Ohnmacht sank, wie die beiden andern Frauen, die wie die Mücken umfielen, ist mir heute noch ein Räthsel. Der Wiedererstandene wärmte sich einen Augenblick am Waschherd, grüßte höflich wie er immer gethan, und mit Hut und Stock verschwand er unter der Thüre. Es war am Abend des Fastnacht-Dienstags.

Des andern Tages erzählte mir meine Nichte Adelaide Auvoin, der Baron von Pommermatt, von dem man schon vor hundert Jahren (!) erzählt habe, sei auf dem Ball gewesen und hätte mit ihr getanzt. Sie beschrieb mir den Mann genau. Kein Zweifel, der alte Baron, der vor Jahren gestorben ist, „geht um“; das ganze Jahr muß er im Kessel verborgen bleiben, um dann am Fastnacht-Dienstag den Ball von Delsberg zu besuchen. Eigenthümliches Schicksal! Und wenn ich an die jungen Mädchen denke, welche auf dem Ball mit einem Todten getanzt haben! Welch ein Schrecken, wenn sie dies erfahren werden! Da bin ich froh, alt zu sein! — Sei dem, wie ihm wolle, wir haben den Hexenkessel nie gebraucht, sondern ihn in den tiefsten Winkel des Speichers gestellt, zu dem Niemand sich getrauen würde, des Abends hinauf zu steigen.“

So schreibt die greise Arabella Andamour. Gott hab' sie selig!

## V.

Das Ende unserer Geschichte berichtet uns der alte Jean Jacques Pinceau, der lange in Delsberg und dann in Genf lebte. Er erzählt:

Im Jahre 1847, ich war damals 32 Jahre alt, nahm ich mit meiner jungen Frau Theil am Ball im Stadthaus; es war ein heiterer Abend und ohne Mißton bis zum Festessen, das um Mitternacht begann, gerade als die Uhr des Stadthauses die zwölfte Stunde schlug. Der Tanzsaal war leer geworden und nur eine kleine Person wandelte, den Stoß in der Hand, gemächlich auf und ab. Plötzlich trat ein halbes Duzend Masken, Pierrots, Harlekins und Dominos in den Tanzsaal; sie umgaben die kleine Figur, scherzten mit ihr und sagten ihr allerhand Dinge in's Gesicht, die sie nicht angenehm zu berühren schienen. Während diesen Scherzreden trat dem Männchen, das Niemand anders war als der Baron, ein Domino aus Ungeschicklichkeit auf den Fuß und machte, statt sich anständig zu entschuldigen, wie es von jeher in Delsberg Brauch war, seinem Schmerzensschrei gegenüber ihm nur ein höhnisches Gesicht. Unwillig über die Unhöflichkeit des Dominos, versetzte der Baron demselben einige Hiebe mit seinem Meerrohr. Es entspann sich ein Streit, andere Masken traten hinzu und erst nach langer Zeit gelang es dem Ballkommissär Ruhe zu schaffen und die Ordnung wieder herzustellen.

Allein in der unvorhergesehenen Kauferei war der Dreispiz des Barons mitten entzwei gerissen worden und unausgesetzt suchte derselbe die beiden Stücke wieder zusammen zu halten und zu verbinden; vergeblich, das Uebel war nicht wieder gut zu machen. Mit jammervoller Miene ging der Baron durch die Reihen der tafelnden Gäste und erregte durch seine trostlose Physiognomie derart die Lachlust derselben, daß der Arme sich kaum zu helfen wußte. Endlich hatte sich der Sturm der Heiterkeit gelegt und Herr von Pommermat nahm an einem Tische Platz. Mit dem Dessert kamen die Rundgesänge und als die Reihe auch den Baron traf, erhob er sich und sang mit zitternder und fast unheimlicher Stimme:

Carême-entrant, Carême est là chez nous qui pleure,  
 Qui pleure, pleure bien.  
 Il n'a plus à manger de l'omelette au beurre,  
 A boire il n'a plus rien.

Und wie eine Prophezeiung klang es dann ferner:

Le Carême viendra pour la pomme de terre  
 Par des maux inconnus

Et le bon Carnaval va rentrer solitaire  
 Dans le temps qui n'est plus.

Dann trank der Baron sein Glas Wein aus, grüßte höflich die Gesellschaft und verschwand.

\* \* \*

Des folgenden Tages spazierte ich in Brambois; dort lag in zwei Stücken zerrissen der Dreispitz des Barons und bei diesem Anlasse fand ich das Stück Pergament, das ich mit der geheimnißvollen Kopfbedeckung nach Hause brachte; allein meine Frau wollte nichts von dem Hute des Teufels wissen, da sie meinte, ich würde dann auch jeweilen am Fastnacht-Dienstag am Maskenball Theil nehmen müssen. So beschloß ich denn, nach reiflicher Ueberlegung, den Hut dem Feuer zu überantworten. Als am Sonntag Invocavit Abends der Strohmann des Karnevals verbrannt werden sollte, setzte ich ihm des Teufels Hut auf den Kopf und so verschwand derselbe für alle Zeiten und auf Nimmerwiedersehen in den roth aufglühenden Flammen.

Damit hörte auch der Spuk auf, den der kleine Baron von Pommer-matt seit bald siebzig Jahren mit uns getrieben. Aber etwas anderes war nach der Prophezeiung des Barons eingetreten: die Kartoffelkrankheit, die sich seit 1847 im Lande verbreitete. Der Schatten des Barons von Pommermatt, der den Pommes de terre, jener Frucht, die er zuerst in's Land brachte, den Namen gab, hatte sich gerächt für die Beleidigung, die seinem Privilegium des Karnevalbesuches angethan worden war.

Seit jener Zeit sieht man bei uns keine Perrücke mehr, aber auch die Karnevalsfröhlichkeit ist dahin, man beerdigt nicht mehr am Aschermittwoch die Strohsfigur des Prinzen Karneval, weil die fröhlichen Junggesellen fehlen und die heitern Stadthausbälle. Nur die Wiese, „Le Pré-Carême-entrant“ ist geblieben, aber sie erzählt nur noch von vergangenen Zeiten!

## 's Baselbiet.

Von Wilh. Senn.

**I** weiß e Ländli in der Schwiz,  
 's git wenig meh ne so;  
 Am Fueß vo blaue Berge lit's  
 Gar tuffigsnett und froh.  
 Es spieglet si im grüne Rhi  
 So fründlig, as es cha.  
 O, herzig Baselbietli mi,  
 Wie heimelisch mi a!

Du glichsch der töllste Burefrau,  
 Hesch gar e proper Fus;  
 Drin got's, nei lueg me, lueg me-n-au,  
 Der ganz Tag i und us.  
 Jedwedrem, wo uf's Güetli chunnt  
 Und öppis z'gruchse het,  
 Dem gebstsch du, wenn's der Mul au gunnt,  
 Fast alles, was es wett.

Will öpper Milch ha vo der Chue  
 Für sini chleine Chind,  
 So saisch: „He jo, mer hei jo gnue;  
 „Hans, leng der Chübel gschwind!“  
 Und sott e Bibli Anke ha,  
 Wil's mondrist chüechle wett,  
 Saisch wieder: „Ru so denn, mira,  
 „Me git, so lang me hett.“

Du lengsch dim Nocher über d'Gass  
 E mengi Hampfle Salz.  
 Es isch no vil im große Fass;  
 Drum saisch: „Do hesch und b'halt's!“  
 De gisch de Lüte Burebrod  
 Und Bireschnitz und Speck.  
 Wer dir thuet schaffe, het kei Roth  
 • Und bringt's doch zuem e Zweck.

Chunt hüt e Chnecht, wo Arbet will,  
 Und hesch im Feld nüt z'thue,  
 So stellsch ihn süerlig und still  
 Blos zuem e Webstuehl zu.  
 Do soht dä Joggi z'webe-n-a  
 Und webt der Tag und Nacht  
 Die schönste Sidebändel dra,  
 Es isch e wahri Pracht.

Für d'Manne, wo recht ordlig si,  
 Hesch du in schöne Faß  
 Gar allergattig guete Wi,  
 Im Chöpfli menge Gspañ.  
 Do wenn si z'lustig werde druf,  
 Machsch d'Kellerthüre zue  
 Und hentich der Schüssel wieder uf —  
 Jetz git's e Bit lang Rueh.

Gar Mengem cha's das B'schließe nit,  
 Er mueß halt trunke ha,  
 Und wil's kei Tröpfli Wi meh git,  
 So soht er 's Schnapse-n-a.  
 Du schimpffsch — doch chunnt e Ma verbi,  
 Wo schlotteret und friert,  
 So schenksch em Christwasser i  
 Und saisch: „Trink ungeschiniert!“

Am Sunntig, wenn's schön Wetter isch  
 Und Alls spaziere wott,  
 So deetsch für d'Stadtlüt au der Tisch  
 Gar süberlig und flott.  
 Do cha me Fisch und Schungge ha,  
 I säg, im Ueberfluß;  
 Für d'Chinder ligge nebe dra  
 Bil Depsel, Bire, Ruß.

Und wenn die Lütli gesse hei,  
 Se chunnt se 's Reise-n-a;  
 Doch wil si nit per Sese wei,  
 So spannsch der Choli a.  
 Dä zieht se-n-alli mit enand  
 Dur's Ländli uf und ab.  
 — Si hocke-n-uf, es isch e Schand —  
 Er otmet schröckli gnapp.

Die Cinte föhrt er Siffsch zue,  
 Die Andere-n-an Nhi,  
 Die Dritte noch zuer Gempeflueh.  
 's mues doch e-n-Arbeit si!  
 Und wei si z'Ube wieder hei,  
 So bringt er se halt zruhg  
 Vo Walleberg, vom Hauestei  
 Und au vo Dornechbrugg.

Si juble-n-und ſi ſinge no  
 Vor luter Freud und Luſt;  
 Doch iſch am Mentig gwüß deroo  
 E Mengem gar nit juſt.  
 Er denkt: „Du liebi Burefrau,  
 Du heſch e luſtig Huſ.  
 Mir iſch's — i bitt di, bitt di au —  
 Rei, lach mi doch nit us!“

### Pſingſtbrauch im Frickthal.

Im Frickthal, ſo erzählt H. Herzog in ſeinem jüngſt erſchienenen Buche „Schweiz. Volksfeſte, Sitten und Gebräuche“ (H. R. Sauerländer in Aarau) iſt auf einzelnen Dörfern noch üblich, die Pſingſthutte (Pſingſtkorb) zu flechten. Sobald die Wälder wieder grünen, bezeichnen ſich die Schulknaben ſchon jene Waldplätze und Stauden, aus denen ſich die Hutte am ſchönſten flechten laſſen wird. Der Plan wird indeſſen geheim gehalten, damit nicht Andere zuvorkommen. Heimlich geht man dann am Pſingſttage nach dem Mittaggeſſen auf verſchiedenen Wegen in den Wald und hier wird um Reiſen ein Korb geflochten, in welchen ein Knabe hineinschlüpft. Die ganze Geſtalt erſcheint wie ein wandelnder rauſchender Buſch. Abends fünf Uhr tritt während des Roſenfranzgebetes die Pſingſthutte plötzlich in's Dorf. Voran marchiren drei Pſingſthornbläſer. Das Horn iſt aus Weidenrinde geſchnitten und mit einem Mundſtück (Hüppe) verſehen. Durch dieſe Muſik werden die Leute an die Fenſter gelockt. Sind Pfarrer und Wirth in guter Laune, ſo erhält der Umzug ein Glas Wein. Die Pſingſthutte wird darauf auf dem Hauptbrunnen des Dorfes aufgepflanzt; allein gleich ſind dann auch die Buben aus andern Theilen des Dorfes (Ober- oder Unterdorf) bei der Hand, ſuchen die Hutte zu erobern und im Triumph auf dem Brunnenſtock ihres eigenen Dorftheiles aufzupflanzen. Daß es dabei durchſchnittlich zum Handgemenge kommt, bedarf keiner Verſicherung.

Von einer ähnlichen Hutte berichtet Paul Brodmann (Heimatkunde von Ettingen 1884) aus Ettingen (Baſelland). Der Huttenträger, der ſog. „Pſingſtblätter“ wird unter Singen und Jauchzen aus dem Wald in's Dorf geführt und zuletzt in einen Brunnen oder in den Bach geworfen, ähnlich wie früher der Ueli bei den Umzügen der „drei Ehrenzeichen“ in Klein-Baſel.

## Heinrich Ischokke.

Ein Lebensbild von Dr. J. J. Bähler.

„Ueberzeugungen liegen außer dem Machtkreis aller Willkür.“  
(Selbstschau.)

Am 28. August 1798 saß unter den Zuhörern im SitzungsSaale der gesetzgebenden Versammlung in Aarau ein großgewachsener, starkgebauter, junger Mann und lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit der Vorlesung eines diplomatischen Aktenstückes. Seine tiefen Augen schweiften scharf über die Häupter der Landesväter hin; sein scharfgeschnittener Mund, die festgeschlossenen Lippen verriethen Klarheit und Selbstgefühl; lang herabhängendes Haar, freier Hals und offene Hemdrause ließen keinen Zweifel, daß sein Herz der neuen Zeit entgegenschlug. Die ganze Versammlung war ergriffen von dem Vortrage; zwei Staatsweibel erschienen auf der Tribüne und forderten den erstaunten Fremdling auf, ihnen zu folgen. Er betrat mit ihnen den Saal, sah sich plötzlich umringt von den Lenkern der jungen Republik und empfing den Bruderfuß von dem Präsidenten von Grafenried, dem Sieger von Neuenegg. Es war Heinrich Ischokke.

Ein Fremder in einer Sitzung, wo jeder sich voll und ganz als Schweizer fühlte, ein Sprößling eines despotischen Staates unter Leuten, die eben erst die aristokratische Regierungsform zer schlagen hatten, ein Jüngling unter Männern, die mit bitter erkämpfter Erfahrung und reichen Kenntnissen das junge Staatswesen ordnen sollten! Wen unter den verwunderten Zuschauern, wen unter den begeisterten Rathsherrn sollte es nicht gelüsten, diese außerordentliche Erscheinung kennen zu lernen? Er ist herabgekommen aus dem unglücklich zerrissenen Graubünden; er steht um Schutz für die vertriebenen Patrioten; ihm allein ist die Zukunft der vornehmsten Familien anvertraut.

Es ist anziehend, zu erfahren, was den jungen Mann so rasch emporgehoben und in den Strom der hochgehenden Ereignisse geworfen hat, damit wir einsehen, daß nicht der Zufall, nicht das Glück auf das Anspruch nehmen darf, was nur innerm Ringen und energischer Arbeit ent-

sprungen ist. Es ist lehrreich, zu erkennen, daß nur festgewonnene Ueberzeugung in Politik, Geschichte und Philosophie jene unererschütterliche Sicherheit geschaffen hat, welche Zschokke's Handeln bis an sein Lebensende bestimmte.

## I.

Heinrich Zschokke von Magdeburg war frühe eine Waise geworden. Die Mutter konnte sich des Spätlings nur wenige Wochen freuen. Am 22. März 1771 gab sie ihm das Leben, am 4. Mai mußte sie von ihm scheiden: „Armer Junge, warum bist du nicht ein Kirchkern, den ich hinabschlagen und mit mir ins Grab nehmen könnte!“ Der Vater hatte sich im siebenjährigen Kriege durch bedeutende Tuchlieferungen ein ansehnliches Vermögen erworben und war in seiner Vaterstadt Magdeburg bis zum Oberältesten seiner Zunft gestiegen. Das Geschäft nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er sich nur um regelmäßigen Schul- und Kirchenbesuch kümmerte und im Uebrigen den Knaben sich selbst überließ. So konnte Heinrich nach Herzenslust auf den Schanzen und Wällen sich herumtummeln, über die Dächer wegstreichen, die Gassen durchstreifen und in voller Kraft zu einem kerngesunden Burschen heranwachsen. Doch bald sollte diese unbegrenzte Freiheit ein Ende nehmen. Der Vater starb am 18. August 1779 und der achtjährige Knabe wurde seinem um viele Jahre ältern Bruder Andreas übergeben, der ein gewinnreiches Tuchgewerbe trieb und durch seine nicht gewöhnlichen Kenntnisse sich in dem Gedanken gefiel, seine Kinder für einen höhern Stand vorzubereiten. So sollte auch Heinrich die gelehrten Schulen besuchen, ja der Pflegebruder ging in seinem Eifer so weit, daß er den Knaben, der nie über die Festungswerke hinausgekommen war, veranlaßte, sich in den „Frühling“ des Chr. Ewald von Kleist hineinzulesen. Kein Wunder, daß Heinrich, sehnsüchtig, einem Gefangenen gleich, über das Buch weg in Gedanken seinen Kameraden folgte, welche lärmend und tobend die Fensterscheiben bedrohten und die guten Bürger in zornige Angst versetzten. So lange seine Thätigkeit in freiem Spiele sich bewegte, war er Auge und Ohr; sobald sie in geregelten Schulschnitt eingezwängt werden sollte, war alle Lust dahin. Bruder Andreas blies die Flöte, Heinrich horchte gebanntem Sinnes; rauschte die Wachtparade vorbei, klangen die Stimmen der Chorschüler herüber, so entsprang er dem Zwange der Bücher und ruhte nicht, bis alle Märsche und Gefänge im Gedächtnisse festsaßen. Als aber ein Klavier und ein dazu bestellter Lehrer die musikalischen Anlagen kunstgerecht leiten sollten, konnte der

ungelehrige Schüler weder Noten, Takt noch Pausen begreifen. Und nun gar die Schule selbst. Die einfachsten Vorkenntnisse fehlten und während die übrigen Schüler in regelrechter Folge Fach um Fach durchlernten, überließ sich Heinrich Träumereien, zeichnete ungegeschlachte Kiesen und Ungeheuer und las sich in die Wunderwelt von „Tausend und eine Nacht“ hinein. Es zeigte sich am Ende des Jahres, daß er nichts gelernt hatte und so war seines Bleibens in dieser Schule nicht länger. Die älteste Schwester nahm ihn zu sich und schickte ihn in die reformirte Schule. Hier vermochte doch wenigstens die ehrwürdige Gestalt des Lehrers und die Aussicht auf ein willkommenes Privilegium den Burschen schulfähig zu machen. Er rieb sich tapfer an der lateinischen Deklination und Konjugation herum und brachte es zum Erstaunen des Magisters dahin, daß auch er auf die Straße springen durfte, wenn Seiltänzer sich produzierten, Soldaten Spießruthen laufen mußten und Bären und Affen ihre Kunststücke machten. Und um gleich Robinson Crusoe rasch segelfertig zu werden, ergänzte er seinen Schulleiser durch eine ausgedehnte Lektüre, welche er aus Leihbibliotheken sich zusammensuchte. Ein Tagebuch, das von da an alltägliche Gewohnheit blieb, sollte ein Sammelwerk für allerlei Gedanken werden.

Die Robinsonaden schlichen sich auch in die Kirchenbänke ein und weckten schon den Gegensatz von frommer Andacht und gewohntem Kirchengange. „Der erste Tempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag sein.“ Und doch blieb der Religionsunterricht nicht ohne tiefe Spuren. Freilich wenn der denkende Knabe bei Jungen und Alten erfragen wollte, wie er sich Lauf und Gang der Welt erklären solle, fand er nur lächerliches Erstaunen; er wurde schweigsam: „Man hielt mich nur für einen Querkopf, mit dem wenig anzufangen sei, für einen ungezogenen Buben, nachlässig und unordentlich im Außern, zur unschicklichen Zeit lachlustig, am unrechten Orte weinerlich, bald zum eigenen Schaden mißtrauisch, bald bis zur Athernheit leichtgläubig, bald halsstarrig, bald willenlos nachgiebig. Die Leute mochten nicht ganz Unrecht haben; aber ich blieb, der ich war, weil sich keiner die Mühe gab, mich zu verstehen.“ Von der Außenwelt zurückgestoßen, suchte er in seinem Innern eine befriedigende Ruhe; da er auch spürte, daß nirgends ein theilnehmendes Herz für ihn schlug, hängte er seine Gedanken an seinen Vater und ergoß den Schmerz in Verse, die ersten poetischen Versuche, deren Form an Kirchenlieder und an Brocke's „Jrdisches Vergnügen in Gott“ sich anlehnten.

Da die Verwandten das Stübchen nicht heizten und das Licht entzogen, erwirkte Heinrich bei der Waisenbehörde eine Aenderung der Wohnung; er kam zu einem pensionirten Rektor und damit auch in ein anderes Gymnasium. Der Konfirmationsunterricht faßte die ungelösten Räthsel des empfänglichen Knaben auf und goß sie in eine schwärmende Mystik um, bis die Lektüre von Chroniken und naturgeschichtlichen Werken sein Denken wieder aufrichtete. Er schrieb mehrere Bände Auszüge zusammen und durfte sogar an dem Werke „Bibliotheca magica zur Tilgung des Aberglaubens“, das Hauber angefangen hatte und sein Haus-herr fortsetzte, mitarbeiten. Dieses zeitlich so nahe Zusammenstoßen von Mystik und Studium führte zu dem Zweifel an dem innern Werthe der menschlichen Religionen. Heinrich gab das Positive aller Religionen auf. „Es fiel unhaltbar von mir ab, wie verdorrtes Laub, welches vom jungen Grün eines andern Frühlings verdrängt wird. Ich hatte den bisherigen Frieden eines harmlosen Glaubens eingebüßt, die Gemüthsfeligkeit verloren, welche die Verwaistheit des Lebens erträglicher gemacht hatte. Und doch war ich fromm und reines Herzens und wahrlich mehr denn je zuvor von Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen entbrannt. Diese Liebe ward fortan meine innere, geheime Religion, die allen Geistern ohne Schule und Kunst geworden ist.“ Legte der Jüngling seinen Glauben an die baare Wirklichkeit ab, so grinsten ihm die Erbärmlichkeit der Alltagswelt entgegen; sein Gram suchte umsonst nach einer Ausgleichung zwischen Idee und Wirklichkeit. „Ich war ärmer als der ärmste Bettler, hatte in der Welt keine Liebe, im Himmel keinen Gott mehr; ich hätte aus mir selber herausfliegen mögen, lebensfatt.“ So jammert der titanisch ringende Schiller um seine verlorene Jugend; so zerreißt der krankhaft grübelnde Heinrich von Kleist sein zartes Leben. Schiller rettet sich in die philosophischen Studien; Kleist versinkt in die Muthlosigkeit seines Herzens; Zschokke stürzt hinaus in das wilde Gewoge der lustigen Welt.

Eine Fledermaus war auf dem warmen Ofen aus ihrem Winterschlaf erwacht und durchschwirrte das Lehrzimmer. Zschokke brach in ein unmäßiges Gelächter aus und zog sich dadurch die Drohung der Ausweisung zu. Der erlösende Gedanke war erweckt; Zschokke war entschlossen, die Schule zu verlassen; er dachte an die Schweiz, er dachte an das Kloster — seine Gedanken blieben endlich hangen an einem frühern Mitschüler, der in Mecklenburg Hoffchauspieler war.

In sich unfertig, mit den Kenntnissen eines Sekundaners ausgerüstet, ritt Zschokke am 22. Januar 1788 aus seiner Vaterstadt, zum ersten

Male in vollem und freiem Genusse der Natur. Er sollte auch da zum ersten Male die Wonne eines jauchzenden Mutterherzens empfinden. Als er Abends zu Grabow in die Herberge eintrat, eilte ihm die Wirthin mit offenen Armen entgegen; sie meinte ihren Sohn zu umfassen, den sie von der Schule her erwartete. Sie entdeckte sofort ihren Irrthum, blieb aber dem jungen Doppelgänger gut. Der frostige Empfang bei seinem vermeintlichen Freunde schreckte Bichofke nicht ab; bald war eine Hofmeisterstelle bei dem Hofbuchdrucker Bärensprung gefunden und mit derselben auch die erste publizistische Thätigkeit; er entwarf für seinen Herrn eine Monatschrift für Mecklenburg. Das angenehme, heimelige Familienleben, die reizenden Ausflüge in der Umgegend begeisterten ihn zu mannigfachen poetischen und prosaischen Versuchen. Aber eben diese Kreuz- und Querzüge, die sich allmählig über das ganze Land ausdehnten, weckten wieder die Erinnerung an die Robinsonaden und der Entschluß war gefaßt, den Wanderstab zu ergreifen und in die weite Welt hinauszuschlendern. Da hielt ihn Baron von Schlaberndorf bei einer Theatergesellschaft fest und zog ihn mit derselben nach Prenzlau, wo für ihn eine rastlose Schneiderarbeit begann: „ich stuzte heroischen Tragödien die Schleppe des Talars kürzer, gab altväterischen Dramen modigern Schnitt, setzte in abgebrauchte Stücke neue Flicker, wie es eben das Bedürfniß des Theaterpersonals forderte, schrieb selber ein Paar Saus- und Grausstücke; reimte Prologen und Epilogen und wechselte mit wohlhälllichen Magistraten kleiner Städte Briefe, ihnen zur Geschmacksveredlung ihrer Bürgerschaft unreife musterhaften Darstellungen zu empfehlen.“ Die Gesellschaft siedelte im folgenden Frühlinge (1789) nach Landsberg an der Warthe über, löste sich aber im Sommer auf. Bichofke blieb im Städtchen zurück, um sich zum Besuche der Hochschule vorzubereiten und ließ sich außerdem von zwei Juden in die jüdische Philologie einführen.

So stand er nicht mehr als blöder Student vor den Pforten des Kollegiums; er war in den zwei Jahren ein Mann geworden, hatte den Leichtsinne der Welt und den Ernst der Entbehrungen erfahren; er durchschaute die Menschen und erkannte die Vorsicht, er war ein vollendeter Selbstling geworden. Mit zuversichtlichem Muth trat er sein Studium an in Frankfurt a. d. Oder und arbeitete, von Niemand beachtet, in die Theologie sich hinein (Ostern 1790), bis eine Rede an dem Sarge eines Studenten plötzlich ihn aus der Dunkelheit hervorzog. Ein Kränzchen, dem er sich anschloß, übte sich in dramatischen Aufführungen von Sprichwörtern und selbsterfundenen Erzählungen; aus diesen Unterhaltungen

entstand zunächst der Roman (gedruckt 1794) und dann das mehrfach umgestaltete Schauspiel „Abällino, der große Bandit“ (gedruckt 1795). Damals wurde beinahe jedes Städtchen Norddeutschlands von herumziehenden Schauspielertuppen berührt; die Theaterdichter verstanden es, sich in Stoff und Form dem Geschmacke des Publikums anzupassen und waren daher überall willkommen. Seit Göthe's „Göz von Berlichingen“ (1773) und Schiller's „Räubern“ (1781) gefielen insbesondere die Ritter- und Räuberspiele, zumal, wenn der Stoff als Novelle oder Roman schon bekannt war. So mußte auch Abällino paffen. Mitten durch die verdorbene Aristokratie, mitten durch die unlautere Verschwörerrotte Venedigs schreitet der gefürchtete Unbekannte, der als Flodoardo dem Staate dient, als Abällino die Verschwörer blendet und als geborner Nobile die Hofamunde gewinnt. Das Stück erhielt sich neben Schiller's spätern Dramen in der Gunst der Gebildeten. Ein Sohn Zschokke's, Herr Pfarrer Emil Zschokke in Narau, besitzt ein Berliner Bühnensexemplar, in welches die Schauspieler Fleck und Zffland Rollen und Anmerkungen eingetragen hatten. Weniger bekannt ist „Graf Monaldeschi“ oder „Männerbund und Weiberwuth“ (gedruckt 1790), welches sogar Schiller veranlaßte, sich den Stoff in dem Verzeichniß seiner dramatischen Pläne zu merken. Er wohnte in Erfurt am 2. Januar 1791 einer Aufführung dieses Stückes bei und sah vor seinen Augen, wie das Tagebuch eines Erfurter Amtmanns meldet, „ein dramatisches Ungeheuer, von Unsinn strotzend. Gleich die erste Scene verrieth den Anstrich der Dinge, die da kommen sollten; düstre Nacht, von Donner durchraffelt und dann und wann von Kolophoniumsbliczen erhellt; eine Gruppe verummter Banditen, die Mordanschläge im Schauer der düstern Nacht brüten; Pistolenschüsse — es ist die bekannte Geschichte des Stallmeisters der Königin Christine von Schweden, dem sie zu Fontainebleau aus Jalousie das Lebenslicht ausblasen ließ . . . In diesem Stücke war übrigens Alles zusammengehäuft, was sonst nur in dergleichen auf Stelzen gehenden Werken einzeln anzutreffen ist — Geistererscheinungen, Sarg, Dolche, Pistolenschüsse, Kerkerwände, Kettenraffeln, Gefechte und unsinniges Gebrüll — mit allen dergleichen Tollheiten unserer heutigen Modetragiker waren alle Scenen reichlich ausgestattet. Fast Alles in diesem Stücke ist von andern Trauerspielen gestohlen — etwas aus „Macbeth“, bald aus den „Räubern“, „Kabale und Liebe“ und bald aus dem „König Lear“ — ich hatt's bald satt und sah auf die Zeit gar nicht mehr hin — es war übrigens ziemlich voll.“

Der junge Mensch glaubte, mit sich und der Welt so ziemlich fertig zu sein und doch lauerten in ihm immer noch die Qualen, welche den „Heimlichfranken“ heimgesucht hatten. Er hatte sich eine eigene Religion zurechtgedacht und dichtete einen Abälino; er arbeitete sich durch die theologischen Dogmen und warf sich in das Studium Kant's, um sich zuletzt gestehen zu müssen: „Ein Wissen Gottes ist unmöglich; die Vernunft reicht nur für den Hausbedarf der menschlichen Gesellschaft zu.“ Die Rechtswissenschaft drehte sich nach den Forderungen der Regierungen und vergaß die Gesetze der Natur — allüberall Unzulänglichkeit und Verzweiflung, wenn nicht die Idee des Heiligen, Wahren und Schönen aus dieser Finsterniß treu leitend ihm entgegengeleuchtet hätte. Aller Wissensplunder verblieh vor diesem hellen Glanze und es wollte allmählig dem Studenten einerlei scheinen, welchen Lebensberuf er ergreifen sollte. Als er mit einem Freunde am Oderdamme lustwandelte, ging eine lustige Schaar singender Handwerksburschen an ihnen vorüber. Ein Handwerk! Warum nicht? Er überlegte alles Ernstes, ob er im Handwerke nicht die ersehnte Ruhe finden könnte; sein schon vorgerücktes Alter mahnte ihn daran, daß er sich beeilen und den begonnenen Weg durchtreten müsse. Bald war das philosophische Dokorexamen, bald die theologische Fachprüfung bestanden; bald durfte er sich der königlichen Societät der Wissenschaften in Frankfurt zu zählen.

Der junge Doktor war nun plötzlich in seiner Vaterstadt ein willkommenener Gast und wenn er predigte, so quollen die Worte aus einem warmen, heilsbedürftigen Herzen, das ebenso sehr nach Erleuchtung rang als die andächtig ergriffenen Zuhörer. Wenig fehlte, so wäre er Pastor an der St. Katharinenkirche geworden. Wie der junge Goethe in die Gefühlseligkeit der Stillen im Lande sich einwiegen ließ, so war auch Zschokke nahe daran, zu den Herrenhütern überzugehen. Beide sollten der Welt wiedergeschenkt werden; ihre Jugend blieb Meister. Zschokke gab sich wieder den Freuden des Lebens und dem Studium der Wissenschaften. Er lehrte zur alma mater zurück und hielt Vorlesungen über Welt- und Kirchengeschichte, Naturrecht, Exegese des Neuen Testaments, Aesthetik und Moralphilosophie und hatte die Gemüthung, das Auditorium stets besetzt zu sehen. Die Vorlesungen über die Aesthetik sind gedruckt. Er stand auf der Kanzel wie auf dem Katheder einer Zuhörerschaft gegenüber, deren innere Unsicherheit seinem eigenen Schwanken begegnete, den Menschen dem Menschen näherte und jegliche hochfahrende Weisheit fernhielt. Als die Wellen der französischen Revolution immer

erschütternder an die morischen Wände verrosteter Staaten anschlugen, warf sich Bshoffe auch in das Studium der Nationalökonomie, Finanzen, Polizei, Forsten und was er in Romanen und Schauspielen als zerstörende Mächte gebrandmarkt hatte, sollte in erweckende Kenntnisse umgestaltet werden; über den Ruinen einer unnütz gewordenen Welt sollte ein freies würdiges Jahrhundert erstehen.

Innerlich frei von jeglicher wissenschaftlichen und bürgerlichen Abhängigkeit konnte Bshoffe sich nicht entschließen, äußerlich seine Ergebenheit hochgestellten Persönlichkeiten kund zu geben und als der Minister von Wöllner in Frankfurt eintraf, versäumte er es, ihm seine Aufwartung zu machen. Darum erhielt er auch die außerordentliche Professur nicht, um welche sich seine Kollegen so sehr Mühe gegeben hatten. Diese Zurücksetzung und der kommende Frühling lockerten wieder auf, was eben erst zusammenwachsen wollte und der eingeküllte Widerwille an aller Rathederweisheit brach zwingend hervor. Er trug ein warmes Herz, einen offenen Sinn; die Welt lag ausgebreitet vor seinen starken Kräften. Wohin sollte der Freund der Freiheit sich anders wenden als nach dem Lande, wo Freiheit und Gleichheit des neu errungenen Bodens sich freuten, wo die Freiheit in friedlicher Stille den Menschen beglückte, wo der Freiheit Wiege stand?

Und so betrat Bshoffe am 3. September 1795, voll der schönsten Erwartungen, in Schaffhausen den Schweizerboden. Auch Heinrich von Kleist suchte seine Ruhe in der Schweiz; beiden eine arge Täuschung. Der Friede, welcher Kleist's Unruhe stillen sollte,ehrte nicht ein; die Staaten, welche Bshoffe suchte, waren nicht vorhanden. Kleist verbarg sich in der abgeschiedenen Einsamkeit am Thunersee; Bshoffe warf sich mitten in das aufgestörte Getriebe hinein; er sah in Einsiedeln zum ersten Male das Gepränge der glänzenden Priesterschaft und das unheilige Treiben der gläubigen Laienwelt. Er war in Stäfa Zeuge von den fruchtlosen Versuchen, die knechtische Unterthanenschaft abzuschütteln. Sollte ein Volk der Freiheit nicht würdig sein, das Iselin, Wieland, Mösler las und Shakespeare's Romeo und Julie aufführte? Er grüßte in Zürich die aufgeklärten Männer, welche in Volkswirthschaft, Wissenschaft und Politif im Stillen bessern Zeiten vorarbeiteten, neben einem Hirzel den Usteri, neben einem Bögelin den Hottinger; er sah vor Allen Pestalozzi. „Ich befand mich eben bei Delsner. Wir waren noch im Gespräch, als sich die Thür des Zimmers öffnete. Ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, hager, pockennarbig, schlicht gekleidet, mit flatternden Haaren trat herein.

In zwei, drei großen Sälen war er plötzlich durch's Zimmer vor uns, und mit freundlicher Hastigkeit die Unterhaltung beginnend. Es war Pestalozzi. Ich konnte die seltsame Erscheinung lange nicht mit meiner Vorstellung vom Schöpfer des klassischen Werks „Kunhard und Gertrud“ paaren.“ Bschoffe sollte aber auch unter diesen herrlichen Menschen die ängstliche Sorge kennen lernen, mit der sie junge Männer beobachteten und auf gefahrlosem Boden festzuhalten bemüht waren. Im Hause Hirzel's kamen die Freunde allwöchentlich einmal zusammen, um Vorträge anzuhören. Die Reihe kam auch an Bschoffe; er las etwas, wovor den bedächtigen Herren graute. Hirzel gab sein Entsetzen in einem Briefe kund, den er am folgenden Morgen (5. Nov. 1795) an den kühnen Redner richtete. „Ich sehe große Seelenkräfte in Ihnen entwickelt, von denen wichtige Einflüsse auf eine Menge Leser und Leserinnen müssen erwartet werden. Allein verzeihen Sie einem Greisen, den Alter und Erfahrung furchtjam gemacht haben. Je größer die Kräfte Ihres Geistes sind, je sorgfältiger sollten Sie sein, ihnen die Richtung zu geben, in welcher Sie der Menschheit wahren Nutzen bringen, wenigstens keinen Schaden verursachen. Ich erzittere, wenn ich mir die Folgen von Jean Jacques Rousseau's tief eindringendem, aber allzu excentrischem philosophischem Genie vorstelle; die fürchterlichste Revolution nämlich in der aufgeklärtesten, an hellen Geistern fruchtbarsten volkreichsten Stadt Europens, die so sehr ansteckend wird; — oder auch nur die Folgen von Goethens geniereichen Arbeiten, wie viele gute junge Köpfe beiderlei Geschlechts dadurch verwirrt und zu Grunde gerichtet werden. Indessen thut es mir weh, wenn allzu große Aengstlichkeit die Schwingen Ihres Genies lähmen sollte. Gottes Fürsorge wolle Sie leiten und Sie zu einer Flöte bestimmen, durch deren weit ertönende Musik die Seelen zur allgemeinen Menschenliebe, zur wahren Tugend und Verehrung der Gottheit, der Quelle aller Liebe, alles Glücks zu stimmen. So können Sie, mein Theuerster, zum größten Segen der Menschheit, vorzüglich Deutschlands werden.“

Bschoffe suchte sich zurechtzufinden in der herrlichen Mannigfaltigkeit der Landschaften, in dem verworrenen Durcheinander der Republiken, in dem schlichten Sinne der Landleute, in dem bewegten Treiben der Städte und kam zu der Ueberzeugung, daß der Föderalismus, von der Natur geschaffen, durch Eigensinn und Eigennuß verhängnißvoll für die alte Schweiz werden mußte. In Bern trat der aristokratische Stolz ihm noch verletzender entgegen: die Menschenrechte galten als eine vielle Friperie.

Aber auch in Paris sollte Bichofke die ersehnte Freiheit nicht finden. Er kam dort an im Anfange des Frühlings 1796 mit seinem Freunde Delsner, als eben Baboeuf seine Verschwörung durchgeführt hatte. Delsner, von Anfang an Zeuge der erschütternden Stürme, hatte als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt a. M. und durch Empfehlungen hervorragender Männer und Handelshäuser Zutritt in die politischen Circle und führte auch Bichofke in diese glänzenden Kreise: „Ich sage nichts vom heitern, zwanglosen Leben der bessern Gesellschaft, in der man sich mit liebenswürdiger Gewandtheit Verbindlichkeiten flüstert, lächelt, witzelt, lobt, lästert, über ein Nichts erstaunt, über Heiligthümer scherzt, im gleichen Augenblick bewundert und vergift.“ Mehr aber als diese vorüberrauschenden Bekanntschaften fesselte ihn der schlesische Graf Gustav von Schlaberndorf († 1824 in Paris). Auch er hatte die Umwälzung von Anfang an miterlebt, stand als scharfer und richtiger Beobachter der Ereignisse mit französischen und ausländischen Gelehrten und Staatsmännern in ununterbrochenem Verkehr und erwarb sich dadurch einen so ausgezeichneten Ruf, daß er für ihn verhängnißvoll wurde. Der Elsässer Ehrmann, ein gutmüthiger Mensch und Mitglied des Nationalkonventes, hatte aus der unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit mitten in den Stürmen der Revolution die Meinung geschöpft, Schlaberndorf sei ein außerordentlicher Mensch und wohl im Stande, ganze Departemente in Flammen zu setzen. Die harmlose Aeußerung der Bewunderung hatte die Verhaftung des Grafen zur Folge, und als noch gar fremde Gesandte sich um seine Freilassung bemühten, da war es um den unschuldigen Mann geschehen. Eines Morgens rasselte der Karren heran, in welchem die Opfer des Terrorismus zum Richtplazze geführt werden sollten. Der Name Schlaberndorf wurde gerufen; er erschien — aber ohne Stiefel; sie konnten nicht aufgefunden werden. Er bat den Kerkermeister, ihn für den folgenden Tag aufzusparen. Als der Karren wieder vorfuhr, war Schlaberndorf bereit — aber sein Name wurde nicht gerufen; man begehrte ihn nicht und so war er gerettet; nach dem Tode Robespierre's (28. Juli 1794) wurde er aus dem Gefängnisse entlassen.

Wie für die Erscheinungen der Außenwelt der Graf sich ein treffendes Urtheil bildete, so erkannte er auch gleich in Bichofke die noch glimmenden Funken des krankenden Zweifels; er verstand es mit zartem Sinne, den philosophe pleureur, wie er ihn nannte, zu beruhigen, in Gesprächen aufzuwecken und in der Umgebung der Musterwerke des Pinsels und Meißels einen Frieden herzustellen, der ihn wegdrängen mußte aus

den Gräueln der Zerstörung, aus dem Elysium der Lüge und den Wirbeln der Lust. Und er gedachte wieder jener Handwerksburschen, die so vergnügt an ihm vorübergezogen waren, und ernsthafter als das erste Mal klang's in ihm: „Ich kann Künstler, zuletzt auch nur Flachmaler werden oder gar Dorfschulmeister, kann mir noch eine Hütte, ein Stück Feldes dazu in einem Alpthale des schönen Glarnerländchens kaufen und wohlthätig für die Welt, ganz vergessen von ihr leben.“ So fand Kleist im Weiler von Chantilly die Natur und flüchtete an den Thunersee; so eilt Zschokke aus dem ruhelosen Frankreich in das stille Bern. Er nahm sich kaum Zeit, eine auserlesene Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen zusammenzukaufen, die aus geplünderten Schlössern herstammten und zu wohlfeilen Preisen losgeschlagen wurden. Unter diesen befand sich auch „la cruche cassée“, welche später Veranlassung zu der Novelle „Der zerbrochene Krug“ werden sollte.

Zschokke nahm in Bern Wohnung im „Falken“. Die erste Bekanntschaft mit einem eiteln und lästigen Bernerherrn führte auch gleich die des Mloys Reding von Schwyz herbei, der den spanischen Dienst verlassen hatte und nun in seiner Heimath lebte. Zschokke machte Ausflüge in die Gegend des Murten- und Neuenburgersees, zog sich aber eine Krankheit zu, die ihn mehrere Wochen in Bern festhielt, bis eine gespenstische Erscheinung die Gesundheit ihm wiederbrachte. Es war Mitternacht; er lag im Fieber; er sah, wie eine ehrwürdige Matrone im blutrothen Gewande, ein rothes Tuch um die grauen Haare geschlungen, eine Lampe in der Hand, sich nach ihm hindrängte, über ihn vorbeugte, ihren Mund öffnete und nach seinem Wunsche fragte. Er zitterte am ganzen Leibe und rief: Wer seid ihr? Sie gab sich zu erkennen als die Hausfrau; sie habe läuten hören und sei aufgestanden, um zu vernehmen, was ihm fehle. Von Stund an verlor sich das Fieber. Die wieder-gewonnene Gesundheit trieb ihn fort, wenn das Schicksal günstig ist, nach Italien.

In frischer Kraft erreicht Zschokke Luzern, gewinnt in dem Stadtpfarrer Thaddäus Müller und dem Abbé Koch bleibende Freunde, durchstreift Unterwalden, besucht in Schwyz Mloys Reding und lernt den Abbé Joseph Businger kennen, überschreitet die Oberalp und tritt in Graubündens Oberland ein: „Da stand ich jählings in ein unbekanntes Zeitalter verzaubert, in welchem Kunst, Wissenschaft und Lebensbequemlichkeit noch unerfundene Dinge waren.“ Er blieb gerne einige Tage in dieser Urwelt, trieb sich mit einem Bauer, der in fremden Kriegen ge-

fochten hatte, auf Höhen und Thälern herum und mischte sich Abends unter die verwunderte Jugend des Dorfes. In Chur hoffte er sein Gepäck zu finden, um dann nach Mailand und Florenz zu reisen; es war nicht da, er mußte warten. So hatte er Zeit, den Dichter Salis-Seewis zu besuchen, den greisen Mesemann zu grüßen, welcher in Reichenau eine Erziehungsanstalt leitete, und dem würdigen Baptist Tscharner sich vorzustellen, der das erschütterte Staatswesen Graubündens leitete.

Im Jahre 1760 hatte Martin von Planta von Süss mit Peter Mesemann aus Bahrenndorf bei Magdeburg auf dem Schlosse Haldenstein ein Seminar gegründet. Ulysses von Salis vereinigte dasselbe mit dem Philanthropin, das er in Marschlins eingerichtet hatte. Allein die politisch verfeindeten Familien wollten ihre Söhne nicht ein und derselben Leitung anvertrauen; daher legte Tscharner zu Reichenau eine neue Anstalt an und übergab die Führung Mesemann. Aber auch diese kränkelte unter der unheilvollen Eifersucht der Tscharner und Salis und war ihrer Auflösung nahe. Da kam wie ein Ketter Bichofke. Tscharner machte ihm sofort das Anerbieten, das Seminarium als Eigenthum zu übernehmen. Bichofke wurde nicht Besitzer, aber Pächter. Er verstand es, die Anstalt von aller politischen Berührung fern zu halten, fand bei den Salis wie bei den Bavier unterstützendes Entgegenkommen und sah unter getreuer Mitwirkung von Mesemann und Bartels die Zahl der Böglinge rasch wachsen; denn bis nach Mailand und Genua drang Reichenau's Ruf.

Ziellos war Bichofke dem wildstürmenden Paris entflohen; er suchte Frieden in sich und Frieden um sich. Der gelehrte Doktor war in die weite Welt gezogen, um den Wissensplunder abzuschütteln und stilles Dasein zu finden. Er sollte zur Wissenschaft zurückkehren, aber nicht um in derselben aufzugehen, sondern um mit derselben zu wirken. Er hatte sich Unabhängigkeit genug anezogen, um im Gewühle der Ereignisse die Sicherheit des Handelns nicht zu verlieren; er war grundgesund und durfte es wagen, außerordentliche Arbeit zu übernehmen; er war edel genug, um auch im eigenen Mißgeschick seine Leitsterne, das Gute, Wahre und Schöne, nicht zu verlieren. Und hier sollte denn auch der letzte Schatten jener heimlichen Krankheit verschwinden, die durch alle Studien hindurch an ihm genagt hatte. Während Kleist zerschellte an den vereinten Kantischen Sägen, schwang sich Bichofke über diese weg zur That und wurde gerettet: „Ich will den Traum des Daseins austräumen, so gut ich kann. Fehlt der Schlüssel zum Räthsel überall, so wird im Tode endlich auch das Räthsel selbst fehlen. Und wäre das Weltall ohne

seinen Gott, so will ich der Gott meines Weltalls sein und als ein vergänglichlicher Gott im Vergänglichlichen göttlich zu wirken streben.“

Mit erneuter Lebenslust ergriff Bschoffe seine Aufgabe. Es war ihm, als finge er erst jetzt an zu leben. Weitläufige Haushaltungsgeschäfte, Unterricht, Besuch, Korrespondenzen lösten sich ununterbrochen ab und doch fand er noch Zeit, zuweilen für den Stadtpfarrer Bavier in Chur zu predigen. In guter Jahreszeit durchstreifte er mit seinen Zöglingen das verworrene Netz der in einander verstrickten Thäler und lernte so Sitten, Bildungszustände und Einrichtungen der Bewohner kennen. Er sammelte, was in Mund und Schrift über die Vergangenheit des Landes bekannt war und so entstanden die „Historischen Skizzen der drei ewigen Bünde im hohen Rhätien“ (1798). Der niedere Stand von Bildung und Sitte schuf „Das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauch für die wißbegierige Jugend im Bündnerlande“ (1798), welches in einem kleinen Katechismus Religion und Moral lehrte, eine kurze Geschichte des Vaterlandes bot und in den schlichtesten Worten Nachrichten über das Weltgebäude, den Menschen und seine bürgerlichen Pflichten zusammenstellte. Der Griff war glücklich und die uneigennütige Schenkung des Manuskripts an den Buchdrucker machte es möglich, daß das Büchlein zu den billigsten Preisen in jedem Hause Eingang fand. Es galt als ein wahrer Hausschatz und die Führer an den Landsgemeinden wie die Kinder in den Schulen hielten sich an seiner Unterweisung; es soll noch heute in hohen Ehren stehen. Die Leiter des Staates erkannten die wirksame Bedeutung des Mannes und schenkten ihm das Staatsbürgerrecht, was vor ihm nur einem Einzigen gewährt worden war, und dies geschah auf Fürsprache der Parteien, welche sich so unheilvoll befehdeten.

In die Einrichtung des Seminariums mag Bschoffe selber uns einführen:

„Die Jünglinge, welche zu Reichenau gebildet werden sollten, waren meistens bestimmt, Landwirthe, Kaufleute oder Gelehrte zu werden. Vermöge der Staatsverfassung hatte jeder derselben einst Anspruch auf die ersten Würden des Vaterlandes zu machen. Mit der wissenschaftlichen Bildung mußte zugleich Erweckung strenger Sittlichkeit und republikanischen Sinnes vereint sein. Entfernt von den Verführungen der Stadt und dem rohen Beispiel der Dorfbewohner, in einer angenehmen Einsamkeit, ohne klösterlichen Zwang, in vertrautem Umgang mit ihren Erziehern, ohne mit der Furcht vor dem Lehrer zugleich die Achtung zu verlieren, die dem Freunde gebührt, sahen sich die Zöglinge zu Reichenau in einer eignen Welt, wo nur die Jugend geliebt, nur der Fleiß geehrt ward.

„Gewohnt, sich als Brüder zu sehen, galt unter ihnen kein Unterschied. Der Sohn des Edelmanns und des Bauern, der Reiche und Aermere, der Einheimische

und der Ausländer genossen von den Lehrern gleiche Behandlung — so kam es den Zöglingen nie in den Sinn, eine Ungleichheit unter sich selbst einzuführen, welche nur Werk der Eitelkeit war. Sinn für Ordnung zu entfalten, sah man die Stunden des Schlafs, der Arbeit, der Zerstreuungen, des Essens, des öffentlichen Unterrichtes abgemessen, und wöchentliche Untersuchungen ihrer kleinen Habseligkeit, ihrer Bekleidung, ihrer Papiere und Bücher wurden angestellt. Tags und Nachts, in ihren Schlafsälen und Arbeitszimmern, bei ihren Spielen und Studia bemerkt, ohne von ewigen Weisungen und Predigten gedrückt zu werden, lernten sie handeln, wie vor den Augen des beständigen Richters, ohne in blöde Schüchternheit zu versinken. Ihre Spiele im Freien galten Stärkung der äußern Sinneswerkzeuge und körperlicher Kraft. Ihre Spaziergänge wurden, ohne Rücksicht der Witterung, bald durch Felder und Gebüsch, bald zu den Gipfeln benachbarter Hügel gehalten. Man übte sich, die Gluth der Sonne zu verachten, oder seinen Leib Sturm und Regen auszusetzen. Selbst im Winter die beschneiten Berge zu besklettern, fand man weder mühsam, noch unlustig.

„Verschiedene Lehrer hatten das Geschäft des Unterrichts unter sich getheilt. Jeder von ihnen gab in denjenigen Wissenschaften Unterweisung, welche er selbst als Lieblinge auswählte. Doch herrschte hier keine Willkür und Verwirrung, sondern der halbjährige Cursus der Lehrgegenstände wurde systematisch entworfen, in Programmen mitgetheilt, und ausgeführt. Von den ältern Sprachen wurde nur in der griechischen und lateinischen Unterricht ertheilt; von den neuern aber in der französischen, englischen, italienischen und deutschen. Schön und recht schreiben in diesen verschiedenen Sprachen, nebst Uebungen im guten mündlichen und schriftlichen Vortrage war mit jenem verbunden.

„In mehreren halbjährlichen Lehr-Läusen wurden folgende Wissenschaften vortragen: Geometrie, Arithmetik, Algebra, Buchhaltung, desgleichen Naturgeschichte, und Naturlehre. Ferner Logik, Anthropologie, Moralphilosophie (nach C. C. C. Schmid) und Naturrecht (nach Hufeland), Allgemeine Geschichte der Welt, besondere Geschichte des Vaterlands. Allgemeine Geographie; Erdbeschreibung und Statistik von Schweiz und Bünden.

„Die Zöglinge waren durch die Natur der Lehr-Art gebunden, mit fester Aufmerksamkeit dem Vortrage zu folgen, der ihnen nur gleichsam den Stoff zum eigenen Studiren, außer den Stunden des wirklichen Unterrichts gab, und davon sie jedesmal nachher die Resultate vorzulegen hatten. Die Trägheit und der Fleiß kannten keine andern Strafen, keine andere Aufmunterungen, als welche in der Zufriedenheit der Lehrer und dem Wettstreit der Schüler selbst lagen. Sporns genug für die Jugend. Selten hatten die Lehrer Ursach über Schläffheit und Unthätigkeit zu klagen; aber oft mußte ihr erstes Gebot Diejenigen zu Erholungen und Zerstreuungen auffordern, welche sich mit schwärmerischem Eifer dem Vergnügen Tage lang zu entziehen suchten, um in den Arbeitszimmern ihre Wißbegier zu stillen und ihre Kenntnisse zu erweitern.

„Als letzter Zweck ihrer Bemühungen ward ihnen weder Ruhm noch Gewinn zur Hoffnung gemacht. Die Wohlfahrt des Vaterlandes war das Ziel. „Das Vaterland bedarf in diesen Zeiten Männer von Geist und Entschlossenheit,“ so war der allgemeine unter allen Formen erscheinende Ruf ans Herz der Zügelinge: „ar-

beitet, denn auch eure Zeit wird kommen. Eure Stimmen werden einst in der Volksversammlung gehört werden. Unwissenheit, Trägheit, kaufmännischer Geist drückt das freigeheißene Land nieder. Zwietracht zerlöst die ewigen Bünde. Familien- und Faktionen-Herrschaft führt uns zum Untergang. Einer von Euch kann durch Weisheit, Vorsicht und Seelengröße einst Retter des Vaterlandes werden!"

„Früh ward den Jünglingen die Liebe des Vaterlandes, und das Gefühl für der Menschheit unvergängliche Rechte eingefloßt. Ihre Versuche in Gedichten, Reden, philosophischen und historischen Abhandlungen wurden der laute Abdruck ihrer Empfindungen und Begriffe. Als nachher die unselige Revolution ausbrach, traten mehrere der Jünglinge unter die Fahnen des Vaterlandes freiwillig; verschiedene standen im Gewühl der Schlachten, als Männer; andre bezogen deutsche Universitäten, um dort ihre Bildung zu vollenden.

„Außer dem Unterricht in der Religion ihrer Väter und dem für sie eingerichteten sonntäglichen Gottesdienst, außer den Räthen der Lehrer und dem Werth, welcher überall der Tugend, dem Abscheu, welcher überall dem Laster oder fehlerhaften Gewohnheiten bezeugt ward, hatte die kleine Republik noch ihre besondern moralischen Institute. Es war ein Tag in jeder Woche; an diesem versammelten sich die Jünglinge zum Gericht über sich selbst. Aus ihrer Mitte hatten sie für mehrere Wochen Präsident und Schreiber zur Führung des Protokolls gewählt. Wer Beschwerden gegen einen seiner Mitschüler hegte, trug sie vor. Man hörte die Vertheidigung des Beklagten, ließ beide Partheien abtreten, berathschlagte über die fernere Untersuchung des Vergehens, oder über den Grad der dafür geeigneten Strafe. Es ward abgestimmt. Der Beklagte, wenn nicht der Kläger selbst, oder ein Lehrer für ihn bat, unterwarf sich geduldig einem Urtheil, welches er selbst hatte mitfällen helfen in ähnlichen Lagen anderer und er nie ungerecht heißen konnte. Den Schluß dieser richterlichen Sitzungen machten gewöhnlich Disputir-Übungen über den Werth oder Unwerth von Handlungen berühmter Männer des Alterthums und späterer Zeiten, meistens moralischer Hinsicht. Da fanden Brutus und Cäsar, Charlotte Corday und Wilhelm Tell, die Pressfreiheit und der Krieg ihre öffentlichen Ankläger und Vertheidiger, welche in ausgearbeiteten Reden ihre Mitjünglinge bald durch die einfachen Wahrheiten der Vernunft, bald durch die Rührung der Gefühle zu Gunsten ihrer Sache zu stimmen suchten. Das Tribunal gab den Ausschlag. Nicht nur die Lehrer wohnten diesen Sitzungen gewöhnlich bei, sondern selbst aus den benachbarten Ortschaften kamen die Neugierigen, um die jungen Redner zu hören.

„Alles was in Reichenau geschah, die Lehr- und Freudenstunden, die Tisch- und Schlummerzeit konnte von Fremden beobachtet werden; jeder Ausländer hatte das Recht, die Anstalt Tage lang zu prüfen. Sie, die nur durch das Vertrauen des Publikums stark war, durfte sich den Augen desselben nie verbergen.

„Nur einen Tag im Monat gabs, wo die Handlungen der Jünglinge Geheimniß blieben, wo selbst Eltern und Verwandte der Uebun den Beschäftigungen derselben nicht beiwohnen durften. Es war der Tag des Sittengerichts. Die Jünglinge wurden ihre eigenen Beurtheiler. Eine der Feierlichkeit und dem Zweck der Handlung angemessene Rede eines Lehrers eröffnete die Sitzung. Abwechselnd trat einer nach dem andern von den Jünglingen ab. In verschlossenen Zedeln gab jeder der Zurückgebliebenen seine Meinung über die angenommenen oder abgelegten Fehler des Bruders, und jeder bezeichnete die hervorragende Tugend oder gute Handlung

desselben. Die Stimmen-Zettel wurden nach ihrer Verlesung vernichtet, und diejenigen Charakterzüge, in welchen sich die meisten Meinungen der Beurtheiler vereinten, in's Protokoll eingetragen. Der von den Jünglingen aus ihrer Mitte gewählte Präsident machte dem Beurtheilten den Inhalt des Protokolls bekannt, besobte seine Tugend, und ermunterte ihn noch den hastenden Fehler zu entfernen, der seinen sämtlichen Kameraden anstößig sei.

„Zudem die Erzieher hier die geheimsten Falten des Herzens sich öffnen sahen, und auf Spuren geleitet wurden, die ihnen außerdem stets verborgen geblieben wären, gewöhnten die Jünglinge sich auf die öffentliche Meinung zu achten; sie sahen ihre moralische Gestalt im Spiegel des allgemeinen Urtheils, und, indem sie nach dem Bessern rangen, wurden sie ihre eignen Bildner.“

Graubünden war seit mehreren Jahrzehnten in Parteien zerrissen durch die Art der Landvogtbestellung für das Veltlin, durch die Art der Zollverpachtungen und durch die Art der Beförderungen in französischen Diensten. Ueberall hatten einige Zweige der Familie Salis ihre großen finanziellen Vortheile gefunden. Seit dem Jahre 1787 hatte sich dies geändert und als im Jahre 1792 die Bündner Kompagnien in Paris verabschiedet wurden, lösten sie sich von den Interessen ihrer Heimath ab und wandten sich dem österreichischen Hofe zu. Sie trugen die Schuld daran, daß Worms, Veltlin und Cleven sich nicht als gleichberechtigte Staaten an Bündnen anschließen durften und daher zur cisalpinischen Republik geschlagen wurden. Die Regierung von Bündnen und der Landtag bemühten sich angelegentlich, die Ruhe des Landes aufrecht zu erhalten, die Neutralität zu wahren und wenn möglich den Anschluß an die Eidgenossenschaft zu erwirken. Dies wurde um so schwieriger, als in der Schweiz selbst die Revolution ausbrach und österreichische und französische Truppen an der Grenze standen; es wurde unmöglich, als das Volk durch die Partei der Salis aufgehetzt, sich gegen jede Verbindung mit der helvetischen Republik erklärte. Der Landtag löste sich auf, die Dreier-Regierung, an deren Spitze Tschanner stand, wurde durch einen Kriegsrath ersetzt, der in höchst gewaltsamer Weise gegen die Freunde der Helvetik verfuhr und am 19. Oktober 1798 den Einmarsch der österreichischen Truppen veranlaßte.

Zichoffe hatte sich bis jetzt im Interesse seiner Anstalt von aller Politik fern gehalten; er war auch außerdem ein Feind gewaltsamer Vorgänge und meinte, daß auf friedlichem und organischem Wege allmätige Verbesserungen in der Staatsleitung sich erzielen lassen. So gemessen war der Verehrer eines Demosthenes und Rousseau geworden: „Ich sah ein, daß ich einst geschwärmt habe, wie ein Jüngling, daß die Menschheit

unreif unter den hohen Idealen der Philosophie liege, daß die Natur ununterbrochen ihren langsamen Weg wandle und der flüchtige Paroxismus eines Volks keine Ausnahme vom Naturgange mache.“ Er stand im Verkehr mit dem österreichischen Gesandten Baron von Kronthal und mit dem französischen Geschäftsträger Comeyras; jener wohnte in Chur, dieser hatte einen Flügel des Schlosses Reichenau gemiethet und faßte zu Zschokke so große Zuneigung, daß er ihn bat, ihn nach Corfu zu begleiten und daselbst das Unterrichtsweisen zu ordnen. Die Gährung in Chur wuchs der Art, daß diese Zurückhaltung nicht mehr ausreichte, das Seminar unverfehrt zu erhalten. Zschokke mußte sich erklären. Es konnte nicht fehlen, daß der Umgang mit dem neuen französischen Botschafter Guiot ihn in den Ruf eines Patrioten brachte. Als das französische Direktorium den Wunsch mittheilen ließ, Bünden möchte sich an die helvetische Republik anschließen, als durch die Umtriebe der Partei Salis die Nothwendigkeit nicht mehr umgangen werden konnte, zu entscheiden, ob Anschluß an die Schweiz oder an Oesterreich das Land retten könne, da blieb auch Zschokke nicht zurück. Er ließ eine Flugschrift ausgehen, in welcher er das Volk dringend ermahnte, der Forderung Frankreichs nachzugeben. Als die Entscheidung sich immer weiter hinauszog und von Aarau her das Verlangen immer entschiedener lautete, wandte sich Zschokke noch einmal an die Bündner in einem Aufrufe, an dessen Spitze stand: „Freie Bündner, verlasset die braven Schweizer nicht!“ Die Schrift wurde in die verschiedenen Sprachen überjert und stärkte die patriotische Partei ganz gewaltig. Allein die Gegner hatten für sich den Vortheil der Waffen, den Hinweis auf die Gräuelp der Revolution und die unglücklichen Vorgänge in Helvetien; die Mehrheit der Gemeinden verwarf am 29. Juli 1798 den Anschluß an die helvetische Republik. Nun waren die Patrioten schutzlos; Tscharner wurde abgesetzt; Salis-Seewis mußte flüchten; nur die Gemeinden Mäpelfeld und Malans waren entschlossen, von Bünden sich zu trennen und auf eigene Faust der neuen Schweiz sich anzufügen. Dies erregte einen solchen Sturm im Lande, daß die Patrioten das Land verließen. Guiot warnte auch Zschokke; er selbst war im Begriffe, seinen Posten zu verlassen. Zschokke botanisirte eines Tages am linken Rheinufer und kam bis zum Schlosse Haldenstein. Dort traf er seinen Freund Bartels und brachte den übrigen Tag in froher Gesellschaft der Schloßherrin und ihrer Freundinnen zu. Es war ein Glück für ihn, daß er ebenso harmlos den Rückweg dem Calanda entlang einschlug; denn Mordbanden streiften auf den Straßen umher und suchten ihn; ein Preis war auf

seinen Kopf gesetzt. Erst jetzt entschloß er sich, das liebgewordene Reichenau zu verlassen und auf anderm Boden ein besseres Loos zu suchen. Er schwamm am 9. August 1798 auf breitem Holzstoß dem Dorfe Ragaz zu, wo viele Bündner, unter ihnen auch Tscharner, sorgenvoll des Ausgangs der Dinge harrten.

Man einigte sich in den Berathungen über die Zukunft des Vaterlandes dahin, daß eine allmältige theilweise Vereinigung mit der Schweiz versucht werden möchte. Tscharner erhielt von Malans und Mayensfeld Vollmacht, nach Narau zu reisen und in diesem Sinne zu wirken. Bishoffe sollte ihn begleiten. Sie trafen in Wallenstadt den Dichter Bernold, auf dem Wallensee den Regierungsstatthalter des Kantons Vindh, Niklaus Heer von Glarus; in Lachen bligten ihnen die ersten französischen Bajonnette entgegen; in Stäfa traf lauter Jubel zu ihren Ohren; Zürich trauerte um die vergangene Herrlichkeit. Sonderbare Mischung der Stimmungen! Schmerz um die versunkene Schweiz, Entsetzen vor den fremden Befreiern — und doch beselte die edeln Gemüther der eine Gedanke: Voraus Erhaltung des Daseins und dann allmältige Wiederherstellung der Selbständigkeit.

Tscharner blieb nicht lange in Narau; er kehrte nach Ragaz zurück und überließ die Einleitung und Durchführung der diplomatischen Aufgabe Bishoffe allein. Eine schwere Arbeit unter Leuten, die sich selbst erst in ihrem neuen Staatswesen zurechtfinden mußten, eine noch schwerere unter den Vorzeichen eines entscheidenden Ausbruches in den bündnerischen Landen. Eine beträchtliche Anzahl von Gemeinden war entschlossen, dem Beispiele von Malans und Mayensfeld zu folgen; schon weilte im Auftrage des helvetischen Direktoriums der Kommissär Strauß von Venzburg im Lande, — aber immer zahlreichere Schaaren ausgewanderter Patrioten meldeten, daß die Gewalt in den Händen der Gegner wachse und ihnen die Heimkehr versperrt und das Vermögen gefährdet sei. Bishoffe sollte für sie das schweizerische Bürgerrecht erwirken; dies war der Inhalt jenes Aktenstückes, welches den graubündischen Agenten in die Mitte der helvetischen Rathsherrn führte. Die Begeisterung zeigte deutlich genug, daß sein erster Schritt nicht umsonst war. Aber mehr zu erreichen war unmöglich. Malans und Mayensfeld wurden mit Gewalt zur alten Ordnung zurückgeführt; der französische Botschafter verließ das Land; am 19. Oktober rückten die österreichischen Truppen in Chur ein. Bishoffe konnte auch jetzt nicht mehr thun, als einen Beschluß veranlassen, daß die Patrioten unter dem besondern Schutze der helvetischen Republik stehen und überall

lindernde Unterstützung finden sollten (22. Oktober). In den folgenden Tagen sprach er im Namen der Patrioten vor versammeltem gesetzgebendem Rathe und Senate in gehobener Rede den Dank aus für die dargereichte Bruderhilfe. Patriotismus und Mitleid wurden so mächtig erregt, daß auf Usteri's Antrag der Präsident den anwesenden Bündnern den Bruderfuß reichte und der Druck der Bicholleschen Rede beschloffen wurde. Nun hatte Bicholle bei herannahendem Winter vollauf zu thun. Wo die Staatsmittel nicht ausreichten, half er mit eigenen Mitteln nach: „Ich verkaufte, was ich von meinen literarischen Arbeiten besaß, Reises und Unreises, Schauspiele, Uebersetzungen, Romane, davon schwerlich sonst Jemand erfahren haben würde, oder nahm Vorschüsse von Buchhandlungen auf Werke, die ich noch liefern wollte. Gewiß lebte im ganzen diplomatischen Korps, selbst der Aermste der Kopisten nicht, so kärglich und eingeschränkt als ich. Aber man sah mir's ja nicht an, daß mein Abendessen ein trocknes Stück Brod, mein Frühstück ein Glas Wasser sein mußte. Ich blieb frohsinnig, dachte an Schlauerndorf und theilte Andern mit, oder verschaffte den Jähigern Anstellungen durch mein Fürwort bei Ministern und Direktoren.“

## II.

In Aarau hatten am 12. April 1798 die Behörden der einen und untheilbaren helvetischen Republik ihre Sitzungen begonnen. Direktorium, Gesetzgebender Rath, Senat und ihre Kanzleien, richteten sich ein im städtischen Rathhause und in Privatgebäuden, so gut sie konnten. Die Abgeordneten hielten beständige Sitzungen und bedurften bleibender Wohnungen; die Gesandten und Agenten mit ihrem zahlreichen Personale forderten anständige Unterkunft; eine Standesgarde von 300 Mann mit Artillerie und Kavallerie sollte einkasernirt werden; fortlaufende Durchzüge französischer Truppen, unaufhörliche Kurrier- und Staffetenmeldungen, zahllose Fremde, welche keine Beglaubigung hatten; hielten die Munizipalität in beständiger Aufregung. In einer Stadt von kaum 2000 Einwohnern drängte sich die fremde Menge in einige wenige Gasthöfe zusammen. Hier fanden die französischen Kommissarien und helvetischen Direktoren reichliche Gelegenheit, den gewandten und sichern, den besonnenen und begeisterten Mann zu beobachten. Es entging ihnen nicht, daß er gerade diejenigen Eigenschaften besitze, welche in den aufgeregten Uebergangszeiten die gährenden Kantone in ruhiges Geleise zurückführen könnten. Man bedurfte eines Geistes, der die Kraft hätte, das helvetische

Volk allmählig an die neuen Zustände heranzugewöhnen, durch Förderung des Schulwesens, der Künste und der Wissenschaften einen empfänglichen Sinn vorzubereiten, durch Gründung literarischer Vereine allseitig ein bleibendes Bedürfnis nach Vervollkommnung der geistigen Fähigkeiten zu pflanzen. Bscholte erhielt von Stapfer den Auftrag, diesen Zweig des Kultusministeriums in Angriff zu nehmen — allein die eingetretenen Kriegsereignisse des folgenden Jahres zerstörten alle festen Ansätze und es blieb für einmal nichts übrig als die Pflege der literarischen Vereine, welche in Basel, Zürich, Winterthur und an andern Orten sich bildeten und in Luzern unter Bscholte's Leitung gediehen. Die helvetischen Behörden hatten nämlich am 24. September 1798 ihre Sitzungen in Aarau geschlossen und waren nach Luzern übergesiedelt, Bscholte mit ihnen.

Allein die Vereinigung gebildeter Kreise genügte noch nicht. Vor Allem aus mußte das Volk dazu gebracht werden, daß es sich mit der nun einmal bestehenden Ordnung ausöhnte; es sollte einsehen lernen, daß die französischen Truppen nur vorübergehend im Lande lägen, um die Rückkehr zu den frühern Zuständen unmöglich zu machen; es sollte Hand bieten, daß durch eine ruhige Entwicklung aus der unsichern Neugestaltung geordnete Verhältnisse sich wieder aufbauen ließen. Dazu konnte ein Blatt führen, welches zum Volke niedersteigen und in schlichten und verständlichen, muntern und witzigen Gesprächen und Erzählungen Zustände und Veränderungen, Hoffnungen und Enttäuschungen, Edelsinn und Eigenruhm auseinandersetzen sollte. Heinrich Pestalozzi hatte im Auftrage des Direktoriums ein helvetisches Volksblatt herausgegeben und wünschte Bscholte's Mithilfe. Bscholte jedoch tadelte den schulmeisterlichen abhandelnden Ton und die Abhängigkeit von der Regierung. Es gelang ihm, Pestalozzi zu überzeugen, daß das Blatt bis auf seine äußere Erscheinung hinab nicht über den Volkskreis hinausgreifen solle. Er meinte daher, daß es wie die Volksbücher auf den Märkten in grauem dickem Papier, mit rothem Titel, breitem Druck, kalenderartig und träumerhaft erscheinen sollte. Pestalozzi stimmte ein und im Oktober 1798 erschien die erste Nummer des „aufrihtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, welcher nach seiner Art einfältig erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun“. Das Blatt fand überraschenden Absatz und zählte trotz der nachahmenden Gegenschriften 3000 Abonnenten. Wenn nicht die Kriegsereignisse dazwischen getreten wären, es hätte ohne Zweifel seine Bestimmung erfüllt und das aufgeregte Volk zu ruhiger Ueberlegung und

die junge Schweiz zu gedeihender Entwicklung gebracht. Zwei Auffäge mögen einen Begriff von der Führung des Blattes geben:

## 1.

**Bürger oder Herr?****Wie klingts besser?**

(Nebst einem Brief an meinen ältesten Sohn.)

Die Erfahrung lehrt, daß wenn die Leute nicht klug sind, sie sich unterweilen pudelnärrisch aufführen; und solange sich die Leute des Wohlstandigen und Vernünftigen schämen, sind sie nicht klug.

Ist's nicht heuer beynah so arg, wie in der Sprachenverwirrung beym babylonischen Thurm?

Ich heiße Storchschnabel. Nun nennt mich der eine Herr Storchschnabel, der andere mich Bürger Storchschnabel, der dritte will's gar gut machen und sagt: Herr Bürger Storchschnabel.

Es giebt auch zuweilen Kammerjungfern und andere Perückenköpfe aus dem alten Testament, die nennen mich gar Musjoch Storchschnabel, und machen dabey den Mund so spitz, als schmeckts, wie Honig und Zucker. Mancher schämt sich Bürger zu sagen, und macht immer, wenn ers sagen muß, ein Gesicht dazu, als hätt er Kieselsteine zwischen den Zähnen. Narr, warum schämst Du Dich den Bedienten- und Unterthanen-Kittel auszuziehen, und zu jedem zu sagen: ich bin nun, was Du bist! Mancher, der einen Haarbeutel trägt, oder zwei Uhren; oder der weiland Bürgermeister war und nicht mehr meistern kann, oder Rathsherr war, und von dem sich kein Mensch mehr rathen lassen will, oder sonst so einer, ärgert sich sehr, wenn er unjereinen Bürger nennen soll; er kann sich gar nicht drein finden, daß andere ehrliche Leute auch wirkliche Menschen sind, und ein gepudertes Kopf nicht mehr gilt, als ein ungepudertes. Wenn mir einer sagt: mein Herr! so klingts immer wie: mein Narr! Denn so lange wir Herren gehabt haben, haben sie auch immer Narren gehabt.

Als mein ältester Sohn mir in seinem Briefe die Frage vorlegte, ob es vernünftiger sey, Herr oder Bürger zu sagen? antwortete ich folgendermassen:

Mein Sohn Hans Jürgen! Das ist nur wieder eine dumme Frage von Dir; und alle Welt sieht daraus, daß Du spät geschied wirst.

Bürger! sollst Du sagen. Denn es heißt in der Schrift: die da sagen: Herr! Herr! werden nicht ins Himmelreich kommen; — will sagen, die werden nie zur brüderlichen Eintracht und Glückseligkeit gelangen. Sie hassen die wahre Freyheit, und können die Schweiz für 30 Silberlinge verkaufen und verrathen; gleichwie Judas unsern Heiland verrathen hat.

Seitdem die Schweizer ihre alte Freyheit nach und nach verloren, haben sie Herren bekommen und sogar gnädige Herren. Gott allein ist gnädig; und wer alle Menschen Herr nennt, der rühme sich nicht ein freier Mann zu seyn.

Auch muß ich Dir sagen, daß man nicht zum Wilhelm Tell gesagt hat: Herr Wilhelm Tell! — Folglich sollen wir einander auch nicht Herren heißen, sintemahlen das Reich Wilhelm Tells wieder hergestellt werden muß. — Da

wir einst Bürger des Himmels werden, nicht Herrn des Himmels: so wollen wir auch Bürger auf Erden heißen.

Gruß und Vaterliebe.  
Peter Storchschnabel.

2.

### Sendschreiben des türkischen Kaisers an den aufrichtigen und wohlverfahrenen Schweizerboten.

(Muß nur anmerken, daß der türkische Kaiser von Natur etwas unhöflich ist, und keine Liebe zum Christenthum hat, und mit freien Leuten nicht gern schaffen mag, sonst ist er daneben ein guter Mann, und thut keinem was zu Leide, der von Constantinopel siebenhundert Meilen weit wohnt.)

Du Christenhund! Habe dein Schreiben empfangen und meine Majestät hat sich daran ergötzt. Ihr Schweizer sind Schuld daran, daß die Freyheit in die Welt gekommen ist, und daß die Völker igt alle frei seyn wollen, wie ihr seid. Auch habt ihr durch euer Beispiel die Franken verführt, daß sie sich frei gemacht haben, und mir igt in meinem Lande so viel Lärmen machen, daß mir der Kopf brummt. Meine Eclaven in Griechenland rebellieren, und wollen auch frey sein, und Buonaparte ist mir in der Nähe, und der verruchte Passawan Dglu schlägt meine Armeen außs Haupt, wo er sie sieht. Sag nur, du Christenhund, was ist dabei zu machen?

Jedoch thut es den Ohren meiner Majestät wohl, zu vernehmen, daß es noch Leute bei euch giebt, die sich nicht in die Zeit schicken wollen; die ihre Freyheit und das ganze Land um einen türkischen Bazen verkaufen mögten; die viel darum gäben, wenn die alte Unordnung wieder bei euch einkehrte; und die gerne das Land und die Leute wieder trennen mögten, damit die Schweiz wieder ein schwaches Land werde.

Wenn ihr von solchen brauchbaren Menschen zwei- oder dreihundert Stück zu viel habt, so schickt sie mir; ich kann sie brauchen, um meinen Eclaven in Griechenland die Freiheitsliebe auszureden. Padt sie gut ein; die Transportkosten will ich tragen; auch will ich sie auf eigene Kosten nach türkischem Brauch beschneiden lassen. Gehab dich wohl, Christenhund.

3.

### Antwort des wohlverfahrenen und aufrichtigen Schweizerboten.

Bürger türkischer Kaiser, Freut mich sehr, daß ihr mir geschrieben habt. Bei uns zu Lande pflegt man aber die Menschen Bürger zu heißen, bei euch wahrscheinlich heißt man sie Hunde, weil Hunde immer einen Herrn haben müssen. Freie Bürger haben keinen Herrn. Euren majestätischen Ohren wird es nicht unlieb sein, gnädigst zu hören, daß wir dormalen starken Borrath haben von gewissen Leuten, die ihr in eurem Lande „brauchbare Menschen“ nennt, bei uns aber, unter vernünftigen Schweizern nicht viel mehr gelten, als saurer, abgestandener Wein, welcher Bauchgrimmen macht. Sie sind bei uns wohlfeiler, als taubes Stroh; und stehen gern zu euren Diensten. Jedoch müßt ihr wissen, daß man sie

nicht einpocken kann, wie Schafsfelle, sondern sie sind Menschen, wenigstens dem Gesicht nach zu urtheilen. Darum rath ich unmaßgeblich, Bürger türkischer Kaiser, macht es ganz einfach. Hängt eine Elle rothen Bandes aus und saget: Das ist ein Ritterorden! — saget, ich brauche einen Landammann von Corinth, einen Schultheiß von Cappadocien, und einen Bürgermeister von Jerusalem und dergleichen, und ich wette, sie kommen Euch alle von selbst gelaufen, wie die zahmen Hühner, denen man Gerste vorstreut.

Wollt Ihr sie ganz und gar bezeugen, so setzt zu jedermanns Namen, das Wörtlein von; heißt einer, zum Beispiel Ehrlich, so nennt ihn Herr von Ehrlich; will sagen: Du bist weit davon, ehrlich zu seyn; oder du bist weit davon, den Namen deiner Väter zu verdienen u. s. w. — Ihr glaubet nicht, Bürger türkischer Kaiser, wie das wirkt!

Was endlich die Beschneidung betrifft: so möget ihr vielleicht glücklicher seyn, wie wir in der Kunst. Sie lassen alles beschneiden, nur nicht ihren Stolz, ihre Thorheit und ihre Tücke.

Erfreut mich bald mit einer Antwort, und grüßet freundlich eure 365 Rebshweiber und Gemahlinnen von mir.

Zsch. bin zc.

Bekannt sind die vergeblichen Versuche der alten Kantone, sich der helvetischen Verfassung zu erwehren; bekannt ist der heldenmüthige Kampf, in welchem Nidwalden der Uebermacht der Franzosen erlag; bekannt ist die Fürsorge der Regierung und des Generals Schauenburg, das niedergeworfene Land wieder aufzurichten. Noch bluteten die Wunden, und als der Erzherzog Karl nach der Schlacht bei Stockach über Schaffhausen in die Schweiz vordrang, brach allwärts der Sturm wieder los und die Besiegten beeilten sich, die alten Einrichtungen herzustellen. Wie sollte das unglückliche Nidwalden der Versuchung widerstehen, die verhaßte Verfassung abzuschütteln, wie leicht konnte es geschehen, daß fremde Heere das Land übersflutheten und noch vollends zertraten! Um das Schrecklichste zu verhüten, sandte das Direktorium am 14. Mai 1799 Zschokke mit außerordentlichen, aber allgemein gehaltenen Vollmachten nach Nidwalden. Er betrat in Begleitung eines Reichenauer Bögling, des jungen Denz aus Chur, den Boden des Landes in Stansstaad und wanderte mit zerrißnen Herzen durch das Thal. Vor vier Jahren lachten ihm Land und Leute in fröhlichem Wachsen und Gedeihen entgegen. Nun grinsten ihn Schutt- und Aschenhügel, verkohlte Stämme und verzweifelnde Menschen an. Er versicherte sich vor Allem der Herzen und des Zutrauens Derer, welche seinem Schutze anvertraut waren. Dreißig Gefangene sollten eben vor ein Kriegsgericht nach Mapperswyl abgeführt werden. Er hielt sie zurück und erwirkte gelinde Bestrafung; im Lande herum lagen noch

119 Personen in Verwahrung, welche an Zusammenkünften der Verschworenen theilgenommen hatten; auch diese kamen mit mäßigen Bußen davon. In Aarburg schmachteten 225 Bürger aus den kleinen Kantonen; sie wurden alle gleichzeitig in ihre Heimath entlassen und behielten ihren Groll im Herzen; es gelang Zschokke, auch diese unter scharfer Aufsicht zu halten. Andere Aufwiegler, welche in ihre Bezirke eingebannt waren, sollten nach dem Kanton Vevay abgeführt werden. Zschokke ließ sie im Lande, um nicht durch die verhaßte Deportation den vorhandenen Unwillen noch zu steigern. Die Geiseln, welche in Basel der Erlösung harren, kehrten durch seine Verwendung nach und nach zu ihren Familien zurück und blieben ihrem Erretter ihr Leben lang dankbar für die weise Fürsorge. „Alle Revolution, mag ihr Ziel auch das heiligste sein, wird von Leidenschaft gemacht und nur durch die kühle Vernunft beendigt.“ Als die militärischen Bewegungen am Gotthard begannen, als die Regierung ihren Sitz nach Bern verlegte, als die Obwaldner unruhig wurden, da galt es, die Nidwaldner in gefahrloser Stimmung zu erhalten. Zschokke gab den Leuten Gelegenheit, Geld zu verdienen, brachte die magazinirten Waffen nach Luzern, sorgte für möglichst wenig drückende Unterbringung der zurückgedrängten Truppen, schaffte für die hungernden Menschen Unterstützung, errichtete eine allgemeine Landwehr und wußte sich bei den Generalen eine solche Achtung zu ertrogen, daß auch die Soldaten sich der Gewaltthätigkeiten enthielten. Er begleitete den General Voison über den Brünig und ins Gadmenthal, um den Transport von Lebensmitteln, Munition und Geschütz zu erleichtern und zu beschleunigen; er unterstützte mit der Bürgermiliz die Aufstellung der Franzosen und hatte die Freude, zu bemerken, daß unterdessen die Gemüther der Nidwaldner sich besänftigten und daß diejenigen, welche vor einem Jahre im erbittertesten Haß gegen die Franzosen gekämpft hatten, nun an ihrer Seite die Grenzen gegen die heranrückenden Russen deckten. Er durfte am 25. September 1799 in seinen Bericht an das Vollziehungsdirektorium folgende Worte einfließen lassen: „Nicht ohne ein lebhaftes, freudiges Gefühl kann ich meiner Regierung die Versicherung ertheilen, daß gegenwärtig im Distrikt Stans die strengste Ordnung und eine heitere Ruhe herrschen, wie seit Beginn der Revolution hier noch nie stattfand. Der Bezirk ist auf dem Wege, bald der Republik ganz anzugehören; selbst der Geist der Freude fängt sogar an, sich auf diese Ruinen allmählig niederzulassen.“

Freilich konnte Zschokke nicht vermeiden, daß im vorüberrauschenden Gedränge der hin- und hergeschobenen Truppen Pestalozzi in seiner

fegensreichen Arbeit nicht gestört wurde. Die Zahl der Kinder wurde von 80 auf 20 vermindert; Pestalozzi verließ Stans.

Die Ohnmacht der helvetischen Regierung, die Annäherung der österreichischen Truppen, die Deportation mehrerer ehemaliger Regierungsglieder hatte in Schwyz das Volk zum Aufstande gereizt (Frühling 1799). General Soult bezwang das Land und überließ es der Willkür der Soldaten. Da das Vollziehungsdirektorium dem Unheil keine Grenzen setzte, begab sich Zschokke eigenmächtig an Ort und Stelle (27. August) und sah ähnliches Unglück wie in Nidwalden. Die Dörfer waren leer, in den Straßen lungerte Kriegsvolk herum; Dragoner drohten Nedings Haus niederzubrennen. Zschokke verständigte sich sofort mit dem General Molitor, bezog das Haus Nedings und drängte das lose Volk weg, stellte die gesetzliche Verwaltung wieder her, rief die Flüchtigen nach Hause, richtete im verwüsteten Kloster Einsiedeln den Altar wieder auf und verhiess allgemeine Amnestie und Sicherheit. Die Regierung billigte Zschokke's Eingreifen und ernannte ihn zum Kommissär des Kantons Waldstätten, der Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug umfaßte. Welches Elend sollte er erst in Uri, im hohen Urjererländchen finden, wo die Armuth die Kriegeslast unerträglich machte und General Lecourbe kein Herz hatte für die Leiden der armen Hirten. Aber auch ihn bezwang Zschokke und er gewann freie Hand. Als die fremden Heere abgezogen waren, gelang es ihm, mit Unterstützung vieler braver Männer, die Unglücklichen wieder in ihre Hütten zurückzuführen. Ein Aufruf, in alle Lande versendet, brachte aus Europa reiche Summen zusammen und die Kinder fanden liebevolle Aufnahme in menschenfreundlichen Familien der äußern Schweiz. Zschokke wünschte die wiedergekehrte Ordnung und Ruhe zu befestigen durch bessere Einrichtung der Schulen, durch Gründung landwirthschaftlicher Vereine, durch Errichtung von Wollenfabriken, durch Ausbeutung des Torfes im Thale von Einsiedeln und durch Hebung der Steinkohlenlager am Roßberg. Aber es hätte eines längern Aufenthaltes bedurft, um den gelegten Samen zum Keimen zu bringen. Zschokke wurde nach dem Tessin gerufen.

Die italienischen Vogteien waren zwei freie Kantone geworden. Allein die Umtriebe der Patrioten, welche Lugano und Mendrisio zu Cisalpinien schlagen wollten, und die Härte der helvetischen Beamten riefen einer dritten Partei. Diese riß die Regierung an sich und war bereit, das Land den Kaiserlichen zu übergeben — als Napoleon im Mai 1800 über den großen St. Bernhard zog und gleichzeitig General Moncey

25,000 Mann über den Gotthard führte. Bscholke erhielt vom Vollziehungsausschusse den Auftrag (21. Mai 1800), Moncey zu begleiten und die helvetische Regierung wiederherzustellen. Es war eine schwere Aufgabe, zugleich für die schlecht ausgerüsteten und ausgehungerten Truppen zu sorgen und die Bewohner des Landes vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Bscholke konnte nicht verhüten, daß nicht die Soldaten sich in alle Hütten zerstreuten und sich selbst verschafften, was ihnen die regelmäßige Verpflegung nicht geben konnte. In Lugano erschien er als Befreier; aber welch harte Arbeit sah er vor sich, als er statt der zwei Kantone Lugano und Bellinzona acht neue Staaten antraf, als die Geistlichen in ihr Gebet den Kaiser einstochten, als die Getreideeinfuhr zu zahllosen Plackereien führte, als die Parteien wieder gegen einander aufloderten. Bscholke verbot jegliche Unterjuchung über die abgetretene Regierung und erstickte so die Rache, welche nur zu gerne aus neuen Prozessen frische Nahrung geschöpft hätte. Er handelte nach den Eingebungen der Klugheit, ließ die wildesten Schreier verhaften und war entschlossen, die Getreideerpressungen mit Gewalt zu endigen; er gab der Geistlichkeit den Zehnten zurück und schied aus dem Tessin mit dem Bewußtsein, das Volk zur Besonnenheit zurückgeführt zu haben (Spätherbst 1800).

Während Bscholke in Bern seine letzten Anstrengungen machte, die italienische Schweiz von dem Drucke der cisalpinischen Getreidesperre zu befreien, ernannte ihn der Vollziehungsrath zum Regierungstatthalter in Basel. Unbekannt mit den innern Zuständen, den Parteien und den Bedürfnissen des Volkes wollte er sich in einer Versammlung von Abgeordneten in Gelterkinden ein Bild der Lage verschaffen. Er hörte allerlei von Zehnten und Bodenzinsen, überzeugte sich aber gleichzeitig, daß Beruhigung unmöglich sei. Und in der That, am 4. Oktober 1800 rückten die Bauern gegen Liestal. Die helvetischen Truppen wollten angreifen: „Aber des festen Entschlusses, meinen Eintritt in den Kanton nicht mit Vergießung von Bürgerblut zu beginnen, lieber das eigene Leben daran zu setzen, warf ich mich auf's Pferd, stellte die Truppen vor der Stadt auf, diese zu schützen, und sprengte, begleitet vom Obersten, unter Bedeckung von vier Reitern, den brüllenden Haufen entgegen. Es war Mitternacht, mondhell. Der Landsturm hielt bei der Brücke eines Baches, in der Vermuthung, angegriffen zu werden. Sobald aber die verworrene Menge mich und mein kleines Gefolge erkannte, drängte sie sich heran, mich zu hören. Ich gebot Schweigen, schilderte die Folgen ihrer Unbesonnenheit, zeigte im Hintergrund der Empörung Mord und Brand der

Dörfer, den Anmarsch französischer Brigaden. Man gelobte Gehorjam." Damit hatte der Lärm sein Ende erreicht und als Zschokke die Begnadigung der zum Tode Verurtheilten erwirkte, fügte sich der Landmann willig in die bestehende Ordnung. In Basel hatte Zschokke Gelegenheit, gegen die Expressungen bei Getreidezufuhren ebenso energisch vorzugehen wie im Tessin. Er zeigte dem General Amey das auf dem Münsterplatz aufgestellte Milizbataillon der Stadt und das wirkte.

Hier zum ersten Male seit langer Zeit konnte Zschokke wieder den längst entbehrten Studien sich hingeben; er verwendete einen Theil seiner Mußestunden zur Aufzeichnung der Ereignisse, deren Zeuge er gewesen war. Er schrieb die „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone“ (1801) und arbeitete an den „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung“ (gedruckt 1803—1805). Hier auch zum ersten Male überjah er den Stand seiner Geldmittel; er hatte dem Staate unentgeltlich gedient und sogar Vorschüsse gemacht. Als er dem Minister des Innern seine Rechnung zusandte (6. Dez. 1800), fügte er bei: „Nie hab' ich von der Regierung als Vergütung meiner Arbeiten einen Gehalt gefordert. Allerhöchsterst bitte ich recht sehr, für die im Rückstand gebliebenen Sekretärs um deren volle Besoldung, damit auch diese mir nicht ganz zur Last falle.“

Während Zschokke in Basel sich erholender Beschäftigung hingab, vollzogen sich in der helvetischen Republik rasch aufeinanderfolgende Aenderungen, welche schließlich den Föderalisten das Uebergewicht gaben und Aloys Reding an die Spitze der Regierung stellten (Oktober 1801). Da Zschokke die Rückkehr zur alten Kantonsheerrschaft verabscheute und nur in derjenigen Staatsverfassung bleibendes Heil sah, welche mit den neuen Ideen der Freiheit Schritt hielt, trat er von der Stelle eines Regierungsstatthalters in Basel zurück, so schwer es ihm wurde, seinen Freund Reding zu verlassen (17. Nov. 1801). Er verließ Basel, begleitet von den Chasseurs der Stadt und sprach mit bewegtem Herzen Worte des Dankes: „Wie hätte mir auch nicht eine Stadt, wie Basel, sollen lieb und theuer geworden sein, in der ich, nach mehrjährigen, wilden, schweren Drangsalen, meine frühere Harmlosigkeit, gleichsam mich selbst wiedergefunden hatte!“ Er siedelte nach Bern über und ließ sich auch da nicht dazu bewegen, wieder in die Politik einzugreifen und eine Gesandtschaft nach Amiens zu übernehmen.

Zschokke durfte über die drei Jahre mit innerer Zufriedenheit zurückblicken. Er hatte die Nothwendigkeit erkannt, daß die alten Formen fallen

mußten; er hatte dafür ein Seminar und Bürgerrecht in Graubünden aufgeopfert; er stellte sich mitten in die gefährlichen Parteien in Unterwalden, Schwyz, Tessin und Basel und verstand es, ein ruhigeres Verständniß der Zeit anzubahnen; er blieb seiner Ueberzeugung treu, als ihn die Freundschaft mit Aloys Reding in die Versuchung führte, eine glänzende Rolle zu spielen; er trat zurück, und der Mann, auf dessen Wink kurz vorher Bataillone unter das Gewehr gerückt waren, sah mit überlegenem Lächeln, wie der Polizeidirektor in Bern seine Wohnung bewachen ließ.

Es lag am nächsten, zu derjenigen Thätigkeit zurückzukehren, welche sein früheres Glück ihm angewiesen hatte, und die Wiederaufrichtung des Seminars in Reichenau zu versuchen. Aber auch der alte Gedanke tauchte wieder auf, ein stilles Heim zu suchen; vormals war es der Ueberdruß an dem Wissensplunder, der ihn in die Einsamkeit trieb; diesmal die Sehnsucht nach den Wissenschaften, die ihn der Dessenlichkeit entzog. Der Heimlichfranke war geheilt von dem Zwiespalte des Wissens und Glaubens; das Leben hatte ihn geklärt und eine tapferere Lebensweisheit geschaffen. „Wie das uferlose Weltall nur gleichsam der sichtbare Schleier der in ihr wesenden Natur ist, so erschien mir die Natur als der Schleier Gottes, in welchem er sich uns offenbart.“ Die durch die Philosophie angeeigneten Lehren, die durch die Erfahrung gewonnenen Grundsätze und die im Leben erprobte Ueberzeugung fanden eine novellistische Form im „Alamontade“ (1802), der ins Englische und Französische übersetzt wurde und noch vierzig Jahre manchen stillen Dank erntete.

Wie ganz anders war Kleist gestimmt, der auch in Bern weilte. Er suchte in irrem Wandern die Ruhe des Gemüthes und fand sie nicht, weil ihm die That fehlte. Zschokke wollte einsam leben, um seine gesunden Kräfte andern Aufgaben zuzuwenden. Kleist verbarg sich vor den Menschen, um sein angegriffenes Gemüth durch die höchste Anspannung des dichterischen Genius zu stillen. Beide hatten in Frankfurt die nämlichen Professoren gehört, beide hatten die nämlichen Seelenkämpfe durchgerungen, beide trafen sich in heiterer Gesellschaft wieder in Bern. Beider Stimmungen verstanden sich so gut, daß sie in gemeinsamem dichterischem Wettkampfe sich maßen. Ueber die cruche cassée, welche Zschokke aus Paris mitgebracht hatte, schrieb Zschokke die Novelle und Kleist das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Ihnen schlossen sich an Louis Wieland, der Sohn des Dichters, der eine Satire versprach, und Heinrich Geßner,

der Schwager Wielands, der wahrscheinlich eine Idylle Salomon Geßners in Verse brachte.

Graubünden war noch viel zu unruhig, als daß Zschokke ernstlich an Reichenau zurückdenken durfte. Dagegen schien der Aargau die gewünschte Stille zu bieten. Kleist und Wieland begleiteten ihn. „Wir wählten eben nicht den nächsten Weg. Man mag sich leicht das ergötzliche Umherfahren der drei jungen Poeten vorstellen, die überall Paradiese und Wüsten, Göttinnen und Ungeheuer sahen, wo sie kein anderes Auge fand. Es war das Umherchwärmen von Schmetterlingen, die der winterlichen Entpuppung eben einschlüpfen, über Wiesen gaukeln, von jeder Blume gelockt, von keiner gehalten.“ Der Senator Joh. Rudolf Meyer, der Wohlthäter von Aarau, machte ihn auf das verlassene Schloß Biberstein aufmerksam und er beschloß, dort Wohnung zu beziehen.

### III.

Biberstein, ehemals eine Johanniter-Besitzung, später Sitz eines bernischen Landvogtes und kurze Zeit in Anspruch genommen für Bureaux der helvetischen Regierung, liegt am Fuße der Gifflastub, auf einem schroffen Felsen über der Aare; auf- und abwärts schweift das Auge über die Fläche des eigensinnigen Flusses; vor sich über das Suhrenthal weg erreicht der Blick die glänzenden Firnen des Alpenkranzes. Klein, eng ummauert, bescheiden angelegt, konnte das Schloß einen stillen und anspruchslosen Aufenthalt bieten einem Manne, der im Genusse der reinen Natur und im Umgange mit schlichten Menschen nur sich selbst angehören wollte. Die Studien früherer Zeit tauchten wieder auf und fanden fruchtbaren Boden.

Der Aargau hatte sich eben erst neu zusammengesetzt aus dem bernischen Gebiete, der Grafschaft Baden, den Freien Aemtern und dem Freikthale und sollte nun durch eine glückliche Organisation festgebunden werden. Zschokke griff da ein und wollte vor Allem aus durch den ganzen Kanton die Waldverwaltung so gestalten, daß mit der rationellen Bewirthschaftung auch die gesteigerten Erträgnisse Schritt halten könnten. Die botanischen Ausflüge in Graubünden, die Beobachtungen in Unterwalden, Schwyz und Tessin, die geographischen, physikalischen und chemischen Studien befähigten ihn, sich rasch mit den Bodenverhältnissen des Aargau's bekannt zu machen und der Ruf des forstkundigen Mannes verbreitete sich so schnell, daß er für die Gemahlin des ersten Konsuls Pflanzen und Samen

von Alpengewächsen besorgen und daß er Vorschläge machen mußte, wie die Sandebenen und Dünen im Departement Les Landes durch Bewaldung vor Ueberfluthung gesichert werden könnten. Einzelne Gemeinden wandten sich an ihn, wenn der Borkenkäfer die Nadelhölzer verheerte oder die Art das letzte Buschwerk an ihren Bergen abgetrieben hatte. Der Kanton Aargau vertraute ihm die Oberaufsicht über sämtliche Waldungen an. „Der Alpenwald“ (1804) verbreitete sich über die Vegetation des Hochgebirges und legte den Alpenbewohnern dringend ans Herz, die Wälder richtig zu bewirthschaften. Ein Lehrbuch, „Der schweizerische Gebirgsförster“ (1806), führte ein in die Forst- und Naturgeschichte, Forstwirthschaftslehre und Forstverfassungslehre und sollte für die Forstbeamten sichere Begleitung sein; ein Forstgesetz ordnete Saat und Schlag und sicherte einen naturgemäßen Ertrag. Der Aargau ging voraus in Vermessung und Aufnahme der Wälder, in der Eintheilung der Schläge, in der Regelung des Weidganges und der Holzberechtigungen und mancher Kanton folgte seinem Beispiele. Es lag nahe, daß nicht nur was der Boden trägt, sondern auch was er birgt, in diese Studien hineingezogen wurde. Der Berggrath Zschokke arbeitete daran, Bohnerz, Alabaster, Salz und Steinkohlen nutzbringend zu machen.

Dieses Glück, nach den unseligen Zeiten der Aufregung und Verwirrung in friedlicher Neugestaltung dem schwer geprüften Lande aufzuhelfen, ließ keine Verjüngung mehr aufkommen, nach glänzender Umgebung und geistreichem Spiel zu haschen. Karl von Bonstetten wollte durchaus, daß sein Freund in den Kreis der Frau von Staël trete und ihr ständiger Reisebegleiter werde, unter Bedingungen, welche lockend genug waren, manchen hochbegabten Mann in ihre Nähe zu bringen. Zschokke lehnte ab. Ebenso wenig vermochten neue politische Stürme ihn aufzustören. Als im August 1802 die Föderalisten die Unitarier überwältigten, die helvetische Regierung von Bern nach Lausanne flüchtete und Aloys Reding abermals meinte, die Schweiz gerettet zu haben, entzog er sich jeglicher Berührung durch Forstreisen im Schwarzwalde und Elsaß; Hüttenwerke, Holzflöße, Bergwerke hielten ihn fest und er freute sich, mit neuen Erfahrungen bereichert heimkehren zu können. Die berauschten Hotten, welche Viberstein durchschwärzten, erregten ihm Ekel vor dem so arg mißbrauchten Volke, und um seinen Freund Reding that es ihm leid, der in der Verkennung der wirklichen Verhältnisse immer tiefer in die Verblendung sich hineinverirrte. Auch von der Consulta, welche Napoleon nach Paris berief, blieb Zschokke fern. Aber er achtete das Mediations-

wert, welches in kluger Würdigung der Verhältnisse für lange Zeit Ruhe in die Gemüther und Handel und Wandel in richtigen Gang brachte.

Der stille Friede, welcher die segensreiche Arbeit begleitete, fand seine Weihe in dem ehelichen Glücke, welches Nanny Nüssperli brachte. Bichofke hatte sie schon früher in Basel gesehen, ohne sie zu kennen; in einem Konzerte in Aarau begegnete ihm das nämliche Gesichtchen wieder — und als er hörte, daß sie die Tochter des benachbarten Pfarrers in Kirchberg sei, waren Besuche selbstverständlich. Eine Reise nach den Pyrenäen unterblieb; ein Blitzstrahl, der in stiller Nacht ins Schloß fuhr und Bichofke's Nacken und Hüfte streifte, erschloß die besorgliche Liebe der ängstlichen Nanny. Als die Wohnung für das junge Paar neu und bequem hergerichtet war, führte der würdige Vater das Paar zusammen am 25. Februar 1805. Joh. Peter Hebel sandte seinen Gruß in einem Gedichte, dessen dritte Strophe hier folgen möge:

Und wenn er mittem öbedstern  
in d'heimet chunnt, was hätt er gern?  
's sött näumis an der hüstür stö,  
es sött em lieb eggege chö,  
und fründli säge: „grüeb di Gott,  
du liebe mä und Schwizerbott!“

Glückliche Ehen werden im Himmel geschlossen. Bichofke war es vergönnt, bis an sein Lebensende von seiner treuen Gefährtin unterstützt zu sein. Er preist sich im hohen Alter glücklich, zurückblicken zu können auf seine acht Söhne und die eine Tochter, welche unter seiner sorgfältigen Erziehung aufgewachsen, ehrenvolle Stellungen einnahmen oder auf eine würdige Zukunft sich vorbereiteten. Vier Knaben waren durch den Tod aus dem schönen Kranze herausgerissen worden.

Die Mediationsakte wurde von allen Vernünftigen als ein Erlösungswerk begrüßt. Aber nun galt es auch, das Volk derselben geneigt zu stimmen und dazu sollte wieder der „Schweizerbote“ dienen. Von Vater Rudolf Meyer dazu angeregt und durch die Unterstützung von Heinrich Kemignius Sauerländer, der von Basel nach Aarau übersiedelte, ermuntert, nahm Bichofke die im Jahre 1799 unterbrochene Arbeit wieder auf und führte sie über dreißig Jahre fort, trotz der mannigfachen Anfeindungen, durch welche der finstere Geist der Restauration in den Tagsatzungen und in den Kantonen von 1819 an das Blatt zu unterdrücken sich bemühte. Dann theilte sich Wieland mit ihm in die

Führung des Blattes; die letzten vereinzeltten Aufsätze von Zschotte's Hand erschienen im Jahre 1842. „Einfach, bildlich, in des belehrungsarmen Volkes Denkart einläßlich, Thorheiten verspottend, Vorurtheile untergrabend, freisinnig, ohne Herold einer Partei zu sein, Wahrheit und Recht bekennd, ohne durch höhrende Persönlichkeiten einen Gegner zu erbittern, begann ich damals das Volksblatt und setz' ich's unverdrossen über dreißig Jahre lang fort.“ Das Bewußtsein, daß er berufen sei, zum Volke zu sprechen, führte ihn auch zu einem Kalender, den er vier Jahre lang fortführte, bis andere Kalendermacher seinem Beispiele folgten. Sie kleideten ihre Ausgaben in würdigere Form und gewannen einen veredelnden Einfluß auf das Volk.

Zschotte blieb seinen Idealen des Guten, Wahren und Schönen treu; er war bestrebt, deren Gehalt in alle Verhältnisse einzugestalten, in welchen das Volk sich bewegte. Der „Schweizerbote“ wollte das Volk an die neuen Dinge gewöhnen, der Kalender wollte die Anschauungen des Volkes läutern, die „Stunden der Andacht“ brachten mancher bekümmerten Seele Trost, wenn sie zerشلagenen Herzens ihren Gott suchte. Schon frühe hatte Zschotte gelernt, die Religion aller der Beilagen zu entkleiden, welche sie zu den Religionen der Völker machte und ihm war gleich Lessing die christliche Religion nicht die Religion Christi. Diese einzig ist die wahre Weltreligion, die Selbstoffenbarung Gottes, in bewundernswerther Reinheit der Vollendung. Es schmerzt uns, wenn allerlei Bräuche und Meinungen die schlichte Natürlichkeit der Religion überwuchern, wir trauern, wenn in schwerbedrängter Zeit die Völker in Kirchen und Kapellen, Prozessionen und Wallfahrten Erlösung suchen und den erbarmenden Gott nicht finden. Als ganz Europa unter dem eisernen Scepter Napoleons seufzte, da schien es Zschotte, er sollte zur Linderung der Leiden und zur Ermuthigung der Bedrängten seine Hilfe bieten. Er ließ 1809—1816 ein wöchentliches Blatt ausgeben, „Stunden der Andacht“, führte darin die Familie in die stillen Freuden und Leiden, lehrte die Jugend sich selbst erkennen, zeigte Gott in der Natur, erschloß das Reich Jesu auf Erden und öffnete den Blick in die Ewigkeit. Sauerländer machte es möglich, daß die Blätter zu den billigsten Preisen ausgegeben wurden; sie wanderten in jede Familie deutscher Zunge, trotz aller Verkleinerung, mit welcher Protestanten und Katholiken ihnen entgegentraten. Erst spät erfuhr die Welt den Namen des Verfassers.

In frühern Jahrzehnten galt es als eine besondere Aufgabe der Freimaurer, religiöse Freiheit, soziale Erleichterung und politische Un-

parteilichkeit zu verbreiten und alle aufgeklärten Männer glaubten, sich dieser Gesellschaft anschließen zu müssen. Zschokke gehörte ihr schon seit der Frankfurterzeit an und wählte auch jetzt sie, um seinen humanen Gedanken Verbreitung zu verschaffen. Er und seine Freunde stifteten 1811 die Loge „zur Brudertreue“ in Aarau. Noch ehe die Vereinigung ins Leben trat, übernahm es eine andere Gesellschaft, in weitgreifendster Weise das Dasein der Menschen zu fördern. Der Gedanke Tscharner's, in Graubünden einen landwirthschaftlichen Verein zu gründen, erweiterte sich durch Zschokke zu einer Verbindung edelgesinnter Männer, welche Landwirthschaft und Industrie, Volksbildung und Wissenschaft in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen wollte. So entstand im nämlichen Jahre 1811 der Verein für vaterländische Kultur im Aargau. Von ihr aus ging die Errichtung der Hilfsgesellschaft für Aarau und Umgebung, der allgemeinen aargauischen Ersparnißkasse, von Sonntags- und Handwerkschulen, von Arbeitsschulen für Mädchen, der Taubstummenanstalt in Aarau, der naturforschenden und historischen Gesellschaft und mittelbar auch der Gewerbeschule in Aarau. Zschokke ließ nicht außer Acht, auch hier mit direkter Belehrung unter das Volk zu treten. „Das Goldmacherdorf“ (1817) fand seine Freunde in Frankreich, Italien und Rußland und lag auf allen Jahrmärkten neben den Volksbüchern von Till Eulenspiegel und der Genovese. „Die Brantweinpest“ (1837) war in Holland und Schweden wie in der Schweiz zu Hause.

War so für die nächsten Interessen der starken und schwachen, gesunden und kranken Mitmenschen gesorgt, so sollten auch diejenigen Männer herangebildet werden, welche, ohne gelehrten Berufsarten sich zuzuwenden, in den Stand gesetzt werden können, überall leitend und fördernd einzugreifen und aufzuhelfen. Zschokke errichtete den Lehrverein und führte denselben von 1819 bis 1830. Durch uneigennütziges Entgegenkommen und begeisterte Mitwirkung edelgesinnter Aarauer Bürger erlangte diese volksthümliche Akademie bald einen allgemein schweizerischen Ruf; viele der hervorragendsten Männer in Gemeinde und Staat, in Kirche und Schule, Gewerbe und Handel gedachten stets ehrfurchtsvoll der Zeiten, da sie zu Füßen Zschokke's gesessen haben. Als der getreue Mitarbeiter Troxler an die Universität Basel überging und die politischen Stürme eine neue Zeit verkündigten, hörten die Vorlesungen auf.

Zschokke hatte in Graubünden seine Thätigkeit damit begonnen, daß er dem Volke einen Spiegel der Vergangenheit vorhielt. Seine „Denkwürdigkeiten“ erhalten dadurch einen anziehenden Reiz, daß er auf die

Vorgeschichte zurückgreift und mit erschöpfender Umsicht die Bedingungen aufsucht, unter welchen ein Volk heranwächst. Neue Staaten waren entstanden, neue Reiche hatten sich gebildet; mächtig und vielverheißend stand Bayern da. Sollte nicht auch hier der neue Bau gefestigt werden durch den breiten Boden der Vorzeit? Zschokke wagte die Arbeit und unternahm mehrere Forschungsreisen ins Land. Er zeichnete das Bayervolk in seiner Vergangenheit und zeigte ihm seine Gegenwart; er lehrte es seine Väter ehren und seinen Fürsten lieben. Seine unerschütterliche Ueberzeugung schlug durch allen Born der Pfaffen hindurch und erwarb ihm den Dank des Volkes. („Bayerische Geschichte“ 1813—1818.) Als die unheimliche Reaktion die freie Entwicklung bedrohte, sollte unser Volk inne werden, wie der Geist der Geschichte freundlich weist bei den edeln Thaten der Väter, aber zürnend wegschreitet über den Starrsinn der Verblendeten. Zschokke schrieb im Jahre 1822 „Des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk“, ein Werk, das sich immer neuer Auflagen erfreut und zumal in Amerika die Erinnerung an die verlassene Heimath warm erhält. Die „Bayerische Geschichte“ fesselt uns durch den kraftgedrungenen Stil Johannes von Müller's, das Schweizerbuch wird uns lieb durch schlichte Einfalt der Sätze und die taktvolle Behandlung des Stoffes. Die „Miscellen für die neueste Weltkunde“ 1807—1813 und die „Uebersieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ 1817—1823 führen auf das große Theater napoleonischer Größe und europäischer Engherzigkeit.

Zschokke hatte im Jahre 1807 Biberstein verlassen und auf dem Main in Aarau eine Wohnung bezogen. Im Jahre 1818 siedelte er über in das von ihm erbaute Landhaus, welches er „Blumenhalde“ nannte und in welchem gegenwärtig der jüngste Sohn Olivier wohnt. Es liegt am südöstlichen Abhange des Hungerberges, fängt die ersten Strahlen der Morgensonne auf und führt den müden Blick des rastlosen Arbeiters nach den glänzenden Firnen der fernen Gletscher. Dieses Haus sollte von nun an das stille Heim des Friedens werden für die glückliche Familie, aber auch die sichere Zufluchtsstätte manches Verbannten, Zeuge manches hochehrenden Besuches. Hortensia, die entthronte Königin von Holland und ihr Schicksalsgenosse Gustav Adolf IV. von Schweden kehrten hier ein. General Rapp besuchte von Wildenstein aus seinen Nachbar und der thatendurstige Louis Napoleon brachte seinen letzten Gruß, ehe er die Hand nach dem Throne ausstreckte, der Grieche Capo d'Istria und der Spanier Cavanillas erzählten ihres Landes Noth, Rotteck und

Weffenberg beriethen über Zukunft von Staat und Kirche, Laube und Uhland erweckten die dichterische Stimmung — nur wenige Namen von den Unzähligen, welche, bittend und bietend aus- und eingingen und das Haus zur Stätte des Segens machten. Als Zschokke, an den Folgen eines hartnäckigen Schleinfiebers kränkelnd, im nassauischen Schlangenbade seine Gesundheit wiederherstellte, konnte er auf der Rückreise in Darmstadt, Heidelberg, Mainz sich überzeugen, daß seine Werke beim deutschen Volke freundliche Aufnahme fanden (1828). Gegen solche Anerkennung, die in ganz Europa widerhallte, konnte verstockte Verkennung nur vorübergehend mißstimmen, freilich dann oft auch mit großem Schmerze erfüllen. Der Oberst Voitel von Solothurn hatte mit dem großen Sprachforscher Andreas Schmeiler die pestalozzische Unterrichtsweise bei den Soldatenkindern in den spanischen Garnisonen eingeführt und sich stets des höchsten Ansehens erfreut, bis durch König Ferdinand IV. die Restauration wieder mächtig wurde. Die Regierung riß ihn aus dem Kreise der Seinen heraus und verdamnte ihn zu den Galeeren nach Ceuta, blos deswegen, weil das Bildniß Zschokke's ob seinem Schreibpulte hing (1829). Die Königin Christine schenkte ihm nach sechs Wochen Freiheit, Ehre und Rang wieder.

Auf einem Ausfluge in die Normandie hörte Zschokke aus dem Munde eines Diplomaten, was er bald wirklich erleben und was ihn wieder auf die politische Bühne bringen sollte. Allüberall lenkte die Staatsweisheit langsam in die ausgetretenen Geleise zurück; in der Schweiz erwachten wieder die alten Aristokratien und der junge Aargau, eine reine Schöpfung der Helvetik, zeigte gleiches Gelüste. Zschokke trat scharf gegen die Regierung auf, welche in selbstherrlicher Ungebundenheit sich über die bürgerliche Gleichheit wegsetzte. Es war eine nutzlose Rache, als sie den „Schweizerboten“ der Censur unterwarf; an der Stelle der gestrichenen Zeilen blieb das Papier unbedruckt; das Volk verstand diese stumme Sprache. Noch unwürdiger zeigte sich die Regierung; als Zschokke im Namen der Staatsrechnungskommission Bericht erstattete und den Mangel an weiser Sparsamkeit rügte. Sie setzte die Besoldung Zschokke's und einiger anderer Beamten herab. Zschokke anerbot sich, dem Staate unentgeltlich zu dienen, wenn die Mitglieder der Regierung auf den vierten Theil ihres Gehaltes verzichteten: der Beschluß der Regierung wurde nicht durchgeführt. Und doch gelang es den Begnern, wegen einer Einsendung in den „Schweizerboten“ Heinrich Zschokke zu veranlassen, daß er alle seine vielen Staatsstellen mit Ausnahme des Großrathsmandates niederlegte (1829).

Als in den Julitagen von 1830 der Thron der Bourbonen gestürzt wurde, ertönte auch in den Schweizerkantonen der Ruf nach Verfassungsrevision. Man forderte Trennung der höchsten Gewalten, Kontrolle, Aufhebung der lebenslänglichen Anstellungen, Verantwortlichkeit der Regierungsbehörden, Abschaffung erblicher Vorrechte, staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Freiheit der Presse, des Handels und der Gewerbe. Der Große Rath sollte nach einem Zeitraum von 12 Jahren neu bestellt werden; das Volk verweigerte die Wahlen. Die Regierung, durch Anzeichen bewaffneten Widerstandes erschreckt, ließ das Werk der Verfassungsrevision einem Verfassungsrathe übertragen; der Große Rath behielt sich aber vor, den Entwurf zu prüfen und zu ändern. Scholle hatte gewünscht, daß der Große Rath selbst die Revision vornehme; er war in Minderheit geblieben. Als aber der Große Rath die Aufgabe einem Verfassungsrathe übertrug, wollte folgerichtig Scholle dem Großen Rathe jegliche Einmischung entziehen — und er mußte zuhören, wie die aufgeregte Mehrheit in ungebundenstem Zorne über ihn herfiel. Das Volk brach los, es war am 6. Dezember 1830; Aarau wurde besetzt; der Große Rath widerrief; das Volk zog ab — und Scholle wurde Vicepräsident des Verfassungsrathes. Am 21. Februar 1831 begann die Arbeit: „Da saß ein sonderbares Gemenge von Insurgenten und grossenden Regierungsgliedern vor mir, Männer aller politischen Farben und aller Abstufungen geistiger Bildung. Man las in den Mienen eines Jeden die Entschlossenheit, auf dieser Arena für seine eigene Meinung mit aller Kraft den letzten Kampf durchzufechten. Es war der Kampf schlauer Aristokraten, stürmischer Radikalen oder gemäßigter Liberalen, steifer Praktiker und jugendlicher Theoretiker, rohen Priesterhaffes und frommer Dummgläubigkeit, spießbürgerlichen Ortsgeistes und großartiger Gemeinnützigkeit, ein Kampf, klug und thöricht, gewandt und unbeholfen geführt.“ An einem Tage, als Scholle den Vorsitz führte, beschloß der Rath: „nur ein geborner Schweizer darf ein Staatsamt bekleiden.“ Scholle stieg sofort von seinem Stuhle nieder und erschien nicht wieder in der Versammlung, auch dann nicht, als der Beschluß aufgehoben wurde. Die neue Verfassung fand die Billigung des Volkes, Scholle ließ sich wieder in den Großen Rath wählen, blieb aber von nun an jeder weiteren Staatsstelle fern.

In Basel hatte man die Verdienste Scholle's um die Beruhigung des Landes nicht vergessen. Als Stadt und Land sich schieden, öffnete er den „Schweizerboten“ den Bedrängten des Landes, während gleichzeitig die Herren der Stadt ihn um ihren Beistand baten. Der wohl-

meinende Rath, einstweilen bei gesondertem Haushalte Gerichts- und Polizeiwesen gemeinschaftlich zu verwalten, das Staatsvermögen ungetrennt zu lassen, allgemeine Angelegenheiten des Kantons und der Eidgenossenschaft gemeinsam zu behandeln, fand in der Stadt kein Gehör und der Bürgerkrieg konnte nicht mehr verhütet werden.

Als das Volk seine politischen Rechte zurück erobert hatte, begannen die Umtriebe des Klerus, die verlorene Stellung wiederzugewinnen. Die Jesuiten hatten sich in Wallis, Freiburg und Schwyz festgesetzt; in den Dörfern entstanden katholische Vereine; der Papst war jeglicher Unterhandlung unzugänglich. Die Regierungen sahen sich genöthigt, auf der Hut zu sein. Dazu gehörte freilich auch das Oberaufsichtsrecht über das Vermögen der Klöster, was um so dringender war, da die Gelder ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und zu staatsgefährlichen Zwecken verwendet wurden. Der Aargau bestellte eine Kommission, welche ein Verzeichniß des Vermögensstandes in Muri und Wettingen, Hermetschwyl und Gnadenthal, Maria-Krömmung in Baden und Fahr aufnehmen sollte. Bichofte gehörte derjenigen Abtheilung an, welcher die Benediktiner in Muri, die Nonnen gleichen Ordens in Hermetschwyl und die Cistercienserinnen in Gnadenthal zugewiesen waren. Er faßte die kulturgeschichtliche Aufgabe ins Auge und bemühte sich, aufgeklärte Mönche dafür zu gewinnen, daß eine Gewerbeschule angelegt werde für die katholische Schweiz und die angrenzenden Länder; er berechnete den Ertrag der Güter bei richtiger Bewirthschaftung, er berechnete die Kosten der Anstalt; er wies auf den Segen, der daraus dem Lande fließen würde, er rief die Geschichte zu Hilfe — die Stimme der Vernunft verhallte und die Aufwiegelungen dauerten fort. Ein Aufstand im Jahre 1835 konnte noch im Keime niedergeschlagen werden. Als aber im Jahre 1840 die Kantone Luzern, Solothurn und Aargau ihre Verfassungen einer neuen Durchsicht unterwarfen, schien auch für den Klerus der günstige Zeitpunkt gekommen zu sein, dem längst ersehnten Ziele näher zu kommen. Die Kirche sollte vom Staate gänzlich abgetrennt werden; der Kirche sollte aber auch der Unterricht zugeschrieben sein. Auch diesmal gab das Volk der neugestalteten Verfassung seine Zustimmung und die Ultramontanen sahen sich wieder getäuscht; auch diesmal brach der Aufstand zusammen, ehe er recht Boden fassen konnte. Am 11. Januar 1841 wurden die Freiämter bei Billmergen auseinandergesprengt und am 13. Januar beschloß der Große Rath die Aufhebung der Klöster. Bichofte sprach und stimmte dafür und bestätigte mit dieser letzten politischen That die ver-

söhnliche und ausgleichende Stimmung in gefährlich aufgeregten Zeiten und Länden, aber ebenso scharf die festgewurzelte Kraft der Ueberzeugung in den Augenblicken des Entschlusses. Er hörte noch von den regellosen Versuchen der Selbsthilfe, womit die Freischaaren den Herd jesuitischer Umtriebe ersticken wollten; der ferne Donner der Kanonen kündigte ihm an, daß die Stunden der Entscheidung sich naheten. Es sollte ihm aber nicht beschieden sein, die neue Schweiz zu erleben, welche sich auf den Trümmern der alten Bünde erhob. Eine Sommerreise nach Holland im Jahre 1843 brach die kerngesunde Kraft des Greises; Badekuren fristeten das kränkelnde Leben; am 27. Juni 1848 schloß der starke Geist die Augen.

Wie viel wäre noch zu schreiben von politischen und sozialen Schriften, von Aufsätzen und Reden, von Weltbetrachtungen und Selbstbekenntnissen, von Religion und Philosophie! Wie reich ist die Menge der Romane, Novellen und Erzählungen, womit Bichofke im anziehenden Gewande poetischer Gestaltung politische und sittliche, soziale und religiöse Aufklärung verschaffen wollte! Möge es einer kundigern Hand gelingen, den dichtenden Schriftsteller in die große Reihe derjenigen Geister einzufügen, welchen die deutsche Nation bleibende Verehrung zollt. Uns war es nur darum zu thun, an dem knapp gezeichneten Bilde ein Leben aufzubauen, das aus häuslicher Beengung, religiösen Zweifeln, wissenschaftlichem Drange heranzuwuchs zu einem fruchtthätigen Jüngling in Schrift und Wort, zu einem besonnenen Manne in Rath und That, zu einer überzeugungstreuen Kraft in Friede und Kampf.



anknüpfend an die Regierungsthätigkeit der einzelnen Abtissinnen. Leider sind die wichtigsten, ganze Jahrhunderte umfassenden Urkunden bei einem Brande im Jahre 1272 zerstört worden und für diese Periode muß ich mich lediglich auf die Traditionen verlassen. Im Uebrigen sind die vorhandenen urkundlichen Belege der Geschichte mit Gewissenhaftigkeit befragt und verwerthet worden.

Folgende Namen von regierenden Abtissinnen konnten aus dem vorhandenen Urkundenmateriale und den Traditionen erheblich gemacht werden:

### 1. Die Tochter Walthers, um das Jahr 540.

Deren Namen kann nicht angegeben werden. Ihr Vater soll ein begüterter Mann gewesen sein, der dem neuen Glaubensboten Fridolin bei seiner Ankunft auf der Insel, auf der heute Säckingen steht, verschiedene Grundstücke vergabte (522), zu dem Zwecke, um darauf ein Kloster zu erstellen. Nach des Chronisten Walthers Meldung soll Fridolin dieser Tochter Pathe gewesen sein und sie erzogen und nachher als Vorsteherin eingesetzt haben.

Durch die Vergabung des Landes Glarus, welche die beiden Brüder Urso und Vandoif als Lehensherren an das Stift machten, wuchs dessen Ansehen und war damit der Grund zu seiner spätern Machtentfaltung gelegt. Nach Walthers soll Fridolin auf Anordnung dieser ersten Vorsteherin in der Stiftskirche beigelegt worden sein.

Volle drei Jahrhunderte bleiben wir ohne Kenntniß von den Vorgängen in Säckingen. Erst 860 taucht eine urkundlich nachgewiesene Abtissin auf:

### 2. Bertha, Kaiser Karl des Dicken Schwester (860).

Sie soll von ihrem Vater, König Ludwig dem Deutschen, dem Stifte vorgelegt worden sein und wird als eine sehr fromme Frau geschildert. Durch ihr Gebet soll sie anläßlich eines großen Brandes, der im Hoflager ihres Vaters ausbrach, das Feuer von der Stiftskirche abgewendet haben. Sie lebte nach der Regel des hl. Benedikt und war gleichzeitig auch Abtissin im Frauenmünster zu Zürich. Ihr Todestag wird nach einem alten Sterbkalender des Gotteshauses Einsiedeln auf den 25. September 877 angegeben, welches auch eine Chronik des Klosters St. Gallen bezeugt.

Eine Urkunde Kaiser Karl III. nennt als Nachfolgerin der Bertha:

**3. Die hl. Richardis (878), jungfräuliche Gemahlin des Kaisers selbst.**

Diese war zugleich auch Stifterin des Klosters Andlau und starb den 18. September 893. Zu jener Zeit war es überhaupt gebräuchlich, diese Abtei nur an königliche Standespersonen zu vergeben.

Im Jahre 915 vergabte eine dem Namen nach nicht bekannte Abtissin zu Säckingen, wahrscheinlich eine Verwandte des hl. Beno, Abtes von Einsiedeln, dem Stifte Einsiedeln die schöne, dem Stifte Säckingen zugehörige Insel Ufenau im Zürchersee sammt Pfäffikon, Urikon und Meilen zu lebenslänglichem Genuß.

Um das Jahr 917 geschah der Einfall der Hungaren, wobei sich nach dem Chronisten Balthar ein gewisser Wenilo, ein Leibeigener, um die Rettung der Gebeine des hl. Fridolin besonders verdient gemacht haben soll. Im Jahre 925 wurden die Hunnen durch den Frickthaler Edelmann Irmingar, dessen Burgstall bei Schupfart gestanden haben soll, auf dem Sözler Felde geschlagen. Säckingen ward damals auch als Ort des hl. Kreuzes benannt und zwar wahrscheinlich wegen eines Stückes des hl. Kreuzes, welches Königin Mathilde, Heinrich I. zweite Gemahlin, dahin vergabt haben soll und das sich noch im Kirchenschatz befindet.

Aus dem Jahre 965 begegnen wir einer Urkunde, wonach eine ungenannte Abtissin von Säckingen mit Kaiser Otto dem Großen einen Tausch abschließt und gegen nunmehrige definitive Abtretung der Insel Ufenau an das Kloster Einsiedeln die Ortschaften Schänis und Wesen mit dem Zoll und der Schifffahrt auf dem Wallenstatter See erhält.

Daß im X. Jahrhundert fortwährend Abtissinnen in Säckingen regiert haben, erhellt daraus, daß die Familie Tschudi von 901 an bis in's XI. Jahrhundert von denselben immer mit dem Meyeramt zu Glarus belehnt wurde. Ein gewisser Johann Tschudi wurde im Jahre 906 von König Ludwig in den edlen Stand erhoben.

Unter der 4. Abtissin

**Bertha II.**

bekannt am 29. März 1029 ein Rudolf Tschudi das Meyeramt von derselben zu Lehen empfangen zu haben. In der Urkunde werden als lebende Regenten angeführt: Papst Johann XX., Kaiser Konrad II., Wermann, Bischof von Konstanz, Ernst, Herzog von Alemannien, sowie als Zeugen

die edeln Herren Hermann von Wessenberg, Rudolf von Bülstein und Arnold von Mandach, freie Leute und Vasallen des Stiftes zu Säckingen, wie auch Leutpriester Berchtold von Laufenburg. In einer andern Urkunde über die Grenzstreitigkeiten des Landes Glarus mit dem Lande Uri, welche der Graf Rudolf von Rheinfelden, Herzog in Schwaben, im Jahre 1063 im Auftrage Kaiser Heinrich IV. ausfertigte, werden als Kastenbögte des Stiftes genannt die Grafen von Lenzburg und Baden.

Aus einem andern Reversbriefe der Familie Tschudi wurde das Meyeramt von einer Abtissin

### 5. Gutta (Gertrud)

den 25. Februar 1128 an Heinrich von Glarus, genannt Tschudi, übertragen. Zeugen waren die edeln Herren Heinrich von Krenkingen, Rudolf von Guttenburg und die freien Männer Runo Truchßß von Rheinfelden, Heinrich von Togern und Ulrich von Bernau.



Unter den Abtissinnen des XII. Jahrhunderts finden wir

### 6. eine Herzogin von Schwaben (1140),

wahrscheinlich eine Schwester des Herzogs Konrad. Obschon ihr Amtsantritt nicht bekannt ist, so dürfte sie, wenn sie eine Schwester Konrads gewesen, ihre Amtswürde schon vor der Mitte des XII. Jahrhunderts angetreten haben.

Ebenso wenig Bestimmtes finden wir über die von Seb. Münster angeführte Abtissin

### 7. Gräfin von Homberg,

die um das Jahr 1173 regiert haben soll. Zu jener Zeit zog Kaiser Friedrich I. mit einem großen Gefolge nach Säckingen, um nach dem Absterben der Grafen von Lenzburg die Vogtei des Landes Glarus im Einverständniß mit der Abtissin seinem vierten Sohne Otto zu übertragen. Die Kastenvogtei über Säckingen erhielt der damalige Graf Albrecht von Habsburg und wurde damit die Verbindung des habsburgischen Hauses mit dem Stifte Säckingen eingeleitet.



Als 8. Abtissin wird genannt:  
eine Dame aus dem Hause

### von Fonteney (1180).

Dieses Geschlecht wird von Seb. Münster als von Fontine, von Buzelin als von Fontenay, und von Bruschius als von Fonteneig bezeichnet. Der letztere Name stimmt mit dem Jahrzeitenbuch des Stiftes überein, in welchem ihr Jahrestag auf den 7. Juni angesetzt ist. Sie hinterließ ein Gut zu Kuzen bei Schliengen als Stiftung. In einer Urkunde vom 30. August 1196 bestätigt diese Abtissin den Sohn des Kaisers Friedrich, Otto, Pfalzgraf in Burgund, als säckingischen Vogt über Glarus.





Gleiche Bewandtniß bezüglich des Geschlechtsnamens hat es mit der 9. Abtiffin:

von Henningen (1200).

Jedenfalls ist dies ein schwäbisches Geschlecht, das noch bis in's XVI. Jahrhundert blühte und verschiedene Namen von Bedeutung aufzuweisen im Falle war. Wenn diese Abtiffin zu Anfang des XIII. Jahrhunderts zu Säckingen regiert hat, so ist es unzweifelhaft diejenige, die ohne Unterzeichnung ihres Namens im Jahre 1207 dem Grafen Rudolf von Habsburg, Sohn Albrechts, des ersten Schirmvogts über das Stift aus diesem Hause, die Stadt Laufenburg mit

gewissen Bedingungen zum Lehen erteilte.

Die 10. Abtiffin

**Elisabeth I.**

wird uns aus einer Urkunde der Tschudi vom Jahre 1220 bekannt, aus welcher hervorgeht, daß Heinrich von Glarus das Meyeramt daselbst mit Einwilligung der genannten Abtiffin an seine Kinder sammt dem Schlosse Greplang (bei Wallenstadt) und andern Gütern vertheilte. Das Lehen des Meyeramtes fiel seinem Sohne Rudolf IV. zu. Zu dieser Zeit war es schon Sitte geworden, die Abtiffin, wenn sie sich in's Land Glarus verfügte, festlich zu empfangen und gastfrei zu halten.

Der obgenannte Graf Rudolf von Habsburg hinterließ zwei Söhne, welche im Jahre 1232 die Erbschaft unter sich theilten: Albrecht bekam Windisch und die Raftenvogtei Säckingen, Rudolf aber das Lehen von Laufenburg, wo er seine Wohnung nahm. Albrecht starb 1240 und hinterließ nur einen Sohn, Rudolf, den nachherigen römischen König, welcher Raftenvogt von Säckingen verblieb.

## 11. Willebergis (1240),

deren Geschlechtsname uns ebenfalls nicht bekannt ist, macht in der Geschichte nur wenig von sich reden. Außer einigen Streithändeln, die sie zwischen dem Ritter Rudolf von Windisch wegen des Sernftthales im Lande Glarus zu schlichten bemüht gewesen, ist nur zu verzeichnen, daß unter ihr der Meyer Rudolf Tschudi im heiligen Lande 1242 gestorben und sie den Nachfolger Rudolf den Jüngern beauftragte, das Urbarbuch über die Einkünfte des Landes Glarus zu fertigen.

Als Nachfolgerin der Willebergis wird genannt:

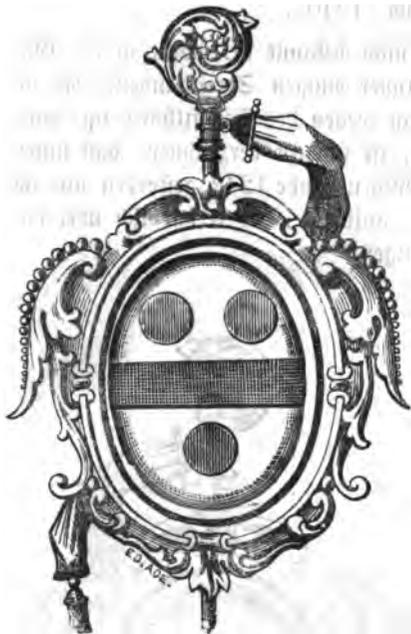
## 12. Anna, Gräfin von Pfirt (1253).

Diese übertrug das Meyeramt zu Glarus dem Ritter Diethelm von Winded und bestätigte dies zum größten Aerger der Familie Tschudi wie des Landes Glarus im Jahre 1256.

Papst Alexander IV. erließ um das Jahr 1258 eine Bestätigungsbulle aller Freiheiten der sog. Spitalbrüder zum Bruderhof in Säckingen.

Im Jahre 1272 legte ein Brand nicht allein die Stadt, sondern auch Stift und Kirche vollständig in Asche; ja sogar die Särge, worin die Gebeine Fridolins ruhten, wurden von den zerstörenden Flammen verlest. Alle Schriften und Urkunden gingen dabei verloren, so daß bis zu jener Zeit alle historischen Nachrichten eigentlich fehlen. Der Sarg Fridolins wurde durch die Äbtissin nach dem Schloß Habsburg-Laufenburg gebracht, wohin sie sich zu dem Grafen Eberhard mit dem Kapitel gerettet hatte.





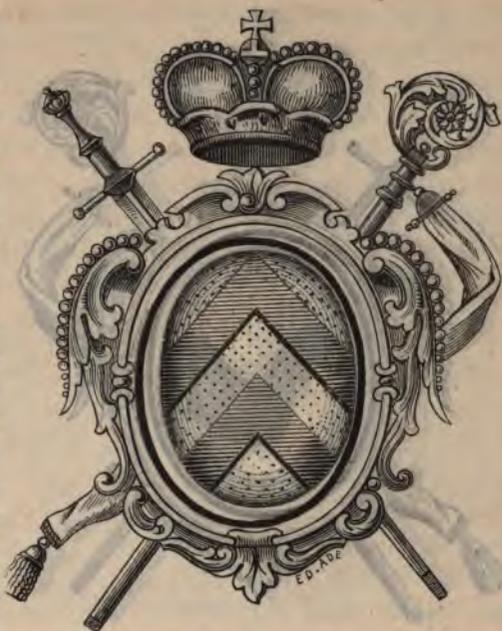
### 13. Anna II. von Meßenberg (1287)

war gleichzeitig auch Äbtissin von Märslingen und Remiremont. Ihre Sorge ging dahin, wieder ein neues Münster aufzurichten, sie erwarb sich zu diesem Zwecke von einer Anzahl hoher geistlicher Würdenträger einen Gnadenbrief für alle, die etwas dazu beitragen würden (1295). Um das Jahr 1296 nahm Herzog Albrecht die dem Stifte einverleibten Pfarreien und diejenigen Pfarrherren, welche zu Säckingen wohnten, in seinen besondern Schutz. Es waren dies die Kirchenherren von Murg, Mholingen, Mettau, Hornussen; Sulz, Rheinsulz und Zuggen. Die Äbtissin starb 1306.

Es ist aus mehrfachen Muthmaßungen anzunehmen, daß zwischen dieser und der nächstfolgenden Äbtissin ein kurzes Interregnum bestanden, denn eine Urkunde von 1291 macht Meldung von einer Adelheld von Kaiserstuhl, Kanonissin zu Säckingen, die den lehnbaren Zehnten von Othmarsingen, Hendschikon und Dottikon um 102 Pfund und einer jährlichen Abgabe von 10 Mütt Roggens an einen gewissen Arnold Truttmann von Bern verkaufte und erst die nachfolgende Äbtissin hat 1307 diesem Truttmann die Erlaubniß ertheilt, diesen Zehnten seinem Sohne Marquard und dessen Kindern zu übergeben.

#### 14. Elisabeth von Süssnang (1306).

Zu Jahre 1307 wurde diese Dame von Kaiser Albrecht I. in den Reichsfürstenstand erhoben (die Urkunde wurde in Rheinfelden ausgestellt), mit den Regalien investirt und in der vollkommen freien Verwaltung ihres Fürstenthums bestätigt. Nach dem Tode Albrechts, der den 1. Mai 1308 ermordet wurde, erhielten seine beiden Söhne von der Fürstin das Meyeramt über Glarus. Um diese Zeit verbanden sich die Länder Uri, Schwyz



und Unterwalden gegen Oesterreich; Glarus, das ebenfalls wegen des Drucks seiner Lehns Herren unzufrieden war, sich aber doch nicht gegen die Eidgenossen verwenden lassen wollte, erhielt einen fremden Pfleger in der Person des Grafen Friedrich von Toggenburg. Durch die Niederlage am Morgarten den 15. November 1315 erlitt Säckingen einen bedeutenden Stoß, indem dadurch der Weg zum Verlusste von Glarus gebahnt wurde, während es gerade zu dieser Zeit zum höchsten Ansehen gelangte: die Kirche war schon 1276 fertig gestellt worden und nach und nach wurden 40 Häuser zu Wohnungen ebenso vieler Stiftsdamen um dieselbe herum erbaut. Die Fürstin errichtete für ihren, sowie für ihrer Nachkommen Aufenthalt ein herrliches Gebäude, das mit dem Namen „zum alten Hof“ belegt wurde. Die Wallfahrt zum hl. Fridolin nahm sichtlich zu und zur Vermehrung des Ansehens des Heiligen stiftete die Fürstin für dessen Altar 40 Mark Silbers und gestattete die Errichtung einer neuen Kaplanei zur hl. Elisabeth, die von einem Rektor von Buzgen gestiftet worden. Der Tod setzte ihrer zwölfjährigen Thätigkeit ein Ziel den 3. Juni 1318.



15. Adelheid von Villigen  
(1318),

die zweite Fürstabtissin, entstammt dem Ministerialengeschlecht, das seinen Sitz auf dem Schloß Bessersstein über dem aargauischen Dorfe Villigen an der Aare hatte. Da das Stift mit Damen überseht war, so daß sie sich kaum standesgemäß unterhalten konnten, erließ die Fürstin eine Verordnung, wonach die Damen die Zahl 25 nicht übersteigen sollten, eine Bestimmung, die von Rudolf von Montfort, Bischof von Konstanz, bestätigt wurde.

Zur damaligen Zeit erhielten die Glarner einen neuen Landvogt in der Person des Hermann von Landenberg und als seine Nachfolger die Edlen von Hallwyl, von Kottenstein und von Stadion. Herzog Otto bestätigte den Schutz über die sechs dem Stifte einverleibten Pfarreien im Jahre 1330 den 1. März zu Säckingen selbst, nachdem die Fürstin bereits mit Tod abgegangen war.

Durch Mißbrauch der weltlichen Gewalt wurde trotz der Gegenwart des Herzogs eine gewisse

**Jonatha von Damarlin**

als Fürstin gewählt. Bischof Rudolf von Montfort stellte darüber eine Untersuchung an und veranlaßte auf den Ausspruch der Untersuchungskommission hin die Jonatha, ihren Rechten zu entgehen. Der grob Verstoß gegen alle Statuten und Bräuche gab dem Bischof Veranlassung das Kapitel zu Säckingen des Wahlrechts für verlustig zu erklären und sich als geistlicher Oberer selbst die Befugniß zuzuerkennen, dieses Recht in eigener Person auszuüben. Nach gepflogenen Rath ernannte er die Domfrau:

**16. Agnes von Brandis**

(1330)

zur Fürstabtissin. In dieser Ernennungsurkunde vom 27. November 1330 wird das Stift Säckingen ein weltliches genannt. Da in Folge langwieriger Uneinigkeiten und Rechts- händel die Finanzen des

Stiftes bedeutend zu- sammengeschmolzen waren, wozu auch noch die außer- ordentlich üppige Gast- haltung beigetragen haben mag, vergabte der Bischof dem Stifte den Zehnten und die pfarrlichen Gefälle zu Ulm und Rendschen, da- mit die Fürstin ihre Würde standesgemäß wieder behaupten konnte.



Im vierten Jahre ihrer Regierung brannten Kirche und ein Theil des Stiftsgebäude abermals nieder.

Zur Aeuferung der Mittel des Stiftes verleihte Papst Benedikt XII. demselben die Kirche zu Schwörstadt ein und Johann Senn von Münsingen (1335—1365), Bischof von Basel, vereinigte die Kirche zu Mettau mit demselben.

Im Jahre 1337 brannte der Flecken Glarus vollständig nieder, wobei alle werthvollen Urkunden und Freiheitsbriefe ein Raub der Flammen wurden. Ein Gesuch der Glarner um Erneuerung der alten Freiheiten wurde von den Herzogen von Oesterreich abgelehnt, was nicht wenig die Erbitterung der Glarner gegen die Oesterreicher vermehrte. Auch die Fürstin zeigte sich nicht besonders großmüthig, dagegen gestattete sie, die Filialkirche zu Schwanden in eine Pfarre umzuwandeln.

An Streitigkeiten zwischen Stift und Stadt Säckingen fehlte es selten, so daß oft höhere Vermittlung eintreten mußte. So war es Königin Agnes, die in der Mitte des 14. Jahrhunderts einen Streit beilegte, nachdem 1340 das Kloster zu St. Klara gestiftet worden war.

Die Fürstin Agnes von Brandis betrieb den Neubau des Münsters auf das Eifrigste und vergabte dazu 12 Mark Silbers, was bei Niklaus von Hettlingen, Pfarrer und Chorherr daselbst, sowie bei verschiedenen Chorherren und Kaplänen gute Nachahmung fand. Papst Klemenz VII. bestätigte in seiner Bulle vom 30. September 1344 Säckingen ebenfalls als ein weltliches Stift und die Damen als weltliche Kanonissinnen. Des Fernern ertheilte er zur Bestreitung der Baukosten der Kirche die Einkünfte der Pfarrkirchen von Ober-Säckingen und Säckingen.

Die Fürstin starb den 11. November 1349.

#### 17. Anna Gräfin von Thulen (1351—1355),

entstammt einer unbekanntem gräflichen Familie. Im Anfang ihrer Regentschaft entbrannten die Kriegsflammen zwischen Herzog Albrecht von Oesterreich und den Eidgenossen und besetzten letztere das Land Glarus und vertrieben den Landvogt Walther von Stadion aus Näfels nach Weesen. Am 2. Februar 1352 wollte er das Land zurückerobern, wurde aber dabei erschlagen. Obschon Kaiser Karl IV. die Glarner veranlassen wollte, den Bund mit den Schweizern einzugehen, zogen sie vor, einstweilen mit Albrecht einen Waffenstillstand abzuschließen.

#### 18. Margaretha von Grünenberg

kommt erstmals in einer Urkunde vom 1. August 1356 vor. In Gegenwart des Herzogs Rudolf von Oesterreich ließ sie die Särge des hl. Fridolin eröffnen, worüber eine Urkunde aufgerichtet wurde, 1357 am nächsten Tag vor St. Thomas, diese Originalurkunde wurde früher in dem sog. silbernen Meßbuche, oder vielmehr in der silbernen Kapsel, in welcher nach altem Gebrauch das Evangelienbuch umgetragen wurde, auf-



bewahrt. Nach dieser Urkunde wurden die Gebeine beschrieben: das Haupt mit zwei Zähnen, sechs große gleiche Gebeine, drei ungleiche Gebeine, zwei abgerissene Wirbel, neun Rippen, vier Schulterbeine, ein Rückgratstück, vier Wirbel nebst andern kleinen Stücken.

Unter der Regierung Margarethas von Grüenberg wurde das nun fertige Münster mit großem Gepränge durch Bischof Heinrich von Brandis von Konstanz eingeweiht. Zum ersten Male ging das große Meyeramt von Säckingen an die Edlen von Schönau über, mit welchen das Stift Gefällgerechtigkeiten wegen einen Vertrag abschloß. Unter Margaretha wurden ferner die Verhältnisse zwischen Säckingen und Glarus genauer geregelt. Die Pfarrei zu Glarus wurde in Anbetracht der vielen Drangsale, die durch die Schweizerkriege entstanden, dem Stifte gänzlich einverleibt (1365). Mit Glarus schloß die Abtissin 1371 einen verlängerten Waffenstillstand ab und sprach die Glarner von allen rückständigen Abgaben los. Sie erließ ferner eine neue Gerichtsbarkeit. Ihrerseits stellten die Glarner die Bedingung, daß, wenn die Fürstin nicht alle vier Jahre das Land besuche, sie keinerlei Verpflichtungen an dieselbe zu leisten hätten.

Das Ableben der Fürstin wird auf 1380 angegeben.

#### 19. Anna von Hohenklingen (1380).

Im Glarnerland war es zum Krieg mit den Herzogen von Oesterreich gekommen. Die Oesterreicher wurden bei Weesen geschlagen, eroberten daselbe aber den 13. Februar 1388 wieder zurück. Glarus wurde zu einem Frieden gezwungen und verlangte man von ihm vollständige Unterwerfung und Entfagung von jedem fremden Bunde. Die darauf folgende Schlacht von Käfels (9. April 1388) fiel zu Gunsten von Glarus aus



und waren die Oesterreicher genöthigt, Weesen wieder zu räumen. Es erfolgte nunmehr ein siebenjähriger Waffenstillstand mit Herzog Albrecht (13. August) und wurden die Glarner von da ab in den Schweizerbund aufgenommen. Wie diese nun von Oesterreich frei waren, so wollten sie auch von der Botmäßigkeit des Stiftes Säckingen frei sein und ersuchten ihre Bundesgenossen — die Zürcher —, die Sache mit dem Stifte Säckingen zu ordnen. Man verständigte sich im Jahre 1393 dahin, daß Glarus 92 Pfund für rückständige Einkünfte und 32 Pfund für die laufenden zu bezahlen hatte, was die Fürstin mit einer Urkunde quittirte. Erst zwei Jahre später (1395) erfolgte der gänzliche Auskauf, aber um  $\frac{1}{3}$  weniger als der Anschlag von 1393 betrug, und so ging dem Stifte eine der ersten und größten Besitzungen verloren.

Noch besaß das Stift die Herrschaft Laufenburg; diese hatte damals Graf Johann von Habsburg, der letzte seines Stammes, wie auch die Vogtei im Sulzthal und zu Ittenthal (1399) zu Lehen. Nach dessen Tode im Jahre 1408 gab die Fürstin dem Herzog Friedrich von Oesterreich und seinen Brüdern nicht allein Laufenburg und die Vogtei Säckingen, sondern auch das Meyeramt Glarus nebst andern Besitzungen zu Lehen. Graf Rudolf von Hochberg und Rötteln bekennet in demselben Jahre, daß die Fürstin für alle hohen und niedern Gerichte in dem Dorfe Stetten, außer den Sachen, die an Leib und Tode gehen, zuständig sei. Kaiser Sigismund erneuerte durch einen Gnadenbrief im Jahre 1417 alle Freiheiten des Stiftes.

Die Fürstin beschloß ihr Leben den 28. Januar 1422.



20. Margaretha von  
Bussnang (1422)

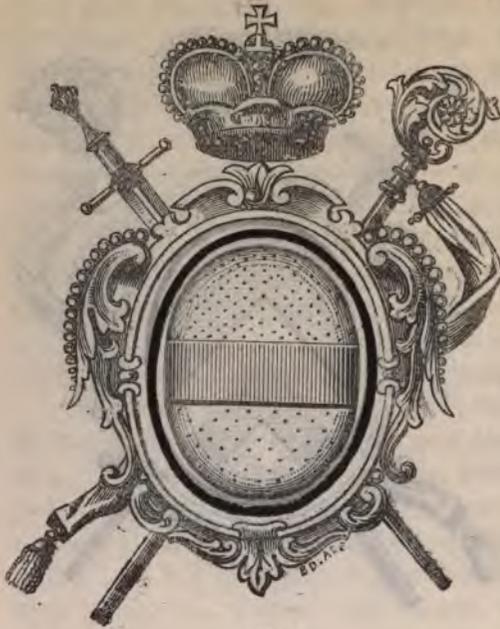
starb schon nach einer ein-  
monatlichen Regierung.



21. Johanna von Hohen-  
klingen

ging aus der Wahl hervor  
den 22. September, als  
am St. Moritzen-Tag 1442.  
Durch eine Urkunde vom  
Jahre 1427 verordnet sie  
im Einverständniß des Ka-  
pitels, daß die Stifts-  
damen über ihre Verlassen-  
schaft auf gewisse Weise  
verfügen konnten, was auch  
durch den Bischof Otto  
von Hochberg in Konstanz  
und Herzog Friedrich von  
Oesterreich anno 1429 be-  
kräftigt wurde. Sie starb  
nach zehnjähriger Regie-  
rung im Jahre 1432.





**22. Anastasia  
von Geroldseck (1432)**

wurde als solche Ende Februar 1432 zur Fürstin erwählt, starb aber wie Margaritha von Buznang nach kaum einer Monat langen Regierung den 19. März.



**23. Agnes Gräfin von Sulz  
(1432).**

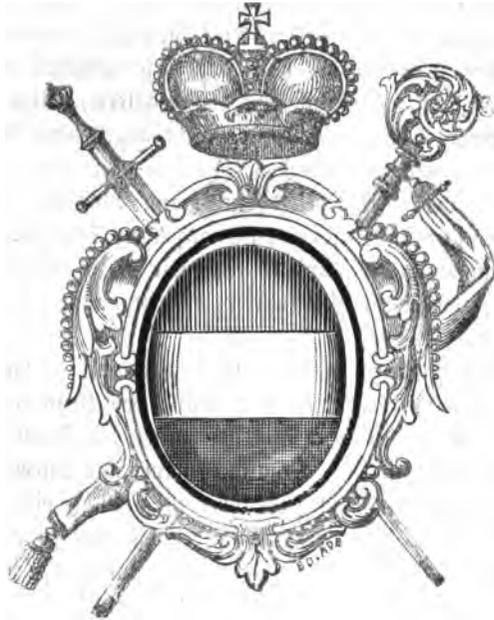
Bei der Wahl dieser Fürstin waren nur noch vier Stiftsdamen zugegen, wobei jede dieser Damen jeweilen eine Freundin wählte, bis endlich die vier Chorherren, die alle auf Agnes von Sulz abstellten, den Ausschlag gaben. Somit wurde sie mit fünf Stimmen zur Äbtissin erkoren. Obgleich sie das für diese Würde gebotene Alter noch nicht besaß, wurde sie von Bischof Otto von Hochberg von Konstanz durch

eine Urkunde vom 13. Mai 1442 dennoch als solche bestätigt. Sie hatte ziemlich schwere Zeiten durchzumachen. Der Krieg durchzog abermals die säckingischen Lande, der großen Standhaftigkeit dieser Fürstin ist es aber vornehmlich zu verdanken, daß die von den Baslern, Bernern und Solothurnern mit einer Stärke von 6000 Mann angehobene Belagerung nach 20 Tagen wieder aufgehoben wurde. (In jene Zeit fiel auch die Schlacht bei St. Jakob, über welche ein Hauptmann Thüring von Hallwyl im Auftrage des Kaisers im Stifte einen eingehenden Schlachtbericht verfaßte.)

Mit Zustimmung des Kapitels errichtete die Gräfin von Sulz 1458 neue Statuten, vorzüglich in Betreff der Aufnahme der Damen und Chorherren.

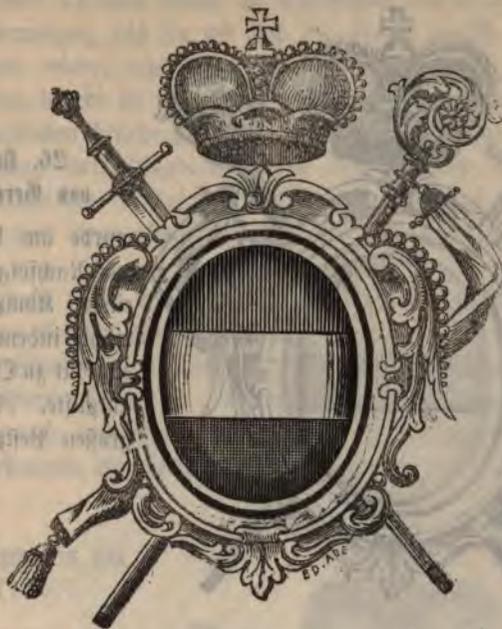
Das durch den Krieg in seinen Existenzmitteln geschwächte Stift erhielt von Kaiser Sigmund die Einverleibung des Bruderhofes zu einiger Entschädigung. Ueberdies beschenkte der Kaiser die Stadt 1467 mit den Gerichten, dem Fischzoll, dem Schultheißenamt und andern Freiheiten.

Obchon die Fürstin während ihrer Regierung viel Mißgeschick zu bestehen hatte, so war ihre Verwaltung dennoch eine so vortreffliche, daß sie die im Jahre 1480 durch die Ueberschwemmung des Rheins sehr beschädigte Rheinbrücke aus Stiftsmitteln wieder in den vorigen Stand zu stellen vermochte. Außerdem ließ sie die Abtei zur fürstlichen Wohnung herstellen. Buzelin lobt sie wegen ihres hohen Verstandes und ihrer Klugheit, welcher Geistesgaben wegen sie in wichtigen Fällen von der Nachbarschaft oft zu Rathe gezogen wurde. Sie blieb 52 Jahre lang Vorsteherin und starb im 75. Lebensjahre den 6. Februar 1484.



#### 24. Elisabeth von Falkenstein

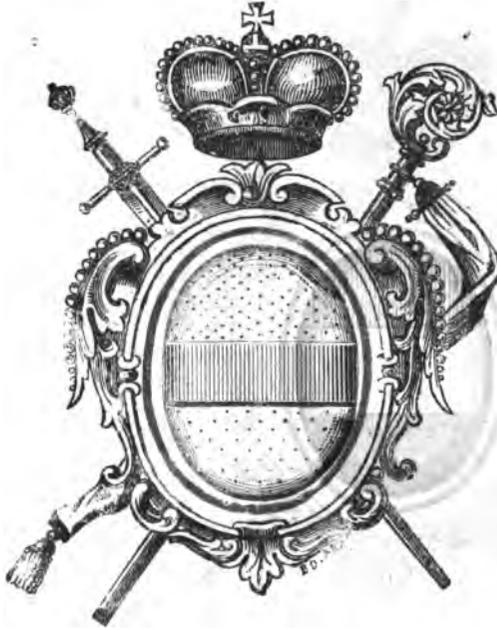
wurde den 11. Februar 1484 zur Fürstenwürde erhoben und den 25. April 1485, am St. Markus-Tag, feierlichst durch den Weihbischof eingesegnet. Ihre Regierung war keine glückliche. In Folge von Streitigkeiten litten Zucht und Ordnung im Stifte bedeutend Noth und kam es dabei so weit, daß der Bischof Hugo von Landenberg von Konstanz die störrige Abtissin mit dem Bann belegen mußte. Sie appellirte nach Rom. Kaiser Maximilian I., der bei Gelegenheit eines Friedensschlusses mit den Schweizern in Basel war, bemühte sich erfolglos den 22. September 1499 in Säckingen selbst, mit der Fürstin diesen Streit zu schlichten, worauf die Fürstin veranlaßt wurde, ihre Würde niederzulegen, was gegen eine jährliche Pension von 100 rh. Gulden den 21. Februar 1508 stattfand. Sie lebte noch bis zum 19. November 1520.



### 25. Anna von Falkenstein (1508)

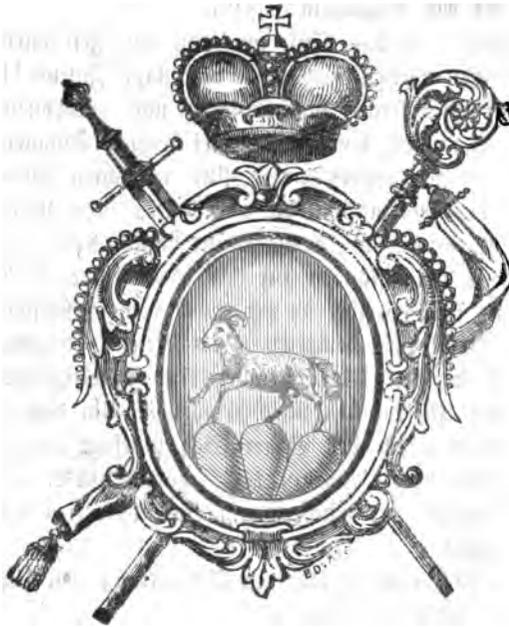
ist die Schwester der Vorigen. Da das Stift im Laufe der Zeit durch die vielen Kriege große Einbußen erlitten, erwarb sie von Papst Julius II. 1509 die Einverleibung der Pfarrkirche zu Hornussen und verordnete, daß die sog. „Herrenstube zur Linde“, sowie das dabei liegende Schützenhaus zur Unterhaltung des ewigen Lichtes einen Zins entrichten sollen. In ihre Regierungszeit fällt die Reformation, die aber wegen ihres standhaften Auftretens bei den Bürgern von Säckingen und Laufenburg keinen Anklang fand. Gleich andern Reichsständen auf den 1. November 1520 zum Reichstage nach Worms berufen, ließ sie sich durch den Fürstbischof von Basel, Christoph von Utenheim, vertreten. Auf diesem Reichstag ertheilte der Kaiser dem Stifte den 14. Dezember eine Bestätigungs-urkunde aller bisher demselben zuerkannten Reichsfreiheiten. Um den erlittenen Schaden, der der Abtei durch den Bauernkrieg zugefügt wurde, einigermaßen zu ersetzen, erwarb die Äbtissin 1531 vom Bischof von Basel, Philipp von Gundelfingen, die Einverleibung der Pfarreien von Wegenstetten, Sulz und Zuzgen.

Sie beschloß ihr Leben nach einer 26jährigen Verwaltung voll Unruhe und Gefahren den 23. Februar 1534.



**26. Kunigunde  
von Geroldsch-Sulz**

wurde am 1. Juni 1534 zur Nachfolgerin in Folge eines Kompromisses gewählt, indem sie dem Stifte ein Gut zu Ober-Säckingen ankaufte. Sie starb im großen Pestjahre 1543.



**27. Magdalena von Hausen  
und Krausperg (1543).**

Bei ihrer Wahl, die den 22. Juni erfolgte, waren nur noch zwei Damen und drei Chorherren zugegen. Die neue Fürstin wurde vom Papste wegen ihres anfänglich standhaften Verharrens beim katholischen Glauben besonders belobt; bald nachher schlug sie diesem Lobe öffentlich in's Gesicht, indem sie sich mit ihrer Nebenschwester in Freiburg heimlich als Anhängerin der lutherischen Lehre bekannte. Ihr Mittelsmann,

ein gewisser Helfer Thoman Keimer zu Schoppsheim, bestärkte sie derart in ihren Unternehmungen, daß sie mit ihm die Flucht ergriff, aber auf Befehl des Kaisers wieder eingeholt wurde. Nur auf die Fürbitte ihrer Adelsverwandten wurde sie wieder auf freiem Fuß belassen, sie mußte jedoch ihrer fürstlichen Würde gegen die Pfründe einer Chorfrau verzichten. Zehn Jahre lang hielt Magdalena diese beschränkende Lebensart aus, aber als ihr 1558 eine Badefahrt bewilligt wurde, floh sie nach Basel und heirathete dort ihren alten Freund Keimer, mit dem sie in der Fremde verscholl.

Um das Jahr 1548 war das Stift aller Damen entblößt und stand in der äußersten Gefahr, ganz einzugehen oder in ein Chorherrenstift umgewandelt zu werden. Durch besondere Anstrengungen Kaiser Ferdinand I., sowie des Christoph Metzler von Andelburg und des umliegenden Adels gelang es den noch vorhandenen Chorherren, in Ermanglung einer einheimischen Vorsteherin eine fremde zu gewinnen in der Person der

### 28. Agatha Hegenzerin von Wasserstetzel (1550).

Diese war eine Tochter des kais. Raths und Landvogts Melchior Hegenzer von Wasserstetzel und ging den 13. September 1550 einhellig aus der Wahlurne hervor. Sie gehörte dem Predigerorden zu St. Katharinenthal bei Diesenhofen an, der sich ebenfalls nur aus adeligen Geschlechtern des Hegau und der Stadt Schaffhausen ergänzte. Um Vorsteherin des weltlichen Damenstiftes zu werden, ertheilte Papst

Julius III. ihr am 12. Juni 1556 den päpstlichen Dispens. Mit Recht darf dieser Abtissin der Name einer zweiten Stifterin beigelegt werden, denn sie



bereinigte vielerlei Mißverhältnisse mit Nachbarn und Unterthanen, verbesserte das alte Stiftsgebäude und machte sogar den Plan zu einem neuen. Mit den Fischern zu Laufenburg ordnete sie 1567 auch einige längst hängende Streitigkeiten und mit dem Stiftsverweser Johann Jakob von Schönau hatte sie nicht ohne Schwierigkeiten eine neue Rechnung aufgestellt; endlich belehnte sie ihn auf's Neue im Jahre 1569 mit dem großen Meyeramt. Zwar gerieth sie mit dem Markgrafen Karl II. von Baden wegen der Glaubensänderung in Stetten in Zwist, blieb aber dabei wider alle Neuerung fest. Sie starb am 21. März 1571.

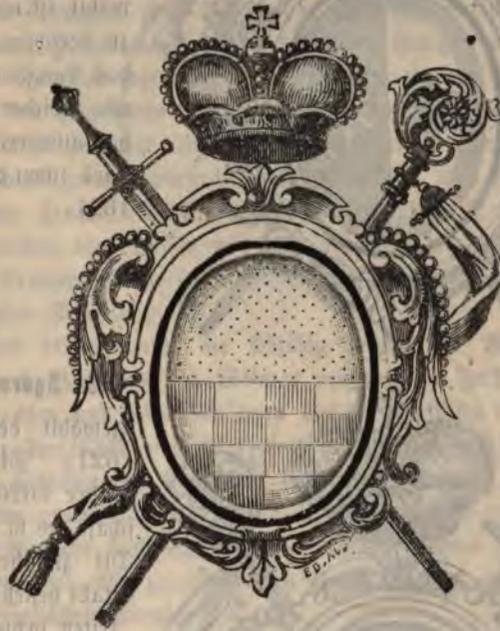


**29. Maria Jakobea  
von Sulzbach (1571),**

schon als Kind im Stifte erzogen, befeißigte sich, das von ihrer Vorgängerin begonnene Werk in würdigster Weise fortzuführen. Sie berief wieder einige Stiftsdamen, um einen Stamm zu bilden, und bestätigte den Freiherrn Rudolf von Schönau als Großmeyer des Stiftes. Sie besserte die Stadtmauern aus, da dies der Stadt zu viel Kosten verursacht hätte und führte die Stiftsgebäude nach dem Plane ihrer Vor-

fahrin neu auf. Beider Wappen sind heute noch am Hauptportale zu sehen. Sie erwarb dem Stifte den einträgliehen Meyerhof Thimmis und vertauschte, im Jahre 1576 den Zehnten zu Schupfart sammt Kollaturgerechtigkeit gegen den Zehnten zu Maulburg. Dem Bürgermeister Weigel zu Laufenburg verlieh sie den Fischfang, den Hans Peter Segesser an denselben verkaufte, als Mannslehen. Auf dem Reichstage zu Augsburg den 9. August 1582 bestätigte Kaiser Rudolf II. dem Stift Säckingen seine Freiheiten und Erzherzog Ferdinand erkannte durch seine Revers-

briefe vom 19. Oktober 1583 zu Innsbruck die Herrschaften Kaufenburg, Säckingen und Glarus nebst andern Besitzungen als Lehen an, was auch Kaiser Rudolf von Innsbruck aus den 18. März 1599 wiederholt bestätigte. Durch den berühmten Jesuiten Pater Canisius ließ sie das Leben des Stifts patrons Fridolin beschreiben, der dasselbe zu Freiburg im Uechtland im Jahre 1589 im Druck herausgab. Sie starb den 6. Mai 1600 im 63. Jahre ihres Alters.



### 30. Ursula Giel von Gielsberg und Glatzburg (1600)

wurde als Fürstin erwähnt den 25. Mai 1600. Sie ließ den Chor der neuen Stiftskirche mit vielen Gemälden auszieren und starb nach einer 15jährigen Regierung Anfangs September 1615.



**31. Von Maria Brümku  
von Hörblingen,**

den 6. Oktober 1615 gewählt, ist nichts besonderes zu berichten, als daß sie das Langhaus der Kirche mit reicher Gypferarbeit hat auszieren lassen. Sie starb schon den 11. August 1621.



**32. Agnes von Greuth**

(gewählt den 31. August 1621). Sie stiftete im Jahre 1626 die Brüderschaft des hl. Rosenkranzes. Die zwischen Stift und Stadt bestehenden Zwistigkeiten ordnete sie durch einen ausführlichen Vertrag 1630 dahin, daß die Säckinger dem Stift wieder den Eid zu leisten hatten.

Während des Schwedenkriegs (1633) begab sich die Fürstin mit ihrem Kapitel nach Baden in der Schweiz, wohin sie auch die Särge des hl. Fridolin verbringen ließ, allwo die

Gesandten von Glarus die Gelegenheit benutzten, sich etwas von den schon lange gewünschten Ueberbleibseln ihres Landespatrons von der Fürstin auszubitten, was ihnen zwar versprochen, aber erst im Jahre 1637 zugestanden wurde. Nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen (6. September 1634) brachte sie die Särge wieder zurück und ließ sie wieder auf dem Altare ausstellen. Bei Eröffnung derselben (Juni 1637) wurden folgende Stücke von den Reliquien Fridolins an den löblichen Stand Glarus abgesandt: ein großes Gebein, eine kleinere Rippe, ein Wirbel vom Rückgrat, zwei Stück von dem Tuch, darin der Leichnam eingewickelt war, sammt einem Stück der alten Särge, an welchem die Merkmale des Brandes von 1272 zu erkennen waren. Diese Partikel wurden durch den Chorherrn Mathias Kübler von Säckingen überbracht.

Bei der Uebergabe der Gebeine an die Glarner wurden die Särge nach deren Inhalt genau untersucht und fanden sich noch folgende Stücke vor: das heilige Haupt, eine Masse von dem Gehirn (?), das Herzblatt, zwei Schulterbeine, vier Stücke von dem Rückgrat, ein Kreuzbein, neun Rippen, zwei Armspindel, zwei Hüftbeine, zwei große Schenkelbeine, zwei Schienbeine, eine Schenkelspindel.

Im Jahre 1638 mußte die Abtissin wegen der Belagerung der Waldstädte durch Bernhard von Weimar mit dem hl. Fridolin abermals die Flucht ergreifen und erkor sich dazu das von Koll'sche Schloß Bernau am Rhein, in der Nähe von Waldshut. Von hier begab sie sich nach Rapperswyl. Obschon der Krieg mit dem westphälischen Friedensschluß 1648 sein Ende erreicht hatte, konnte sich die Fürstin erst 1651 entschließen, ihre Rückkehr nach Säckingen zu nehmen, allwo sie am Festtage des hl. Fridolin (6. März) mit dessen Ueberbleibseln im Gefolge der Stiftsdamen feierlichen Einzug hielt.

Im Jahre 1647 wurde auf Verwendung der Fürstin in Rom der hl. Leib der Blutzugin Lucina von Rom nach Säckingen überbracht.

Die kleinern Gegenstände des Kirchenschazes, wie das Hilariuskästchen, der Krystallbecher und andere Paramente sind von ihr gestiftet und von dem Basler Silberarbeiter Sebastian Fechter verfertigt (1656). Frau Agnes von Greuth beschloß ihre ruhmvolle Regierung den 14. März 1658.

Ihr folgt den 8. April 1658 in ihrem 70. Altersjahre:



### 33. Franziska von Schaenburg 1658.

Erzherzog Sigmund Franz von Oesterreich erkannte laut Urkunde vom Jahre 1664, die Lehen von Laufenburg, Säckingen und Glarus von dieser Fürstin empfangen zu haben, was auch dessen Nachfolger Kaiser Leopold I. 1606 bestätigte. Anno 1665 ließ die Fürstin eine Münze in der Größe eines Thalers prägen, deren Avers das Bild von St. Fridolin und St. Hilarius trug und der Revers die Inschrift: Franziska von Gottes Gnaden, Abtissin zu Säckingen 1665. Sie erneuerte auch den Kirchturm gegen die Schaffnerei und ließ ihn mit Kupfer decken und mit drei neuen Glocken behängen. Im Alter von 84 Jahren entschlief sie am 1. Juli 1672 im Rufe einer Frau von ausnehmender Güte und Frömmigkeit.

### 34. Maria Cleopha Schenk von Kassel

wurde erwählt den 11. Juli 1672. Gleich beim Antritte ihrer Regierung verfaßte sie neue, der Zeit besser angepasste Statuten, die mit Vermeidung aller übertriebenen klösterlichen Strenge geeignet waren, Ordnung und Gottesfurcht im Stifte zu erhalten und die auch bis zur Aufhebung des Stiftes zur Richtschnur dienten. Schon im ersten Jahr ihrer Regierung mußte sie 1672 wegen des ausgebrochenen französischen Krieges in die be-



nachbarte Schweiz flüchten und als die Franzosen 1675 erst Neuenburg erobert und sich am Oberrhein ausbreiteten, begab sie sich mit ihren Stiftsdamen nach Klingnau, kehrte jedoch, als das Glück sich mehr den deutschen Truppen zuneigte, bald wieder zurück, wurde aber dafür mit beständigen Durchzügen und Einquartierungen von Kriegsleuten stark belästigt. Am schlimmsten erging es ihr 1678, als die Franzosen unter Marschall Créqui Rheinfeldern, wiewohl ohne Erfolg, belagerten. Damals flüchtete sie in aller Eile den 6. Juli nach Böttstein, da die Franzosen schon des andern Tags mit 6000 Mann angerückt kamen und der Brücke zueilten, die sie aber von den Kaiserlichen schon in Brand gesteckt fanden. Die Einwohner waren ebenfalls zum größten Theile ins Fridthal geflüchtet und so ergaben sich die Franzosen der Plünderung der Häuser, die sie dann bei anbrechender Nacht in Brand steckten. Dem Stifte wäre vielleicht ein gleiches Schicksal widerfahren, hätten nicht zwei Kapuziner für dasselbe beim französischen General sich eine Sauvegarde auserbeten. Die Kirche wurde gleichwohl auch von den Flammen ergriffen, wobei alle Altäre zerstört wurden und das Kupferdach der Thürme sowie die Glocken zu Boden schmolzen. Der Leib des hl. Fridolin war Anfangs zu Klingnau und nachher in Laufenburg bei den Kapuzinern aufbewahrt worden, von

wo er den 5. März unter ungemeinem Zulauf des Volks 1680 von der Fürstin empfangen wurde.

Im Jahre 1688 neue Unbill durch den von den Franzosen gebrochenen Frieden von Nimwegen. Säckingen wurde bei ihrem Streifzuge neuerdings ausgeplündert. In Folge dessen begab sich die Fürstin mit ihren Damen nach Eßgen, wo sie sich eine geräumige Wohnung errichten ließ. Fast unglaublich sind ihre Leistungen, die sie trotz aller Kriegsunfälle und erlittenen Schäden im Interesse des Stiftes zu Stande brachte. Zu Eßgen baute sie eine Mühle für 8000 Gulden, eine andere kaufte sie um 3200 und weiter einen Hof für 4500 Gulden. Zur Herstellung der beschädigten Kirche verwandte sie 16,000 Gulden und für andere Güter und Gebäude verausgabte sie bei 20,000 Gulden. Die Bodenzinse und andere Gefälle ließ sie von Ort zu Ort frisch aufnehmen und bereinigen. Dem Freiherrn von Grammont, dem Pfandinhaber der Herrschaft Laufenburg, überließ sie Raisten und Ittenthal unter Vorbehalt des Zehntens und der Bodenzinse und übernahm dagegen die Thäler Sulz und Mettau mit allen Gerechtigkeiten und Verpflichtungen. Endlich löste sie die Vogteien und Dörfer Hornussen, Ueten, Zuzgen und Stein von der Herrschaft Desterreich, der sie i. Z. pfandweise überlassen wurden, um 12,000 Gulden aus und brachte sie wieder an das Stift.

Sie starb den 14. August 1693.



### 35. Maria Regina von Oheim.

Der kriegerischen Verhältnisse wegen fand deren Wahl sofort, 11 Tage nach dem Tode ihrer Vorgängerin, statt (25. August 1693). Die bischöfliche Einsegnung erfolgte jedoch erst den 4. September durch den Weihbischof Konrad Franz Geist. Gleich zu Anfang befehnte sie wie üblich den Freiherrn Otto von Schönau und später dessen Nachfolger Anton

von Schönau mit dem Großmeyeramt, und von Kaiser Josef I. erhielt sie 1708 die Lehen-Reversalien über Laufenburg, Säckingen und Glarus, was ihr nach dessen Ableben auch von seinem Nachfolger Karl VI. (1712) zuerkannt wurde. Das Dorf Stetten löste sie von der Pfandherrschaft, welche die Herren von Schönau darauf besaßen, aus und zog die sämtlichen Gerichte wieder an das Stift. Viel trug sie zur Ausbauung der Stiftskirche bei, welche sie schon 1703 glücklich vollendete. Die Glarner bewiesen ihr die alte Anhänglichkeit dadurch, daß ihr 1712 durch eine Abordnung der katholischen Glieder einige Reliquien von dem Landespatron St. Hilarius überbracht wurden. Sie starb im 75. Jahre den 15. Juli 1718.

### 36. Maria Barbara von Liebenfels

wurde gewählt den 18. Juli 1718. Schon im zweiten Jahr ihrer Regierung verordnete sie mit Zustimmung des Kapitels und des Bischofs, daß für die Zukunft jede aufzunehmende Stiftsdame acht Ahnen auf jeder Seite aufweisen sollte.

Wegen des Dorfes Stetten hatte sich mit der Freiherrin von Schönau ein langwieriger Prozeß entsponnen, den sie im Jahre 1725 glücklich zum Austrag brachte. Auch führte sie sämtliche von ihrer Vorgängerin gemachten Schulden ab, schmückte die neue Kirche mit Altären und Stühlen, Orgel und Kanzel, sowie mit vielen Malereien, führte die beiden Kirchthürme höher auf und ließ sie wieder mit Kupfer decken. Sie starb den 30. Januar 1730. — Unter ihrer Regierung lebte der schottische Chorbherr Peter Patrik von Stuart, der die Statue des hl. Nepomuk auf der Rheinbrücke hat erstellen lassen. (Schluß folgt.)



## Das geologische Frickthal.

Von Dr. C. Misch.

(Schluß.)

## 2. Der mittlere oder braune Jura.

Wenn die Muschelkalkberge als erste Hochplateaux über dem Rheinthale genommen werden, so erhebt sich der braune Jura dahinter als zweite breite Stufe, von welcher aus das Auge über die Triasberge frei hinweg blickt. Aus Gesteinen des braunen Jura bestehen die namhaftesten Berge des Frickthals, der Wessenberg, Laubberg, Kreisacker, Schynberg, Frickberg, Kornberg, Feuerberg, Thiersteinberg, der Wollberg, der Sonnenberg bei Zeiningen und in den Ketten gegen das Arthal der Finberg, Homberg, die Gifulafluh, der Herzberg, Asper-Strychen, die Wasserfluh u. s. w.

Die vorherrschend braune Färbung der Gesteine rührt vom Eisengehalt her; neben diesem sind die Gesteine durch ihre Neigung zur Krogensteinbildung leicht kenntlich. Weiße Farbe zeigt nur ein Theil des Hauptrogensteins.

Die Textur der Gesteine ist so verschieden, daß jede Etage sich schon darin von den andern unterscheidet. In der Regel kommen die harten zu Baustein verwendbaren Bänke in der Mittel- und Oberregion vor.

Bei andern macht der starke Eisengehalt gewisse Schichten zum Berühn geeignet.

a. Unterer brauner Jura. Ueber dem Jura treten schwarzblaue Schiefermergel auf, welche an vielen Punkten zum Mergeln der Felder gegraben werden; ihre Mächtigkeit bewegt sich im Schynberg und Frickberg zwischen 50 und 60 Meter. Eines in Deutschland mit opalfirendem Schalengehäuse vorkommenden Ammoniten wegen, der deshalb Ammonites opalinus benannt wurde, trägt diese Gebirgsabtheilung den Namen Opalinus-Schichten. Die übrigen organischen Reste sind im Allgemeinen selten, am meisten findet sich *Equisetum Veronense*. *Pentacrinus Württembergicus*, *Avicula elegans*, *Nucula Hammeri*, *Ammonites torulosus* und *A. opalinus*. Am gemeinsten ist die konzentrisch gestreifte *Esthonia Suessi*, welche in England für Reste eines Krebses gehalten wird, wovon wir übrigens weniger überzeugt sind.

Die folgende Stufe trägt ebenfalls den Namen eines Ammoniten und heißt Murchisonæ-Schichten. Hier eigentlich beginnt erst die

volithische Gesteinsstruktur und der Eisengehalt. Die Ockerfarbe des ziemlich harten Gesteins macht diesen Horizont leicht erkennbar. Wer eine Sammlung der schönen Versteinerungen anlegen will, findet solche am Wessenberg bei Mandach und Gottwyl, am Laubberg bei Wyl, am Fuße des Kreisacker über Galten und Sulz, am Schynberg, am Frickberg bei Ittenthal und Frick, am Thiersteinberg bei Schupfart und Oberfrick. Man kennt über 80 Arten organischer Reste dieses Horizontes aus dem Frickthal.

Ziehen wir die nächstfolgende, nur 1 bis 2 Meter mächtige Stufe, die Sowerbyi-Schichten noch dazu, so wird die Mächtigkeit annähernd 20 Meter betragen.

Die Murchisonæ-Schichten enthalten überall als gewöhnliche Vorkommnisse: *Pecten Saturnus*, *P. pumilus*, *Inoceramus polyplocus*, *Arca liasina*, *Astarte elegans* und *Pholadomya Frickensis* (beide Muscheln am Frickberg mit wohlerhaltenen Schalen), *Ammonites Murchisonae*, Nautileen, Belemniten; Krebs- und Saurierreste werden dem aufmerksamen Sammler nirgends entgehen.

In den Sowerbyi-Schichten sind am gemeinsten: *Gryphaea sublobata*, *Hinnites abjectus*, *Fimbria Davoustana*, *Anatina undulata*, *Gresslyia gregaria*, *Ammonites Sowerbyi* und *Ammonites Sauzei*.

Die *Humphriesianus*-Schichten, in ihrer Basis mit dunkelfarbigem Thonen und Mergeln, höher mit Bänken von Eisenoolithen, sind allenthalben über den *Murchisonae*-Schichten entwickelt. Schon ihre Mächtigkeit 6 bis 7 Meter selten überschreitet, so sind sie doch außerordentlich reich an Versteinerungen, besonders an *Rhabdocidaris horrida*, *Ostrea Marshi*, *Lima pectiniformis*, *Pinna Buchi*, *Trigonia costata*, *Ammonites Humphriesianus*, *A. Gervillei*, *A. Blagdeni* und *Belemnites giganteus*. Im Ganzen kennt man aus diesem Horizonte des Frickthals über 100 Thierarten.

b. Der mittlere braune Jura besteht aus dem Hauptrogenstein, den Spathkalken und Variansschichten. Erstere haben hellbraune bis weiße, stark volithische Kalkbänke, die durch ihre bedeutende Mächtigkeit einen sehr erheblichen Antheil an der Configuration des Landes nehmen. Um Mandach ist der Hauptrogenstein durch ein Kalkmergel-System ersetzt, welches in zunehmender Entwicklung gegen die Donau und Schwaben fortführt. Dagegen tritt der Hauptrogenstein nördlich von Basel im Lörrach und im Breisgau wieder auf.

Die Dolithe des Hauptrogensteins sind Bildungen stark bewegter Meere. Die Versteinerungen sind zum Theil mumienartig von einer Kalkkruste umhüllt, besonders auf dem Sonnenberg bei Zeiningen. Die Entwicklung des Hauptrogensteins beträgt am Schynberg, Frickberg, Homberg, Thiersteinberg, Kornberg, Feuerberg, an der Wasserfluh, Gisulaf Luh und Ybergfluh bis an 100 Meter. Es würde zu weit führen, die an diesen Bergen geologisch festgestellten Unterabtheilungen zu besprechen und verweise ich auf die früheren Publikationen.

Die hauptsächlichsten Versteinerungen sind: *Ostrea acuminata*, durch sämtliche Schichten der Zone, mehr lokalisiert findet man: *Cidaris meandrina*, *Clypeus Plotii*, *Echinobrissus Renggeri*, *Avicula echinata*, *Lima cardiiformis*, *Homomya gigantea* und *Pholadomya Bucardium*.

In den höheren Bänken, die sich besonders zu Bausteinen eignen, kommt *Nerinea Basileensis* und *Ammonites Parkinsoni* vor.

Die Spathkalle sind insofern erwähnenswerth, weil sie sich nicht über die aargauischen Grenzen hinaus erstrecken. Ihre Verbreitung geht von Ufenen bis Böttstein. Diese Lokalbildung besteht aus rothfarbigen bis grünlichen, krystallinisch-spathigen, petrefaktenarmen Bänken.

Die Varians-Schichten sind nach der *Rhynchonella varians* benannt, einer kleinen Muschel, die äußerst zahlreich in den oberen Bänken des mittlern braunen Jura vorkommt; die Landleute nennen sie „Hühli“.

Die mergelig-ruppigen Bänke, von zernagtem Aussehen, sind von bräunlicher und grauer Färbung; sie bilden meist die oberste Decke der Plateauberge, so z. B. auf dem Zeiger Homberg, Kornberg, auf den Höhen zwischen Wölflinswyl bis Kienberg, zwischen Ufenen, Hornussen und Elfsingen, auf dem Kreisacker und zum Theil auch auf dem Wessenberg.

Die Varians-Schichten sind die petrefaktenreichsten Niederschläge des frickthalschen Jura, man zählt eine Fauna daraus von über 250 Thierarten. Als gemeinste Vorkommnisse nennen wir: *Thecophyllia decipiens*, *Collyrites ovalis*, *Hyboclypus gibberulus*, *Clypeus Hugii*, *Rhynchonella varians*, *Terebratula intermedia*, *Ostrea Knorri*, *Lima helvetica*, *Mytilus cuneatus*, *Lucina jurensis*, *Trigonia costata*, *Pleuromya elongata*, *Pholadomya Murchisoni*, *Ph. deltoidea*, *Acteonina Frickensis*, *Ammonites ferrugineus*, *A. funatus*, *A. Parkinsoni* und *Belemnites canaliculatus*.

c. Der obere braune Jura (Callovien). Das Callovien zerfällt in zwei Stufen, in eine untere, die Macrocephalen-Schichten

und in die obere oder Ornaten-Schichten. Sie beschränken sich auf die Gegenden des oberen Frickthales.

Die Macrocephalen-Schichten erscheinen als bräunliche sandige Kalksteine in den Umgebungen von Elfingen, Bözen, Uelen, Herznach, Densbüren, Wölflinswyl und Rienberg. Ihre Bänke werden auf dem Kornberg-Plateau zu Fenster- und Thürgestellen, zu Treppensteinen und Mauerplatten verarbeitet. Die ganze Mächtigkeit erreicht 7 Meter.

Als häufige Versteinerungen sind zu nennen: *Pholadomya Escheri*, *Ammonites macrocephalus*, *A. funatus*, *Belemnites Calloviensis*. Neben diesen kommen, freilich seltener, noch 48 Thierarten vor.

Die Ornaten-Schichten überlagern die vorige Stufe. Bald sind es gelbliche Thonkalkbänke, bald rostrothe Linseneisenerze. Letztere wurden Anfangs dieses Jahrhunderts auf dem Feuerberge gegraben und in Delsberg zu Eisen verhüttet.

Die Thierreste daraus sind äußerst zahlreich, man kennt von Uelen allein über 50 Arten Ammonshörner. Leitend sind: *Ammonites refractus*, *A. pustulatus*, *A. ornatus*, *A. Pollux*, *A. Jason*, *A. anceps*, *A. Lamberti*, *A. hecticus*, *A. cordatus* und *A. sulciferus*.

### 3. Der obere oder weiße Jura.

Die petrographische Beschaffenheit dieser Niederschläge nebst ihrer neuen Welt von organischen Geschöpfen rechtfertigen das neue Kapitel, unter welchem wir in unsern Betrachtungen fortfahren.

Mit dem Uebersteigen der Ornaten-Schichten betreten wir plötzlich eine mächtige Schichtenfolge hellfarbiger Gesteine. Die Landschaft erscheint dem Auge in wärmerem Tone, dafür aber wird sie ärmer an landwirthschaftlicher Produktionskraft. Das allgemeine Streichen dieses Gebirges geht in der Richtung von West gegen Ost neben dem braunen Jura her.

Die festgesetzten Unterabtheilungen der Horizonte tragen die Namen von Ortschaften und Bergen. Zu unterst Birmensdorfer-Schichten, darüber Effinger-Schichten, höher folgen die Geißberg-Schichten, mit Uebergehung der Cronularis-Schichten, noch höher die Wangener-, Legi-, Badener- und Wettinger-Schichten.

Die Birmensdorfer-Schichten sind nach der Ortschaft Birmensdorf an der Reuß benannt. Ihre aschgrauen Kalkbänke liegen unmittelbar auf den gelben oder rostfarbigen Ornaten-Schichten. Bei ihrer raschen Verwitterung enthüllen sie ihren außerordentlichen Reichthum an Versteinerungen, so am Wessenberg, an der Bürer Steig, auf Kreisacker,

bei Elfingen, Bözen, Zeihen und Wölflinswyl. Der Yimberg-Grat, der Homberg-Rücken und die Nebberge von Densbüren haben zuweilen seltene Versteinerungen geliefert.

Es ist interessant, daß dieser Horizont auch in den Alpen vorhanden ist, mit dem gleichen Petrefaktenreichtum.\* Hier treten zum ersten Mal Meeresschwämme in größerer Anzahl auf, nämlich nicht weniger als 23 Arten dieser Klasse. Von Asteriadae, Ophiuridae und Crinoidea besitzen die Birmensdorfer-Schichten 22 Arten, Echinoidea 32 Arten, Brachiopoden 20 Arten, nebst 30 Acephala, 14 Cephalophora, 50 Cephalopoden, Fische, Krebse, Saurier u. s. w.. Im Ganzen 220 Thierarten. Am gemeinsten sind: *Cribrospongia obliqua*, *C. Lochensis* und *C. reticulata*; *Pentagonaster jurensis*, *Eugeniocrinus Hoferi*, *Balanocrinus subteres*, *Cidaris laeviuscula*, *Pseudodiadema areolatum*, *Terebratula Birmensdorfensis*, *Rhynchonella Arolica*, *Ammonites plicatilis*, *A. Martelli*, *A. Arolicus*, *A. callicerus*, *A. tortisculatus* und *A. subclausus*.

Die Effinger-Schichten erreichen zwischen Büren, Effingen und Elfingen annähernd 100 Meter Mächtigkeit. Die dünngeschichteten hellaschgrauen Kalkbänke sind reich an Thon, sie werden in Aarau mit Vortheil zu Cement verarbeitet. Das Verwitterungsprodukt des Horizontes ist ein lehmiger steriler Boden. Vom Geißberg ziehen die Effinger-Schichten über Mönthal, Rästhal, Elfingen, Effingen, Zeihen, Herznach, Densbüren bis Wölflinswyl, Kienberg und Anwyl. Die wenigen Versteinerungen sind gewöhnlich noch von schlechter Erhaltung, man findet *Nulliporites Hechingensis*, *Pentagonaster jurensis*, *Disarter granulatus*, *Terebratula impressa*, bei Effingen eine Bank mit *Terebratula Moeschi* erfüllt. Die übrigen Vorkommnisse sind Seltenheiten.

Die dritte Stufe im weißen Jura wird durch die Geißberg-Schichten gebildet; sie formiren als Gebirgsmasse im Geißberg die eigentliche dritte Hochterrasse mit dem Bözberg, welche aber schon bei Zeihen den Terrassencharakter verliert. Die gelblichen Kalksteine sind zu Bauten verwendbar; beim nördlichen Tunnelausgang sind große Steinbrüche darin eröffnet, kleinere bei Effingen, im Rästhal, bei Remigen, am Bözberg u. s. w. Die Hauptmasse des Barnig und Bremgarten bei Effingen und des Bözbergs besteht aus den Kalken der Geißberg-Schichten. Sie sind reich an Muschelversteinerungen, besonders *Pholadomyen*, die

\* Mösch, „Der Jura in den Alpen der Ostschweiz“. 1872.

der Volksmund als „Eiselhufe“ bezeichnet. Häufig sind: *Pholadomya paucicosta*, *P. tumida*, *P. hemicardia* und Anatinen, Thracien, Pinnen, namentlich aber die große *Ostrea gryphaeata*. Unter den Schnecken ist die zierliche *Phasianella striata* ziemlich gemein, sie lebt aber auch durch die höheren Horizonte fort.

Die *Crenularis*-Schichten machen sich im Gebiete unserer Landschaft wenig bemerkbar, wir übergehen sie deshalb.

Auch die *Wangener*-Schichten kommen nicht in typischer Entwicklung vor. Wir besitzen nur die Ufergrenzen des gegen die Westschweiz an Korallen so reichen Meeres. Ihre Kalke sind kreideweiß, sie stehen im Geißberg, auf der Legi am Bözberg und im Bözbergtunnel an. Ihre Versteinerungen sind Verwandte der Geißbergschichten-Fauna. Hervorzuheben ist *Ammonites Achilles*.

Die *Legi*-Schichten von klingend hartem, gelblichem Kalke erscheinen auf der Legi als Lithographiesteine geeignet, leider aber zu unregelmäßig, um lohnend zu werden. Neben *Pholadomyen* und Pinnen kommen darin auch sehr zierliche Krebse (*Eryma*) vor.

Von den jüngern *Badener*- und *Wettinger*-Schichten kommt nichts vor in diesem Landestheile. Auch die Kreidezeit ging spurlos an unsern Grenzen vorüber; während die Kreidemeere von Biel weg den westlichen Jura bedeckten, waren unsere Gegenden nebst dem Schwarzwald trockenes Inselfland. Erst nach vielleicht Milliarden Jahren drang wieder ein salziges Meer ins Land und hinterließ uns

### C. Die Spuren der mittleren Tertiärzeit (Molasse).

Die Reste dieses Meeres finden sich als Trümmer am „Hübstel“ bei Ufen, ferner südlich von Herznach und auf den Feldern westlich von Wölflinswyl. Der harte röthliche Kalkstein war ehemals offenbar in einer zusammenhängenden Decke über genannten Theil des Plateaus verbreitet. Die Trümmerstücke enthalten zahlreiche kleine Schnecken mit vorzüglich erhaltenem Schalengehäuse, wie man sie nirgends schöner findet. Die gemeinsten Arten sind: *Nerita Moeschi*, *N. Platonis*, *Natica helicina*, *Modulus Escheri*, *Conus Merkati*, *Murex cristatus*, *Melanopsis citharella*, *Vermetus intortus* und *Ostrea caudata*.

Zur jüngern nichtmarinen Molasse gehört:

Die *Jura-Nagelsuh* mit rothen Mergeln, welche in bemerkenswerther Mächtigkeit über das Bözbergplateau bis Densbüren und theilweise dem Nordfuße des Strychen entlang verbreitet ist.

Die Nagelfluh formirt massige Bänke aus abgerollten nuß- bis kopfgroßen Jurakalksteinen, welche durch Kalkfinter zu harten Felsen omentirt sind. Einzelne sandige Lager durchziehen diese Bänke und können in günstigen Fällen als brauchbare Deckplatten ausgehoben werden.

Die rothen Mergel bilden das Dach der Nagelfluh. Ihre auffallende Farbe, wie kein anderes Gebirg sie hat, verräth die Grenze ihrer Verbreitung schon aus großer Entfernung. Ihre Mächtigkeit ist nur im Bözbergtunnel constatirt, wo die Schichten gefaltet liegen. Die Verbreitungsbezirk umfaßt den Bözberg hauptsächlich und den Ausläufer über Oberzeihen, Herznach, Densbüren und Wölflinswyl. In der Nagelfluh sind Stoß- und Backzähne von Mastodon, in den rothen Mergel zahlreiche versteinerte Landschnecken (*Heliciten*) gefunden worden.

#### D. Quartärbildungen.

##### Diluvium (Gletscherzeit).

Es ist gewiß, daß das Vorhandensein von alpinen Gesteinsblöcken im Frickthal auf das einstige Vordringen der Gletscher bis in diese Landschaft hinweist. Diese Blöcke, mehr oder weniger groß, sind überall verbreitet, bilden aber nirgends zusammenhängende Wälle oder Moränen.

Während der Diluvialepoche, in welcher wahrscheinlich der Mensch schon Augenzeuge der Naturvorgänge war, wälzte der Rhein die ungeheuren Massen von Kies, Schutt und allerlei Geschieben thalwärts. Der Rhein floß damals in weit höherem Bette, sonst hätte er seine älteste Stromterrasse nicht bis Frick hinauf hinterlassen können, vielleicht 150 Fuß höher als sein heutiges Niveau. Auch die Möhlener Höhle aus Lehm und alpinen Geröllen bestehend, gibt Zeugniß für den damaligen Wasserstand. Während jener Zeit weidete der Mammuthelphä mit dem Nashorn an den Ufern des Rheins, zwei Thiere, welche ohne Zweifel die gleichen Temperaturgrade unserer heutigen Gegenden zu tragen hatten und die sich auch im Skeletbau von ihren tropischen Verwandten unterscheiden.

##### Der Ketten-Jura und seine Zerrüttungen.

Wir haben bisher nicht Gelegenheit gefunden, über die jurassische Gebirgsketten zu sprechen. Vom Rheinthal bis z. B. auf den Limberg steigt man durch stufenförmig abgelagerte Schichtenkomplexe und wird durch alle im Vorhergehenden beschriebenen Niederschläge, ohne irgen-

welche Unregelmäßigkeit im Gebirgsbau (mit Ausnahme der Erdspalte) zu bemerken, bis in die „Nonnenmatt“ bei Limm. Hier steht man, aus der Jura-Nagelstuh tretend, plötzlich wieder auf weißem Jura, betritt im Fortschreiten bald die Opalinus-Schichten und im Ansteigen auf den Limmbergrücken sämtliche braun-jurassischen Stagen, welche wir von Frick bis Bözen schon einmal durchschritten haben, und zwar auch hier in ganz normaler Reihenfolge. In der Nonnenmatt zieht die Grenze zwischen Tafelland und Kette in Ost-West-Richtung bis an unsere Grenze bei Rienberg. Hier stehen wir an einem Gebirgswalle, dessen Schichten bald steil, bald horizontal, bald geknickt und gebogen, scheinbar regellos vor uns liegen. Der genannte Gebirgswall Limmberg-Räbli, ja die ganze Fortsetzung der Kette bis Cornol bei Bruntrut, ist wie ein Knie auf das Plateaugebiet hinübergelegt, so daß das jüngste Glied der Niederschläge (Nagelstuh und Mergel) zwischen den ältern Niederschlägen eingeklemmt liegt, wie ein Keil. Beim Durchbruch des Bözbergtunnels hat sich diese Voraussetzung vollkommen bestätigt. \* Man fand, daß die ältern Schichten mehr als ein Kilometer weit über die jüngern überbogen liegen. Wir haben schon vor Jahren nachgewiesen, daß dieser Fall in noch weit höherem Grade am Räbli bei Wölflinswyl zu konstatiren ist, indem daselbst die Molasse vom ältern Gebirge auf etwa 5 Kilometer Länge überlagert wird, unzweifelhaft in Folge einer von südlicher Richtung her auf das Gewölbe wirkenden Kraft. Außerhalb des Kantons wiederholen sich, wie schon erläutert, ganz die gleichen Phänomene in dieser Gebirgskette; sie wurden aber als von einer oder mehreren vertikalen Spalten (Failles) herrührend erklärt. Hinter solchen leichtfertigen Erklärungen liegt in Wahrheit eine höchst blöde Kenntniß der wirklichen orographischen Thatsachen versteckt.

An den Kontaktstellen zwischen Plateau und Kette finden wir, daß die Kette nicht etwa ein vom Plateau losgetrenntes Stück Gebirge ist, sondern daß die Kette gefaltet wie ein Knie auf dem Tafelland liegt, allerdings in oft schwer zu erläuternden Komplikationen.

Ueber diese und andere hier nur kurz berührten Fragen geben meine früher veröffentlichten Schriften nähern Aufschluß.

\* 1874. C. Rösch, Der südliche Aargauer-Jura und Bözberg-Tunnel, Tafel III und IV.

## Reihenfolge der Formationen im Frickthal.

<b>Alluvium</b>	Neubildungen, die unter unsern Augen entstehen.	
<b>Diluvium</b>	Gleicherzeit und erstes Auftreten des Menschen.	
<b>Tertiär-Zeit</b>	Helicitenmergel, mit Landschnecken (Süßwassergebilde).	
	Jura-Magelfluh, mit Mastodon.	
	Marine Molasse, mit zahlreichen Seethieren bei Uelen und Herznach.	
<b>Jura-Zeit</b>	<b>Weißer Jura</b> Die obersten Abtheilungen fehlen, sowie das Bohnerz, Lezi-Schichten, auf dem Bözberg. Wangener-Schichten, am Bözberg. Crenularis-Schichten, mit den vorigen Stagen. Geißberg-Schichten, vom Geißberg bis gegen Zeihen. Eßfinger-Schichten, besonders am Fuße der vorigen entwickelt.	
	<b>Brauner Jura</b>	Birmensdorfer-Schichten, Grenze zwischen Weiß- und Braun-Jura.
		Ornaten-Schichten, besonders zwischen Elzingen und Kienberg entwickelt.
		Macrocephalen-Schichten, mit den vorigen.
		Varians-Schichten, vom Wessenberg bis Anwoyl.
		Hauptrogenstein, am Sonnenberg und vom Schynberg bis Wegenstetten u. s. w.
		Humphriesianus-Schichten, nördlich an der Basis der vorigen.
		Murchisonae-Schichten, in der Basis der letztern.
	Opalinus-Schichten, in der Basis der zweiten Plateaufstufe.	
	<b>Blas oder schwarzer Jura</b>	Oberer,   zwischen dem ersten und zweiten Plateau Mittlerer,   als Band von Hettenschwyl bis Hemmiken. Unterer,
<b>Trias</b>	Keuper,   linke Rheinseite und unteres Muschelfalt,   Frickthal. Bunter Sandstein,	
<b>Paläozoische Stufe</b>	Todtliegendes, bei Säckingen, Mumpf und Laufenburg.	
<b>Krytallinische Gesteine</b>	Gneis,   bei Säckingen, Laufenburg und Etzen. Granit,	

## Der Winzer vom Bielersee.

Eine Geschichte aus dem Weinlande.

Wenn die Weinjahre schlecht sind, so tröstet sich der Weinbauer auf die guten Zeiten; ist der Frühling hoffnungsvoll ausgefallen, so freut er sich auf den kommenden weinreichen Herbst; den Muth läßt er selten sinken, denn er weiß, einmal muß es doch besser werden. So hat auch der arme Daniel von Twann gedacht. Er war vielleicht der ärmste Tagelöhner jenes Dorfes am Bielersee, dessen Einwohner sich meistens von Weinbau nähren, zu welchem Zwecke sie selbst Felsen in fruchtbare Weingärten verwandelt haben, so wenig auch die Natur des Geländes ihren Fleiß zu begünstigen scheint. Daß man es aber bei unausgesetzter Thätigkeit doch zu etwas bringen kann, das zeigt das Beispiel des armen Daniel. Von seinem Lohn gedachte er sich so viel zu ersparen, daß er mit der Zeit einmal ein eigenes Rebstück kaufen könnte. Sein Augenmerk war auf ein der Sonnseite zugeneigtes am Berge gelegenes Brachfeld gerichtet. Schon seit zwanzig Jahren sehnte er sich danach, dieses von der Sonne so schön beschienene Land einmal sein Eigenthum nennen zu können. Es genügte ihm, einen einzigen Blick auf jenes Brachfeld zu werfen und sein Fleiß verdoppelte sich; auch wenn er ein hartes Stück Schwarzbrod nebst kaltem Speck aß, kam es ihm vor, als säße er beim besten Mittagmahl.

„Daniel,“ sagten oft die Leute aus dem Dorfe, „wenn Du so fortfährst, schlecht issest und wenig trinkst, dazu alle Tage diese schweren Arbeiten verrichdest, so wirst Du wohl keine allzu alte Knochen bekommen.“ Daniel ließ die Leute reden, er erklärte auf solch Gerede nur: es wisse ein Jeder am besten selbst, was er ertragen und nicht ertragen könne.

Endlich hatte er sein Ziel doch erreicht; mit unendlichem Sparen und Entbehren hatte er das nöthige geringe Kapital beisammen für den Ankauf des Landes. Der Kaufbrief wurde vom Notar ausgefertigt und das Land war sein Eigenthum. Jetzt war dieser Steinacker sein Eigen. Steinacker? Gewiß, denn Erde war keine da, nicht einmal so viel, wie eine Distel zu ihrem Wachsthum braucht. Doch das verursachte ihm keinen Kummer; er hatte ja noch seine gesunden und starken Glieder, er konnte also ganz gut Erde in einem Tragkorb hinausschaffen, um dieses Landstück ertragreich zu machen. Des andern Morgens, bevor der Tag anbrach, sah man ihn schon, langsam aber festen Schrittes mit einem Tragkorb voll Erde davon marschiren, sich selbst durch sein Wort „Nur immer vorwärts!“ er-

muthigend. So mühselig auch der Weg war, ihm kam er erträglich und fast bequem vor; doch es kam immer schlimmer; von Zeit zu Zeit glitschte er aus.

„Nur Muth, Daniel! gib Obacht, wo Du Deinen Fuß hinsetzest,“ so sprach er zu sich, wenn er dann und wann ausglitschte. Bald zeigte sich auch ein großer Stein, worauf er seine Bürde einen Augenblick abstellen konnte, um sich an einem frischen Trunk aus dem nahe vorbeischießenden Bächlein zu laben. Er stieg munter immer weiter hinauf. Bald traf er Leute aus dem Dorfe an, welche mit nicht geringem Erstaunen ihm zuschauten, was er wohl mit der Erde beginnen würde.

„He Daniel!“ rief ihm ein Bekannter zu: Wie theuer verkaufst Du Deinen Wein? Ich kaufe Dir heute schon ein Faß davon ab!“

„Zu spät, mein Alter!“ rief Daniel ihm zu, „der Herbst ist schon versprochen, er gehört mir allein, ich werde den Wein allein trinken!“

„Deinen Wein? Davon wirst Du jedenfalls kein Häuschchen bekommen! Aber wenn Du noch ein paar Wagen voll Erde brauchst, kannst sie haben ich schenke sie Dir!“ meinte ein Anderer.

„Nur her damit, sollst später einmal den Zins davon haben!“ rief Daniel lustig. Erheitert von solchen Scherzen kam er endlich, ohne recht der Beschwerlichkeit des Weges zu achten, bei seinem Ziele an.

Desters begegnete ich ihm, besonders wenn ich auf die Jagd ging.

„Die wievielte Reise, Daniel?“

„Die siebente, bis Abends werden es wahrscheinlich noch einmal so viel sein. Oh, die da unten im Dorfe mögen lachen, so viel sie wollen; wer zuletzt lacht, lacht am besten. Das Brachfeld sieht schon ganz anders aus. Kommen Sie mit bis hinauf?“

Ich bejahte und folgte ihm. Endlich gelangten wir oben an, ich traute meinen Augen kaum. Daniels Weinberg war ein richtiger Steinbruch. Der alte Tagelöhner hatte darin eine Unzahl Löcher gegraben, wovon etwa ein Duzend halb mit Erde angefüllt waren, das Uebrige lag noch Alles wie in wildem Chaos durcheinander.

„Finden Sie nicht, daß die Steine schon ziemlich hübsch weggeräumt sind?“ fragte er mich. „Diese da, die großen, werde ich terrassenförmig aufschichten, um gegen das Rutschen zu steuern, und jene dort, die kleinen, nehme ich zum Aufbau des Häuschens, das ich an der Ecke beim Eichwald erstelle. Es wird wohl einmal eine Zeit kommen, wo es sich der Mühe lohnt, meinen Wein da aufzubewahren. In Bezug auf den Wein hat Jedermann seinen eigenen Geschmack; ich kenne z. B. Solche, welche den Wein dick und mastig,

so zu sagen zum Essen, lieben; ich hingegen liebe ihn leicht und säuerlich, daß man ihn so recht mit Wohlbehagen hinunterschürfen kann.“

Daniel gerieth bei der Erzählung über die Zukunft seines Weinberges in solchen Eifer, daß er mit der Zunge schnalzte, als ob er bereits von diesem ausgezeichneten Wein koste, ja sogar schon ein wenig angestochen wäre.

\* \* \*

Jahre waren verfloßen seit jenem Gespräch und noch zog Daniel keinen Wein aus seinen Reben; aber er bewies noch immer die gleiche Arbeitslust und die gleiche Beharrlichkeit; nur sein Rücken wurde mit der Zeit unter der großen Last der Arbeit etwas gewölbter und sein Gang gebückter. Nach und nach hörten die Leute auf, über sein Thun und Treiben zu spotten; wenn man davon sprach, sah man höchstens ein Achselzucken oder ein mitleidiges Lächeln bei den Leuten; obgleich in den Augen derselben diese Ameisenarbeit als eine Thorheit erschien, so flößte diese Unermüdlichkeit doch eine Art von Bewunderung ein. Es gab sogar öfters eine barmherzige Seele, welche ihm, war es ein Fuhrmann, seine Bürde auf den Wagen nahm, oder war es ein Landmann, sie ihm tragen half.

„Habt Dank, meine lieben Leute!“ sagte ihnen dann der Unermüdlche, „solltet Ihr später einmal Durst haben, so scheut Euch nicht und sprecht bei mir zu; es wird dann wohl ein Glas von Daniels Wein für Euch noch übrig sein.“

Bald wurde Daniels Weinberg sprüchwörtlich. Man sprach überall davon im ganzen Umkreis am Bielersee, so daß, wenn Jemand etwas Unmögliches, eine Sympusarbeit unternahm, es hieß: „Er arbeitet auch an Daniels Weinberg.“

Wie bei allem, was den Menschen als unbegreiflich scheint, hieß es auch hier: dem Daniel helfe irgend ein Hexenmeister. Mit oder ohne Wunder, der Weinberg war eines schönen Morgens angebaut; ein nettes Häuschen stand daneben. Jetzt konnte Daniel endlich seinen Triumph feiern! In zwei Jahren fettern wir Wein. Unter dem „wir“ verstand er nämlich sich selbst und seinen Weinberg.

\* \* \*

Das Jahr war für die Traubenernte wie gemacht, es gab weder Frost, noch war die Witterung allzu naß, auch zeigten sich mehr Traubenblüthen als Gabeln, überhaupt alles versprach eine reichliche Ernte. Daniel sah, wie die Beeren von Tag zu Tag heller, größer und schöner wurden. Jetzt fehlte nichts mehr als noch ein Regenguß, nur ein einziger und alles

wäre gut. Der gewünschte Regenguß kam, stärker und immer stärker, aber er wurde zum Wolkenbruch. Das Wetter war schrecklich, der Donner rollte und die ganze Erde bebte; mir schien es, als ob der ganze Berg in's Thal hinunterrutschen wolle. Beim Anbruch des Tages war mein Erstes, nach dem Weinberg Daniels zu sehen. Die Reben waren verschwunden. — Ich konnte von meinem Fenster aus ganz deutlich unten an dem Häuschen, welches Gottlob unverfehrt geblieben, noch die Spuren der weggeschwemmten Erde sehen. Armer Daniel! was soll aus Dir nun werden!?

Knagstlich stieg ich den Berg hinauf; als ich näher kam, sah ich, wie die Nachbarn beschäftigt waren, eine Art Damm für die wenige zurückgebliebene Erde, welche ebenfalls drohte noch weggeschwemmt zu werden, aufzubauen. Unfern Daniel konnte ich nirgends erblicken. Ich glaubte, daß er seiner einzigen Hoffnung beraubt in seinem Hause nun trostlos herumirre. Doch wie täuschte ich mich; als ich näher kam, sah ich schon in einiger Entfernung, wie Daniel beschäftigt war, die noch nasse Erde in einen Tragkorb zu laden. Er mußte mich bemerkt haben, denn er rief mir schon von Weitem zu: „Ich werde nichts von all dem verlieren, nichts, sag ich Ihnen! Die Nachbarn wollen mir helfen, der Damm wird diesmal fester und solider gemacht, als er früher war. In vierzehn Tagen soll man gar nichts mehr sehen, daß das Wetter hier so übel mitgespielt hat.“

„Wie? Ihr in Eurem Alter wollt noch einmal diese Arbeit von vorne anfangen?“

„Warum nicht? Gott weiß wohl, was er thut; Jeder arbeitet eben nach seinen Kräften.“ Damit lud er seine Hütte auf die Schultern und marschirte stramm vorwärts.

Zwei Jahre später erhielt Daniel Dank seiner Arbeitsamkeit und Unverdrossenheit einen reichlichen Herbstertag. Während der Weinlese kamen alle Nachbarn herbei, um dem Eigenthümer des so sauer verdienten Weinberges zu helfen. Dann wurde gefeltet. Der neue Wein wurde vortrefflich; im Frühjahr zeigte er sich von federweißer Farbe, lieblich und rezent im Kosten, von einer leichten, duftigen Säure und einem kleinen Erdgeschmack, der an das Feuersteinbett erinnerte, aus dem er hervorging.

Daniel hob sein Glas mit dem perlenden Seewein gegen das Sonnenlicht in die Höhe: „Der Wein ist gut, ich hab's erreicht, Gott sei gelobt! Nun habe ich keinen Wunsch mehr auf Erden!“

Der glückliche Mann! F. A. St.

## Das Damenstift zu Häckingen.

Von Otto Valky.

(Schluß.)

Der gnädigen Frau von Liebenfels folgte den 13. Februar 1730:

### 37. Maria Magdalena von Halkwyl,

die schon den 19. Februar eingeseget wurde. Durch ihre Vermittlung beim Bischofe von Konstanz, Joh. Franz Schenk von Staufen, wurden 1733 die Stiftdamen mit einem besondern Kapitelszeichen ausgezeichnet, welches jede Dame auf der Brust tragen sollte. Dasselbe stellte das Bild des hl. Fridolin dar. Es mußte an einem himmelblauen Bande getragen werden, und sollte keine Dame dies kostbarer haben wie die andere. Nur kurz war ihr Wirken, denn sie starb schon den 8. März 1734.

Ihre Nachfolgerin



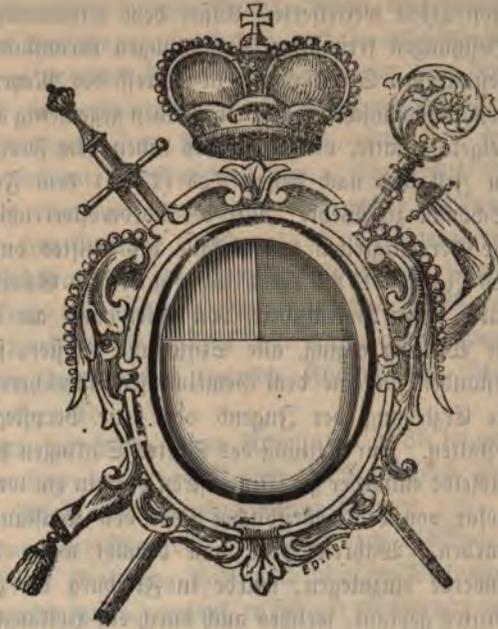


### 38. Maria Josepha Regina von Liebenfels

hatte schwere Zeiten. Gleich nach ihrer Wahl, die den 22. März 1734 stattfand, loderte das Kriegsfeuer mit aller Wucht auf und Säckingen wurde davon hart mitgenommen. Sie floh schon im ersten Jahre mit dem Leibe des hl. Fridolin und andern Kostbarkeiten nach dem Rheinschloß Bernau, wo schon 1638 eine frühere Vorsteherin sich hingeflüchtet hatte. — Franz Otto von

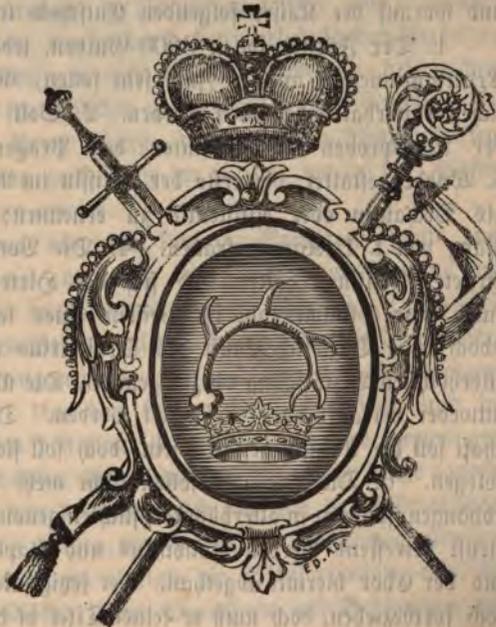
Schönau erhielt wie seine Vorfahren das Großmeyeramt und dazu 1735 die Stadt Kafferstuhl mit dem Hofe zu Eschingen. Nach dem mit Frankreich geschlossenen Frieden 1736 wurde Fridolins Leib zuerst nach Laufenburg und später, den 17. Februar, feierlichst nach Säckingen zurückgebracht. Mit dem österreichischen Erbfolgekriege kamen auch die Franzosen wieder ins Land und mußten die Städte Säckingen und Laufenburg denselben als Winterquartiere dienen. Mit dem Friedensschluß zu Aachen (1748) wurden sie zwar wieder gezwungen, Deutschland zu verlassen; der Krieg aber hatte in Folge der vielen Kontributionen, Auflagen und Einquartierungen große Schulden verursacht und mußte dazu das Stift an Oesterreich für aufgewandte Kriegskosten 4000 Gulden bezahlen. Endlich traf das Stift 1751 noch das Unglück, daß bei Ausbesserung der Orgel durch Fahrlässigkeit des Orgelbauers in derselben Feuer ausbrach, welches die ganze Kirche sammt den Thürmen mit Ausnahme des Chors in Asche legte. Maria Josepha Regina verwandte alle Sorge und Mühe darauf, um diesen Schaden wieder zu ergänzen, sie starb aber schon den 16. Juni 1753.

**39. Helena von Roggenbach,**  
erwählt den 11. Juli 1753,  
regierte nur zwei Jahre,  
setzte die Ausbesserung der  
Kirche fort und erhielt die  
schon längst bestrittenen und  
vom Stifte vergeblich an-  
gesprochenen Zehnten von  
Waldkirch auf 30 Jahre  
für dasselbe zugesichert.  
Sie starb den 8. März  
1755.



**40. Anna Maria von  
Hornlein-Göfingen**

wurde gewählt den 25. Sep-  
tember 1755 und durch  
den Kardinal-Fürstbischof  
Franz Konrad von Rodt  
den 8. Dezember in der  
Hofkirche zu Meersburg  
feierlichst installiert. Zu-  
nächst war ihre erste Be-  
mühung, die Kirche wieder  
vollständig herzustellen, und  
nachdem sie dieses Werk  
prachtvoll beendet hatte,  
ließ sie im Jahre 1764  
dem hl. Fridolin zu Ehren  
in Augsburg einen silber-  
nen Sarg anfertigen, an  
dem die Kunst mit der



Kostbarkeit wetteiferte. Außer dem Stiftsbeitrage ließ sie dafür in ihren Besitzungen freiwillige Sammlungen veranstalten. Nachdem sie die lange bestandenene Streitigkeiten in Betreff des Meyeramtes mit dem freiherrlich von Schönauischen Hause durch einen gegenseitig anerkannten Vertrag glücklich beigelegt hatte, verließ sie das Lehen dem Freiherrn Franz Ludwig Ignaz zu Zell und nach dessen Tod (1781) dem Freiherrn Franz Anton von Schönau zu Wehr. Mit der vorderösterreichischen Regierung ordnete sie die Gerechtigkeiten und Gefälle des Stiftes durch Verträge. Zu Anfang des Jahres 1782 erhob sich ein ernstes Gewitter über dem Stift, indem durch einen Hofentscheid von Wien aus an die Regierung in Freiburg die Weisung erging, alle Stifte und Klöster, so solche in den Vorlanden bestanden, in eine dem Gemeinwesen nützlichere Form, d. h. entweder für die Erziehung der Jugend oder zur Verpflegung der Kranken, umzugestalten. Zur Rettung des Stiftes Säckingen hielt man es für angemessen, dasselbe entweder zu säkularisiren oder in ein weltliches Stift umzuwandeln, wofür von dem Fürstbischof Rodt von Konstanz neue Statuten entworfen wurden. Während dem man bemüht war, bei den Reichsständen Beschwerde einzulegen, wurde in Freiburg die gänzliche Umgestaltung des Stiftes geplant, welches auch durch ein Hofkanzleidekret gutgeheißen wurde und worauf der Kaiser folgenden Entscheid traf:

1. Der Fürstin sollen 3000 Gulden, jeder Stiftsdame, die mit den Expektantinnen 9 an der Zahl sein sollen, 600 Gulden für ihren jährlichen Unterhalt abgegeben werden.
2. Soll das Stift auch in Rücksicht der Adelsproben die Statuten des Prager Damenstiftes beobachten.
3. Wurde gestattet, die erste der Abtissin im Rang zunächst stehende Dame als Dechantin oder Assistentin zu ernennen; die Damen erhielten den Rang von k. k. Kammerfrauen.
4. Die Vorsteherin soll den Titel gefürstete Abtissin erhalten und sich des Hirtenstabes bedienen; sie wird durch freie Stimmenzahl im Beisein eines landesherrlichen Kommissärs, jedoch ohne Dazwischenkunft des Ordinarius ernannt. Die Wahl ist zur allerhöchsten Bestätigung vorzulegen.
5. Die überflüssigen Realitäten sollen entweder verkauft oder verpachtet werden. Die Verwaltung der Wirthschaft soll der Abtissin gestattet sein, doch soll sie darüber jährliche Rechnung ablegen.
6. Die Beamten sollen nicht mehr unter ihr stehen oder von ihr abhängen, sondern in allerhöchste Pflichten genommen werden.
7. Den Gottesdienst betreffend werden Kanonikus und Kapläne für überflüssig erachtet und der Chor hiermit abgethan. Der jetzige Kanonikus kann seinen Gehalt noch fortbeziehen, doch muß er seinen Titel in den eines Propstes abändern.

Die Fürstin hielt es für ihre heiligste Pflicht, Allem aufzubieten, ihr Stift in seiner bisherigen Verfassung zu erhalten, und so entschloß sie sich im Alter von 60 Jahren zu einer Reise nach Wien, um vor dem Kaiser ihre Sache persönlich zu vertheidigen. Als Begleiter nahm sie den Freiherrn von Hornstein-Binningen, einen Anverwandten, mit, der am Hofe zu Wien bereits eine bekannte Persönlichkeit war. Sie reichte ein umfassendes Promemoria ein, das auf den Kaiser nicht ohne Wirkung blieb und so wurde sie von ihm Anfangs Oktober 1785 in Audienz empfangen. Das Ergebniß derselben war günstig, die frühere, die Umgestaltung des Stiftes betreffende Entschließung wurde aufgehoben und der Abtissin am 17. Oktober durch die Hofkanzlei eine neue eingehändigt. Nach einer zweiten Audienz beim Kaiser trat die Fürstin froh ihrer Errungenschaften die Rückreise wieder an.

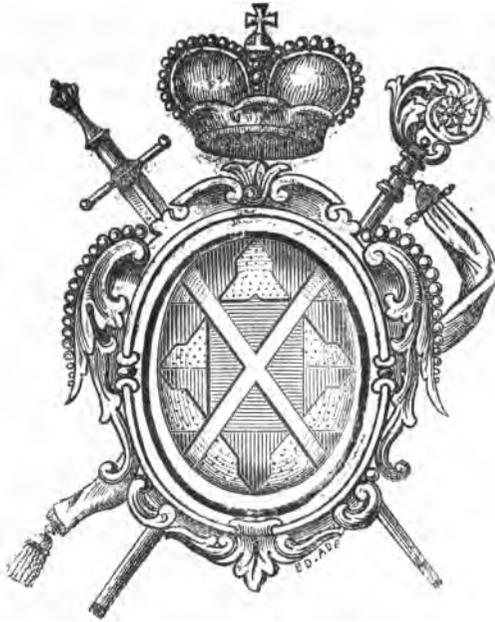
Aber mit dem Ausbruch der französischen Revolution 1789 folgten für Säckingen neue schwere Tage des Unglücks und des Schreckens, und so konnte die Fürstin ihre Pläne nicht zur Ausführung bringen.

Im Jahre 1796 kamen die Franzosen erstmals nach Säckingen, wurden aber durch den tapfern Erzherzog Karl nach blutigen Schlachten wieder über den Rhein zurückgeworfen, worauf er sich zur Eroberung von Hüningen anschickte. 1799 drangen die Franzosen wieder nach Schwaben vor; General Jourdan's Heer wurde durch den herbeieilenden Erzherzog bei Ostrach und dann bei Siptingen und Stockach geschlagen, bei welchem Anlasse die zertrümmerten französischen Heerestheile ihren Rückzug über Säckingen nahmen und bei ihrem Abzuge die Brücke in Brand steckten. 1800 weilte General Moreau zwei Tage im Stifte, wo er der Fürstin wie den Damen alle Achtung erwies.

Nach dem Frieden von Luneville kam der Breisgau, somit auch Säckingen und das Frickthal, zuerst an den Herzog von Modena und dann an Frankreich, welches dasselbe der Schweiz überließ. Durch diese Abtretung stieg die Noth des Stiftes auf das Höchste, da alle seine bessern Linksrheinischen Besitzungen eingezogen wurden und ihm nur die geringern rechtsrheinischen verblieben. Um den kümmerlichen Haushalt und die immerwährenden Kriegslasten bestreiten zu können, war es gezwungen, Schulden zu machen. Doch sollte dieser Zustand nicht mehr lange dauern. Im Jahr 1805 löste sich das deutsche Reich auf und der Schwarzwald kam an den Churfürsten von Baden, der den Titel Großherzog annahm. In allen ehemaligen Reichsländern erfolgte die Säkularisation, resp. die Aufhebung der Stifte und Klöster, deren Eigenthum und Besitzungen den

betreffenden Herrschern zufließen. Den vorfindlichen Stiftsgliedern wurde eine Pension auf Lebensdauer ausgeworfen und so erhielt die Fürstin jährlich 3000 und jede Dame 660 Gulden. Die Kostbarkeiten wurden weggeführt, die Fahrnisse versteigert, die Güter theilweise zu billigen Preisen verkauft und die größern Besitzungen von der großherzoglichen Regierung zu Handen genommen. Großherzog Karl Friedrich überließ aus Pietät den kostbaren silbernen Schrein, in welchem die Gebeine des hl. Fridolin ruhen, der Kirche zu Säckingen.

Die Fürstin lebte nach Aufhebung desselben noch vier Jahre (bis 1809). Da sie in Folge hohen Alters und großer Anstrengungen geistes- schwach geworden war, kam an ihre Stelle



#### 41. Johanna Karolina von Oettingen,

während die Frauen von Hornstein, von Reichenstein, von Ulm, von Niedheim, von Sirgenstein, von Andlau und von Bodmann ihr Kapitel bildeten.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des Säckinger Frauenstiftes, so erscheint uns dieselbe, ungeachtet seiner merkwürdigen Gründung und des mehr denn 1200jährigen Bestandes, im Ganzen nur wie ein bloßes Stillleben ohne tiefgehende Ereignisse. Es hatte den Ruhm des ältesten Gotteshauses am ganzen Oberrhein; aber seine Entwicklung entsprach dem Namen seines Gründers und der glänzenden Blüthe seiner Anfänge nur

wenig, indem es seit dem 12. Jahrhundert nichts Anderes mehr darstellte, als ein vornehmes Versorgungs- oder Pfundhaus für fürstliche und adelige Töchter und eine Sinetur für eine Anzahl geistlicher Herren.



## Der Stein zu Baden

und seine Schicksale bis zum Jahr 1415.

Von B. Fricker.

**F**ine der vorgeschobensten und isolirtesten Ketten des Jura ist die Lagerung. Als ein von Norden und Süden steil zu einem schmalen, stellenweise nicht einmal zehn Centimeter breiten, bis 862 Meter hohen Kamme ansteigend, zieht sie sich, bei Baden jäh aus dem Bette der Limmat emporstrebend, drei Stunden lang ziemlich genau in der Richtung

von West nach Ost bis zum zürcherischen Städtchen und Schloß Regensberg, der alten Burgveste der Freiherren gleichen Namens. Das Geschlecht der Freiherren von Regensberg ist in Geschichte und Sage wohl bekannt. Ein Regensberger gründete im Jahre 1130 das Frauenkloster Fahr an der Kimmat; ein anderer untergrub die Macht und das Ansehen seines Hauses in unglücklichen Fehden mit der Stadt Zürich und ihrem Hauptmanne, dem Grafen Rudolf von Habsburg, dem spätern Kaiser.

Eine Fortsetzung des Lägergrates nach Westen ist jenseits der Kimmat der Schloßberg. Es ist kein Zweifel, daß Lägern und Schloßberg vor Zeiten zusammen gehangen und einen einzigen fortlaufenden Grat gebildet haben, der bis zu einer gewissen Höhe das Kimmatthal verammelte, das Wasser des Flusses aufstaute und dadurch den Zürcher See nothwendig bis nach Baden hinunter verlängerte. Damals, als noch der ungeschlachte Ichthyosaurus seine liebe Ichthyosaura küßte, mag es ein imponantes Schauspiel gewesen sein, zu sehen, wie sich die ganze Wassermasse der Kimmat, durch einen bei Sargans abzweigenden Arm des Rheins noch verstärkt, in wildem Getöse an der nördlichen Kalksteinwand der Lägern, da wo jetzt die Häuser der Stadt und die Hotelreihen der Bäder von Baden sind, mehrere hundert Fuß in den fast kreisrunden Thalkessel hinunterstürzte.

Die Wucht und der Druck der gewaltigen Wassermasse auf den nicht sehr dicken und wohl auch zerklüfteten Steindamm des quer vorgelagerten Gebirgs mag dann, wohl im Zusammenhange mit einer vulkanischen, unterirdisch wirkenden Kraft, die den Fels spaltete, den Durchbruch des Wassers veranlaßt haben. Es war für den Fluß ein Werk der Zeit, die Felspalte zu erweitern; die Verwitterung während Jahrtausenden hat ein Uebriges gethan, bis das Terrain die jetzige Gestalt erhalten hat. Aber jene vulkanische Kraft, welche dem Flusse den Durchbruch erleichterte, hatte noch etwas ganz Anderes bewirkt. Die horizontale Lagerung der Schichten der Erdrinde war von eben derselben Kraft durchbrochen, gespalten und zerklüftet worden. Die atmosphärischen Niederschläge drangen auf natürlichem Wege nach dem Gesetze der Schwere tief in das Erdinnere ein und nahmen unterwegs, an mineralischen Stoffen sich reibend, unter stets zunehmender Temperatur mineralische Bestandtheile in sich auf. In einer Tiefe von mehr als tausend Meter fand das stetsfort von oben nachsickernde und nachdrückende Wasser eine feste, undurchdringliche Unterlage, die ein weiteres Versinken der Wasserfäden unmöglich machte. So waren die erhitzten und mit mineralischen Bestandtheilen geschwängerten

Wassermassen genöthigt, durch andere Spalten den Weg wieder nach oben zu nehmen; sie traten in dem Kessel von Baden als reich sprudelnde Therme zu Tage. Es fehlte nun nichts mehr, als Badeeinrichtungen und Menschen, die sie benützten. Aber auch dieses kam.

Vom flachen Norden her wanderten uncivilisirte Völkerschaften ein, Schaaren unansehnlicher Männlein und Weiblein. Sie hatten ihre liebe Noth, in den unwirthlichen und kalten Wäldern und Sümpfen für ihre sehr primitiven und höchst bescheidenen Ansprüche nur das Nöthigste zu gewinnen und sich und ihre Heerden vor den gefährlichen Bewohnern der Wälder und vor den nicht minder gefährlichen großen Sauriern zu schützen.

Jahrtausende vergingen. Man hatte sich den Boden etwas dienstbar gemacht; ein anderes, ein keltisches Volk erschien diesseits des Rheins und machte sich zum Herrn des Landes. Die neuen Ansiedler reduzirten die Wälder mehr und mehr; sie erbauten sich Dörfer und Städte; ihr wilder kriegerischer Muth machte sie bei den Nachbarn gefürchtet. Sie selbst hielten sich für unüberwindlich, bis sie an einem großen Römer ihren Meister fanden. Cajus Julius Cäsar besiegte sie; Helvetien wurde eine römische Provinz. Es erhebt Bindonissa, ein ansehnlicher römischer Waffenplatz, und zwei Stunden davon entfernt, in den Bädern zu Baden, erblickt ein kleines Bajä, ein beliebter, vielbesuchter und stattlich gebauter Vergnügungsort für alle Stände, für Alt und Jung, für Civil und Militär. Auf dem Schloßberge, von wo aus man die Gegend nach Südosten weit überschaut, wo uns bei hellem Wetter die schneebedeckten Kuppen des Glärnisch und seiner Nachbarn freundlich grüßen, erhob sich eine römische Warte, ein Wachtthurm.

Vierhundert Jahre lang hatten die Römer die Gegend beherrscht und in der heilenden Therme manch Schmerz und Leid abgebadet; da kamen die wilden Alemannen. Ein schönes Kulturland, luxuriöse Villen und wohnliche Badeeinrichtungen gingen unter in Nacht und Graus. In den Wäldern, wo einst menschliche Wohnstätten waren, hausten wieder Bären und Wölfe. Doch war jene aussichtsreiche Höhe, von der aus man das weite sonnige Limmatthal überschaut, dem spekulirenden Auge eines alemannischen Edelmannes nicht entgangen. Der Platz, an einem nach allen Himmelsrichtungen kreuzenden Wege, eignete sich zur Anlage eines festen Herrenhauses. Nach Osten, gegen die Limmat zu, fällt die Höhe in einen schmalen steilen Felsgrat ab; desgleichen sind steile Böschungen nach Süden und nach Norden. Gegen Westen verbreitert sich der Kamm ein wenig und bietet so Raum für einen Thurm. Nur auf der

Westseite war eine künstliche Befestigung nöthig; sie war nicht allzu schwer anzubringen. Diesen durchaus günstigen Verhältnissen verdankt der Schloßberg schon im frühen Mittelalter die Erbauung eines Edelsitzes, einfach und fest nach damaliger Art. Es ist der in der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft so viel genannte Stein zu Baden.

Ueber die Zeit der Entstehung dieser Burg und über das Geschlecht und den Namen des ersten Besitzers ist uns weder durch die Geschichte noch durch die Sage irgend welche bestimmte Andeutung überliefert worden. Immerhin steht fest, daß die Gegend von Baden gemäß der fränkischen Reichseintheilung zum Thurgau gehörte. Derselbe umfaßte das ganze Gebiet der nordöstlichen Schweiz vom Bodensee an bis zur Aare und bis zur Reuß. Weiter nach Westen lag der Aargau. Etwa im Anfange des 9. Jahrhunderts wurde der westliche Theil, darunter das ganze Limmatgebiet, vom großen Thurgau abgetrennt und erscheint von nun an unter dem Namen Zürichgau. Urkundlich kommt diese Bezeichnung unter anderm im Jahre 848 vor. Am 4. Februar 1040 bestätigte der Kaiser Heinrich III. dem Gotteshause in Einsiedeln eine dem Kloster schon früher gemachte Schenkung zu Baden und in Ehrendingen im „Cürichgowe“ gelegen.

Die früheste Kunde über die Grafen von Baden findet sich in Herrgott's Genealogie. Darnach wäre das Geschlecht der Grafen von Baden schon im zehnten Jahrhundert erloschen. Unter dem Jahre 982 nennt das Einsiedler Nekrologium einen Grafen Eberhard von Baden und seinen Sohn Graf Thimo als Schenker dortiger Güter. Sicher ist, daß um das Jahr 1077 der Zürichgau und damit vielleicht auch Baden als Reichslehen an die Grafen von Lenzburg kam und zwar an jenen Ulrich von Lenzburg, der sich damals beim Ausbruche des Investiturstreites offen und entschieden auf die Seite des Kaisers Heinrich IV. stellte und sogar den päpstlichen Legaten Bernard, der bei der Wahl des Gegenkönigs Rudolf mitgewirkt hatte, gefangen nahm und ihn einige Zeit auf seinem Schlosse Lenzburg festhielt. Es ist indessen nicht unwahrscheinlich, daß Baden schon früher an die Grafen von Lenzburg gekommen ist. Herrgott deutet mit bestimmten Worten darauf hin und das Einsiedler Nekrologium sagt geradezu, der Graf Kuno von Lenzburg und Baden habe im Jahre 984 dem Gotteshause Einsiedeln Wyler und Rüti vermacht.

So war denn das erlauchteste gräfliche Geschlecht, welches die deutsche Schweiz während des 11. und 12. Jahrhunderts aufzuweisen hat, Inhaber der alten Burgveste, des Steins zu Baden geworden. Dasselbst residirten von nun an gewöhnlich jüngere Söhne des Hauses und führten

neben dem alten Stammtitel auch die Bezeichnung „Graf von Baden“. Urkundlich sind folgende Lenzburger als Grafen von Baden bekannt: Graf Arnold, † 1129; Graf Ulrich, 1114, 1130, 1137, † 1139; Graf Werner, 1127, 1140, 1145, 1147, 1149, 1153, 1155 † 1159; Graf Runo, 1127, 1149, 1153, 1155, 1167; Graf Arnold, 1153, 1130, 1172. Mit dem letztgenannten Grafen Arnold starb 1172 das Geschlecht der Grafen von Lenzburg und Baden aus. Der inzwischen von der Gewalt der Grafen des Zürichgau's erimirt Ort Baden mit der Grafschaft gleichen Namens kam erbswise an Arnolds Schwager, den Grafen Hartmann von Kyburg. Beim Erlöschen des Hauses Kyburg im Jahre 1264 erbten die nächsten Anverwandten, die Habsburger, diese Güter; sie blieben bei Habsburg-Oesterreich 150 Jahre lang bis zur gewaltsamen Eroberung durch die Eidgenossen im Jahre 1415.

Der alte Thurm, auf dem die ersten Edelleute gehauset und Hof gehalten, hatte inzwischen mancherlei Veränderung, Erweiterung und wesentliche Verstärkungen erfahren. Der „Stein“ in Verbindung mit der zu seinen Füßen an der Durchbruchstelle der Limmat liegenden Stadt Baden galt im Besitze des Hauses Habsburg-Oesterreich als eine ansehnliche, achtungsgebietende Festung, welche im Kriege der Herrschaft mit den Eidgenossen eine hervorragende Rolle spielte. Selbst das alte Stammhaus auf dem Wülpsberge, die Habsburg, trat für die Herzoge von Oesterreich ihrem Schlosse zu Baden gegenüber in den Hintergrund. Als die herzogliche Familie nach der Erwerbung der österreichischen Lande ihren Wohnsitz von unserer Gegend an die Donau verlegte und es wegen der bedeutenden Entfernung zwischen dem alten Stammlande und den neu erworbenen Besitzungen nöthig wurde, einen zuverlässigen Beamten mit großen Vollmachten in den vordern Landen zu haben, wurde diesem Vogte der Stein zu Baden als Residenz angewiesen. Hier befand sich auch das herzogliche Archiv mit den Urkunden, Rädeln und Urbarien für sämtliche vordern Lande. Aus diesen Umständen kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß die Herzoge von Oesterreich ihrem Schlosse zu Baden besondere Aufmerksamkeit in haulicher Beziehung haben schenken müssen. Hier war dann auch in der Folge jeweilen der Sammelplatz für Reisige und Fußvolk, wenn es galt, den jungen trotzigen Bund der Eidgenossen zu sprengen oder das wehrhafte Zürich zu bezwingen. Vom Stein zu Baden zog der Herzog Leopold I. gegen den Morgarten (1315) und zog ein anderer Leopold in den Tod vor Sempach (1386). Nie kamen die Herzoge in ihre vordern Lande, ohne daß sie ihrer Burg

zu Baden, wohin sie auch der Reiz der Bäder und das tolle fröhliche Leben daselbst lockte, einen Besuch gemacht hätten. In den ersten Jahrzehnten nach ihrer Uebersiedlung nach Wien sehen wir sie regelmäßig jedes Frühjahr zu Baden urkunden.

Da fand sich in den letzten Tagen des April und am 1. Mai 1308 auch der Kaiser Albrecht ein. Auf dem Stein im stolzen Ahnensaal hatte jenes Gelage statt, wo dem jungen, leidenschaftlichen und schlecht erzogenen kaiserlichen Neffen, dem Herzog Johann von Schwaben, der Böse in's Herz fuhr und den lange herumgetragenen blutigen Mordplan auf das Leben des Kaisers zeitigte. Albrecht hatte auf diesem Gange ein großes und glänzendes Gefolge um sich, dazu zählten vier Kurfürsten: die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier und der Herzog von Bayern, die Bischöfe von Speier, Straßburg, Basel und Konstanz und ein zahlreiches Gefolge von Herren und Rittersleuten aus Oberdeutschland. Ueber dieses Gelage erzählt der Fürst von Sichnowsky in seiner Geschichte des Hauses Habsburg, der Kaiser habe den besten Willen gehabt, dem ungestümen Herzog zu geben, was ihm gehöre. Er war an diesem Tage, wie sonst nicht immer, heiter und wohl gelaunt. Da es der erste Mai war, trug die Tafel einen Schmuck von frisch gepflückten Blumen und Kränzen. Nach griechischer Sitte nahm der Kaiser einen Kranz und setzte sich ihn auf's Haupt, einen andern reichte er seinem in finstern Grolle da sitzenden Neffen, der von dem scherzend hingeworfenen Worte, das ziere die Jugend besser als die Regierung über Land und Leute, noch mehr erbittert worden sei. Da während der Mahlzeit die Kunde einlief, die Kaiserin Elisabeth sei von Rheinfelden her unterwegs und man beschloß, ihr entgegen zu reiten, wurde die Mahlzeit beschleunigt.

Es ist für die Bedeutung des Schlosses Stein bezeichnend, daß man nach geschehener Mordthat, nicht wissend, wie weit die Verschwörung reiche und ob nicht auch die aargauischen Städte in ihrer Treue gegen das Herrscherhaus wanken, im Gefolge des Kaisers vor allem darauf dachte, sich des wichtigen Schlosses zu Baden zu versichern. Dahin eilte von der Mordstätte direkten Weges der Graf von Hohenberg und brachte auch den jungen Herzog Leopold schleunigst dorthin in Sicherheit. Man ging nicht nach der um die Hälfte näher liegenden Habsburg und nicht nach dem ganz nahen Städtchen Brugg, sondern nach Baden.

In der Folgezeit finden wir die Herzoge von Oesterreich noch manchmal auf dem „Stein“ Hof halten. Häufig galt der Besuch der Ordnung von Streitfachen in den vordern Landen; bald bestätigten sie Lehen, Pfand,

Kauf und Tausch, oder sie ertheilen neue Rechte und Freiheiten; bald ist ihre Anwesenheit durch Kriegsrüstungen gegen die Eidgenossen und gegen Zürich veranlaßt, ein anderes Mal wiederum locken sie die Genüsse und Freuden einer Badenfahrt, ein großes Turnier oder ein anderes Hoffest.

Schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts. Aus den aargauischen Städten hört man bittere Klagen über zunehmende Unsicherheit und fortwährende Schädigungen durch die Eidgenossen, welche die Herzoge, wie es scheint, nicht haben verhindern können, so daß die Städte aus eigener Initiative Schritte thaten zu einer Ausgleichung und dadurch bei der Herrschaft in Verdacht kamen, sie seien „eidgenössisch“ gesinnt.

Es kam das Jahr 1415. Ein allgemeines Konzilium war zu Konstanz versammelt, um die Wirren und Unordnungen in der Kirche zu heben. Da geschah es, daß der Herzog Friedrich von Oesterreich, Herr der vordern Lande, sich mit dem Kaiser und mit dem Konzilium überwarf; Reichsacht und Kirchenbann wurden über ihn ausgesprochen und die Völker rings um die österreichischen Lande aufgefordert, den verfehmten Herzog im Namen des Reiches mit Krieg zu überziehen. Auch an die eidgenössischen Orte ging diese Mahnung und fand da verschiedene Aufnahme. Bern war gleich von Anfang an bereit, den günstigen Anlaß zu benutzen und keck zuzugreifen. Während andere noch zögerten, zog der Mut ins Feld und breitete seine kräftigen Takten über die schönen Gefilde am rechten Ufer der untern Aare aus. Inzwischen hatten sich auch die andern Orte ermannt und von einzelnen Stücken an der Reuß und an der Bünz Besitz genommen. Am 21. April fielen die Banner der sieben eidgenössischen Orte in die Grafschaft Baden ein und besetzten die Dörfer. Am 25. April erschienen sie vor der Stadt und dem Schlosse zu Baden und forderten beide zur Uebergabe auf, man werde die Bewohner „eidgenössisch“ behandeln. Allein der in der Stadt liegende tapfere österreichische Hauptmann, der Landvogt Burkard von Mannsberg, mit einer zwar kleinen, aber entschlossenen Besatzung, wies die Aufforderung mit Entschiedenheit von der Hand und war entschlossen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Die Gesinnung der Bürgerschaft, welche den Eidgenossen, wie es in den andern aargauischen Städten auch geschehen war, lieber die Thore geöffnet hätte, kam nicht zur Geltung.

So mußten sich denn die Eidgenossen auf eine förmliche Belagerung gefaßt machen. Ohne Säumen wurden dazu die nöthigen Vorbereitungen getroffen; zunächst galt es einen Versuch, den festen Platz durch einen

Sturmangriff zu bewältigen. Mauerbrecher, Leitern und anderes Sturmzeug wurden herbeigeschafft, aber der Angriff durch die vereinte Kraft der Besatzung und der Bürger zurückgeschlagen. Nun versuchte man es auf eine andere Weise. Mit Wurfmaschinen wurden schwere Steine an die Mauern geschleudert, um dieselben zu durchbrechen und niederzuwerfen. Die Bemühungen waren nicht ganz erfolglos, aber die Belagerten ergänzten die Mauern und stützten bedrohte Stellen; auch verdoppelten sie ihre Wachsamkeit. Ebenso wenig war der Versuch der Eidgenossen, durch in die Stadt geworfenes brennendes Pech, Harz und Holz die Bewohner zu schrecken und zur Uebergabe zu nöthigen, von Erfolg begleitet.

So hatten sich die Eidgenossen acht Tage lang umsonst bemüht, die Stadt in ihre Gewalt zu bringen. Rathlos standen sie am 1. Mai vor der Festung, als eben die Kunde einlief, die Berner wollen aus dem Felde ziehen. Es wurde beschloffen, Boten an sie abzuschicken, um auch den Muth nach Baden zu mahnen. Inzwischen wurden die Angriffe gegen die Stadt fortgesetzt; die Hoffnung auf baldigen Zuzug der kriegskundigen Berner ermutigte die Belagerer sichtlich. Von der Lägern her beunruhigten sie die Außenwerke der an der Limmat stehenden „niedern Veste“, und es gelang ihnen, nach einigen Tagen auch einen Thurm zu schleifen. Da die Stadt gleichzeitig durch Stürme an den Mauern und durch ein wildes kriegerisches Treiben geängstigt wurde und Tag und Nacht nicht zur Ruhe kam, wurde der Unmuth der Bürger gegen den Befehlshaber immer größer und offenkundiger. Die Abneigung gegen einen längern Widerstand wuchs nachgerade zu einer bedrohlichen Gährung. Der Landvogt ersuchte die Bürger durch sein eigenes gutes Beispiel, durch Hinweisung auf einen baldigen Entsatz durch den Herzog Friedrich und durch Drohung gegen allzu Ungeberdige zu ermuntern und zum Ausdauern zu bewegen. Am 7. Mai verzweifelte er jedoch selbst an der Möglichkeit, die Stadt länger zu halten. Das Aeußerste für den Herzog zu thun entschlossen, zog er sich mit der Besatzung auf den festen Stein zurück. Das Schloß wollte er seinem Herren unter allen Umständen erhalten. Am 8. Mai kapitulirte dann die mehrfach beschädigte Stadt unter Vorbehalt ihrer bisherigen Rechte und Freiheiten und mit der Bedingung, daß die Eidgenossen, wenn sie den Stein nicht bezwingen könnten, dem Herzog auch die Stadt wieder zurückgeben müssen.

Nun richteten die Eidgenossen die ganze Wucht des Angriffes gegen den trogigen Stein. Einige verwegene Bogenschützen suchten bei einem vorspringenden Erker Feuer in die Burg zu werfen, aber die brennenden

Pfeile thaten nicht die gewünschte Wirkung. Am 9. Mai traf nun endlich von Mellingen her der ersehnte Zuzug von Bern ein: 1000 Mann zu Fuß, 50 Lanzen und ein mächtiges „Metallfeuerstück“. Auf dieses letztere setzte man große Hoffnung; denn die Sache war noch neu; erst vor zwei Jahren hatte Bern in Nürnberg zwei gegossene Stücke angekauft. Das Berner Feuerstück verfehlte dann auch seine Wirkung nicht. „Den ganzen Tag über wurde mit solchem Gebrüll geschossen, daß sie schier nicht nur die Mauern, sondern die Schloßfelsen gesprengt. Selbst die Freunde fürchteten das Wüthen und erschrecken; doch hat das Stück mehr Schrecken erregt, als eigentlichen Schaden verursacht,“ sagt der Chronist. Wenn auch jeweilen eine Viertelstunde Zeit nöthig war, um das Geschütz zu laden und zu richten, so blieb der moralische Effect doch nicht aus. Der tapfere Hauptmann sah sich zur Unterhandlung genöthigt. Am 11. Mai Nachmittags wurde zwischen Mannsberg und den vor der Stadt liegenden Hauptleuten der eidgenössischen Orte ein Waffenstillstand und ein Vertrag abgeschlossen und festgestellt, daß das Schloß den Eidgenossen übergeben werden solle, wenn innert acht Tagen von Herzog Friedrich kein Entschluß käme; inzwischen sollen die Feindseligkeiten auf beiden Seiten ruhen. Möglicher Weise hatte Mannsberg beim Vertragsabschlusse bereits Kunde, daß sich der Herzog Friedrich am 7. Mai zu Konstanz vor dem Kaiser gedemüthiget und sich mit ihm ausgesöhnt hatte. Es scheinen in diesen Tagen mehrere Eilboten zwischen Baden und Konstanz unterwegs gewesen zu sein. Am 12. Mai ordnete der Kaiser Sigmund zwei Boten an die Eidgenossen ab, um dieselben von der Fortsetzung des Krieges abzumahnern und in's Besondere um sich die Stadt und die Festung zu Baden zu des Reichs Händen huldigen zu lassen. Die Boten kamen während des Waffenstillstandes im Lager der Eidgenossen an; sie mochten hier mit ihrem Ansuchen einen schlechten Empfang erhalten. Es mußte ja den Eidgenossen Alles daran liegen, den Stein und damit die Stadt und Grafschaft Baden in ihre Gewalt zu bringen, um die Bundesgrenzen bis an den Rhein auszudehnen.

Der Kaiser Sigmund scheint sofort von dem schlechten Erfolge seiner Gesandtschaft und von der Gefahr, in welcher der Stein schwebte, unterrichtet worden zu sein; denn schon am 16. Mai ließ er an die einzelnen eidgenössischen Orte ein zweites Abmahnungsschreiben ergehen, in dem er ihnen seine Ausöhnung mit dem Herzog Friedrich mittheilte und sein Befremden darüber ausdrückte, daß die Eidgenossen sich weigern, vom Kriege gegen das Schloß zu Baden und gegen andere Schlösser und Städte abzustehen und aus dem Felde zu ziehen; er könne, schreibt er,

dies fast gar nicht glauben und fordere sie bei des Reiches Ehre, dessen unmittelbare Glieder sie seien, noch einmal alles Ernstes dazu auf.

Gemäß dem am 11. Mai abgeschlossenen Waffenstillstande hätte die Uebergabe in acht Tagen erfolgen sollen; in Wirklichkeit befanden sich aber die Eidgenossen schon am 17. Mai im Besitze der Burg. Der Stillstand begann am Samstag nach Auffahrt, die Uebergabe geschah am Freitag vor Pfingsten. Einige Chronikschreiber behaupten, die Eidgenossen hätten den Stein nach Ablauf des Waffenstillstandes erst noch im Sturme erobern müssen; es ist dies aber sehr unwahrscheinlich, auch sprechen verschiedene Umstände dagegen, so z. B. das im Jahre 1447 von Konrad von Weinsberg, dem Kammerherren des Kaisers Sigmund, damals vom Kaiser beauftragt, die Eidgenossen in diesem Kampf mit dem Reichspanner zu unterstützen, über diesen Vorfall abgegebene und eidlich erhärtete Zeugniß, welches einfach von einer Uebergabe spricht: Und als vns nun der obgenannte graue Güntherr (dieser Graf Günther war bei der ersten kaiserlichen Botschaft) selig botschaftt zu ime ze kommen getan hette, vnd wir also zu ime komen gein Baden, do hatte herr Burkhart von Mansperg selig den von Swicz vnd eydtgnossen die dazumole zu Baden waren die vesten Baden ingegeben. Der Uebereinkunft gemäß erhielten Mannsberg und seine Knechte freien Abzug. Der oben genannte Konrad von Weinsberg, der unmittelbar nach der Uebergabe auf den Platz gekommen zu sein scheint, suchte nun die Burg und was darin war, so weit es in seinen Kräften stand, zu retten und für den Kaiser und für das Reich heraus zu fordern; er fand aber bei den Siegern kein Gehör: Also giengen graue Güntherre vngenanntt vnd wir beyde sammetliche zu den Swiczern vnd eydtgnossen vnd redten mit den bittend vnd gebietend von vnsers gnedigen herrn des keysers seligen wegen solich vesten vnd was darinnen were vnd ouch die statt vns inzugeben vnd werden zu lossen zu siner konigklichen gnaden hannden, vnd hermanten sie aber als hohe vnd tieff als wir sie von siner gnaden wegen hermanen mochten, solich sloss nit zu brechen vnd ouch darvon nit zu nemen noch zu füren, sundern die statt vnd sloss vnd was uff dem slosse were zu siner konigliche gnaden hannden komen vnd werden liessen, vnd vns von siner gnaden wegen, das sie aber abslugen gancz verachten vnd der keinnns tun wollten.

Nach der Uebergabe des Steins machten sich die Eidgenossen, der kaiserlichen Boten und ihrer Befehle ungeachtet, alsobald daran, die Ge-

mächer auszuräumen. Da gab es eine große Menge von Briefen, Urkunden und Urbarien, Register und Rödel über sämtliche vorderösterreichischen Lande, Rechte und Gerichte. All diese Sachen sammt dem Hausrath wurden auf Wagen verladen und nach Luzern geführt, und das hatte so sehr Eile, daß man selbst am Pfingstsonntag kein Bedenken trug, mit dem Abbruch des Schlosses bis auf das untere Stockwerk zu beginnen. Am folgenden Morgen früh, am Pfingstmontag, wurde die Brandfackel in das schon halb verwüstete Schloß geworfen und so das Zerstörungswerk gründlich zu Ende geführt. Während dieses Vormittags langten dann auch die zweiten kaiserlichen Boten von Konstanz an mit dem ausdrücklichen Befehle an die Eidgenossen, von weitem Gewaltthatigkeiten auf den Stein abzustehen. Zu spät — die kaiserlichen Bevollmächtigten fanden an der Stelle der ehemals so trotzigem Beste einen rauchenden Trümmerhaufen. Die Eidgenossen hatten ihren Zweck erreicht; der Platz, von dem für sie schon manches Unheil ausgegangen, war nicht mehr; sie würden zweifelsohne den Stein auch dann nicht anders behandelt haben, wenn die Bevollmächtigten früher angelangt wären. Es war gleichsam eine nationale Feier, als die freudige Rede vom Sturze des Steins zu Baden von Mund zu Mund ging. Die Belagerung hatte drei Wochen gedauert, trotz der erheblichen Anzahl Truppen aus allen acht Orten doppelt so lange als die Eroberung des ganzen übrigen Aargau's gebraucht hatte. „Nachdem nun die Besti zu Baden gebrochen,“ schreibt Tschudi, „do rüst sich menglich wider heimzuziehen, und danktend die sieben Ort denen von Bern Ir trostlichen Hilff und Zuzugs; also verrucktend die von Bern von Baden des obgenannten 20 Tags Mey, nachdem die Besti verbrennt was. Die andern Eydgnossen verlachend und verschuffend Ire Sachen mit denen von Baden, wie sie notdürfftig bedunnt und zugend ouch wider heim, und gabend alle Ort den Iren in diser Reiß Sold, es was ouch ze Baden aller Dingen gmug und in gutem wolfeilen Kouff, Win, Brod, Fleisch und ander Ding, als lang man da lag.“

So war Baden mit den beiden Schlössern in den Besitz der Eidgenossen gekommen; der ohnmächtige Zorn des Kaisers konnte an dieser Thatfache nichts mehr ändern. Die Stadt erhielt eine überaus freie und unabhängige Stellung mit eigenem selbst gewähltem Rath und Gericht; die Dörfer der Grafschaft dagegen wurden dem von den Eidgenossen gesetzten Landvogte unterstellt, der seine Wohnung in der niedern Beste an der Kimmbrücke zu Baden hatte.

## Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Bernerargaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Der gegenwärtige Kanton Aargau gehört zu den jüngeren Staatengebilden der Schweiz. Er ist ein Produkt der Politik, und bis auf die neueste Zeit herab macht diese Genesis sich fühlbar. Seine natürlichen Verhältnisse sind aber, genauer besehen, so beschaffen, daß man getrost voraussetzen darf, sie werden allfällige Mißgriffe von Staatsmännern bei der Kreirung eines allerdings noch nicht sicheren einheitlichen Bewußtseins fogut wie die hergebrachten schlimmen Folgen konfessioneller Differenzen irgendwie paralyfieren. Ueber drei Viertel des Kantons tragen den Namen Aargau wegen ihrer Lage, und die Landschaft, welche ihre Gewässer erst im Rhein mit denen der Aare vermischt, ist von Alters her durch ungesuchte Kommunikationswege genau mit dem übrigen Staatsganzen verbunden.

Das Territorium, welches uns hier beschäftigt, gehört, wie der ganze Kanton, dem Aare- und Rheingebiet an. Seine begriffliche Einheit verdankt es dem Jura, der es durchzieht oder bildet; das Gefühl der politischen Zusammengehörigkeit ist bei den Bewohnern weder in den Tagen der Bernerherrschaft noch seither größer gewesen als jenes, welches durch dieselbe Bodenbeschaffenheit erzeugt wird.

Jetzt gehören Densbüren, Asp und die ganze ehemalige Antei Wiberstein zum Bezirk Aarau, alles übrige, was im Unteraargau links von der Aare ehemals an Bern pflichtig war, zum Bezirk Brugg. Die Helvetik hatte, wie ich gütigst zur Verfügung gestellten Excerpten des Herrn J. Keller-Franke entnehme, das Territorium anders vertheilt: im Jahre 1798 waren sämtliche Dörfer des Schinznacherthals bis zur „weißen Trotten in der Au“ dem Distrikt Aarau zugewiesen; was östlich von der Linie Birrenlauf-Linn liegt, sollte den städtischen Mittelpunkt in Brugg suchen. Die fünf reformirten Bezirke hatten damals an Einwohnern:

Aarau	Brugg	Kulm	Lenzburg	Zofingen
13,045	9,556	14,338	12,243	10,587
(1880: 19,952 17,198 19,827 18,706 27,359).				

Als zur Zeit des Konzils von Konstanz der deutsche Kaiser Sigismund die Eidgenossen mehrfach aufforderte, gegen den mit der Reichsacht belegten Friedrich von Oesterreich, den damaligen Besitzer des Aargaus, zu Felde zu ziehen, brachten die Berner zuerst es über das Gewissen, den Frieden von 1412 zu brechen und „dem heiligen concilio vnd dem röm-

schen räche ze dienen vnd gehorsam ze sin<sup>4</sup>. Vor Mitte April 1415 kapitulirte Bosingen, vor Schluß bereits Brugg. Ueber die Aare hinaus kamen die Berner diesmal nicht. Vom Süden her waren mittlerweile die Luzerner erobernd vorgebrungen und hatten Sursee, darauf das Land nördlich von dieser Stadt zu ihren Händen genommen: was in jener Gegend heute noch zu Luzern gehört, wurde damals gewonnen; nördlicher Grenznachbar war fortan Bern. Für Bern bildeten in der nächsten Folgezeit gegen Osten hin die Reuß von ihrer Mündung in die Aare und von Birrhard weg die Freienämter die Grenze. Mit den damals gemachten Eroberungen gab sich freilich die länderbegierige Zähringerstadt keineswegs zufrieden; ihr Blick schweifte, da doch gegen Luzern und den Osten hin Halt geboten war, über die Aare hinaus nach Norden. Diese Juralandschaften konnten zwar, was die Ertragsfähigkeit des Bodens und die Lindigkeit der Bevölkerung anbetraf, mit denen am rechten Arufer in keiner Weise sich messen; aber die österreichische Nachbarschaft erschien gefährlich, schon wegen der wichtigen Bergpässe. Zuerst setzte dann der Bär seinen Fuß in das Schinznacherthal und auf die Höhen des Bözbergs. Der Hauptbestand jener Gegend hatte 1415 lehenweise einem Edlen von Fridingen gehört und war später in den Eigenbesitz Thürings von Narburg übergegangen. Von diesem kam das *Schenkenberger* Territorium an Marquard von Baldegg, welcher in der Folge seiner feindseligen Gesinnungen gegen das ihm verburgrechtete Bern im Vereine mit seinem Bruder Hans und dessen Tochtermann, dem Nordbrenner Thomas von Falkenstein, bei dem Ueberfall von Brugg Ausdruck verschaffte (1444). Als er 1460 bei der Belagerung Winterthurs neuerdings auf österreichischer Seite stritt, überzogen die Berner kraft des Fehderechtes die Herrschaft Schenkenberg und ließen sich von den Bewohnern derselben huldigen.

Zwei und vierzig Jahre darauf that Bern den ersten Schritt über den Jura hinaus, indem es von Heinrich von Hasenfurt die beiden Ortschaften Densbüren und Asp sammt dem Schloß Urgitz käuflich an sich brachte (1502). Die Densbürer besaßen damals noch kein eigenes Gotteshaus, sondern waren nach dem althabsburgischen Elfingen hinüber pfarrgenössig, welche Kirchgemeinde damals einem Edlen von Rothberg als Eigenthum zustand. Freilich nicht mehr lange: bereits 1514 gehorchten die drei Dörfer „unter dem Berg,“ wie Densbüren und Asp, dem bernischen Landvogt zu Schenkenberg.

Südlich von dem Benken und der Staffelegg besaßen die Johanniter alles Land zwischen den Jura Höhen und der Aare von der Solothurner-

grenze bis nach Auenstein hinunter. Vier Jahre nach dem zweiten Landfrieden von Kappel trat Johannes von Hattstein, der Comthur von **Siberstein**, so ungern dies die katholischen Orte auch sehen mochten, sein Ordensgebiet, die beiden Pfarrgemeinden Kirchberg und Erlinsbach, um 3380 Goldgulden an Bern ab (1535); es war schon einige Jahre früher zum Protestantismus dieser Stadt übergetreten. So strömte die Aare denn zwischen Leuggern und Arburg bereits an zwei Stellen, zwischen Arau und Rupperstühl das erste, in der Gegend von Brugg das andere Mal, durch unmittelbares Gebiet der Stadt Bern.

Auenstein nämlich gehörte weder zu Siberstein noch zu Schenkenberg, sondern zu **Baselu**, welche seit dem Anfang des XVII. Jahrhunderts im Besitz einer Linie des Hauses Erlach stand. Im Anfang des Jahres 1732 erwarb Bern den verhältnißmäßig unbedeutenden Landstrich um 90,000 Thaler. 1720 war auch das Schloß Wildenstein durch Kauf bernisch geworden: da residirte fortan der Amtmann von Schenkenberg. Eine größere Ausdehnung hat Berns Herrschaft im untern Aargau nordwärts der Aare nicht erhalten.

Wartmanns schöner Atlas, welcher die Entwicklung des schweizerischen Handels und Gewerbes seit beiläufig hundert Jahren vermittelt Uebersichtskarten graphisch darstellt, gibt auf dem ersten, die letzten Duzennien der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft umfassenden Blatt eine, wie es nicht anders zu erwarten steht, nur summarische Ansicht von dem kommerziellen und industriellen Bestand des gegenwärtigen Kantons Aargau. Das Frickthal, die Grafschaft Baden und das ganze bernische Territorium links an der Aare von der Geißfluh bis an die Nordabhänge des Geißbergs gehen daselbst leer aus; die freien Aemter weisen, zumal in dem unteren und mittleren Theil, Baumwollenspinnerei auf (die ihrerseits nach Zürich hinüberdeutet), daneben, in der Gegend von Wohlen, bereits Strohschletereien. Weit bunter ist der Anblick, welchen das übrige ehemals zu Bern „dienende“ Stück des Kantons gewährt: Baumwollenindustrie am rechten Arufer von der Wigger bis zur Mündung der Reuß, Fabrikation von roherem und stärkerem Gewebe in den Thalgeländen der Suhren, der Wynen, der Aa, sowie in der Uferlandschaft an der Aare, Bereitung farbiger Tücher desselben Stoffes im östlichen Theile des Bezirks Zofingen, mehrere Indiadruckereien in Zofingen, Arau, dem unteren Stücke des Bezirks Lenzburg, auch eine zu Windisch; Seidenfabrikation in Arau; Arbeit in Seinen wird angemerkt für die Landvogtei in Arburg und im unmittelbaren Aarethal bis hinunter nach Rupperstühl und Lenzburg.

Vergleicht man mit der hier verzeichneten Thätigkeit in Handel und Gewerbe den übrigen Theil des damaligen alten Kantons Bern, so fällt sofort ein sehr merklicher Unterschied in die Augen. Die Strecke zwischen dem Emmenthal und der Murg befaßt sich, laut Wartmanns Karte, welche hier wie an so vielen Orten nur die Hauptbeschäftigung angibt, etwa mit Leinenindustrie, die Leute im Randerthale verlegen sich ab und zu auf Cotonne, das übrige Bern bis an die Ufer des Lemans hinein ist ein ausgesprochener Agrarstaat. Der schenkenberger Landvogt Niklaus Emanuel Tschärner sprach, man sieht es, als echter Berner, da er seinem Freund Isaaß Fselin gegenüber trocken und nicht sonderlich im Tone des Bedauerns erklärte: „Das Genie unserer Regierung steht dem der Manufaktur und Handlung entgegen, sie sind mehr geduldet als begünstigt.“ Der alte Bernerbauer hatte seiner Obrigkeit wegen ihrer treuen Obforge für die Landwirthschaft außerordentlich viel zu danken und fühlte sich unter ihrer schützenden Pflege, was auch Gegentheiliges gesagt worden ist, wohl und glücklich. Der genannte Tschärner, sein in der Schweizergeschichte so überaus bewandeter Bruder Vinzenz Bernhard, der weit über die Grenze des Vaterlandes bekannte „Landvogt“ Samuel Engel, Pestalozzi's Lehrer Tschiffeli, Albrecht von Haller und viele andere suchten durch literarischen Verkehr mit dem Ausland, durch unaufhörliche Experimente und Beobachtungen, durch Aufsätze und Preisausschreibungen die einheimische Landwirthschaft zu heben, den Bauern immer neue Anregung, Rath und Vorbild zu gewähren.

Und auch zu poetischen Darstellungen trieb sie die ungefärbte Liebe für den bäuerlichen Naturzustand. So führt Goedeke (Grundriß II, 568) von B. B. Tschärner ein Gedicht an, welches in Zürich 1754 erschien und sich über „die Wässerung der Wiesen“ verbreitete. Das folgende Stück desselben Verfassers dagegen scheint völlig verschollen zu sein. Es verdient aus mehrfachen Gründen, der Vergessenheit entrissen zu werden.

#### Auf den Feldbau.

1769.

Ich sah sie jüngst, die Göttin reicher Garben,  
in ihrer Hand den Pepter der Natur;  
sie heilt der Fesseln tiefe Narben  
und deckt der Kriege Spur.

Ihr folgt der Segen mit gefüllten Händen,  
geleitet durch der Freiheit starken Flug:  
sie spannt, das Schlachtfeld umzuwenden,  
die Löwen vor den Pflug.

Sie gibt dem Fleiß das Eigenthum der Erden;  
 so weit sie herrscht, singt die Zufriedenheit;  
 bei nahen Wäldern ruhn die Heerden  
 in froher Sicherheit.

Sie sprach: (Hörts ihr Gewaltigen! Ihr Väter!  
 Ihr Völker! denn dem Dichter ist gewährt  
 zu melden, was die Stimm' der Götter  
 die weisen Menschen lehrt!)

„Mein ist der Staten Kraft, der Glanz der Kronen;  
 durch mich bevölkern rohe Thäler sich  
 mit unbezwungenen Nationen,  
 dem Feinde fürchterlich.

Ich wies, durch pharaontische Moräste,  
 dem fetten Nil den abgesteckten Lauf;  
 ich füllte Babylons Paläste  
 mit allen Schätzen auf.

Andächtig opfert mir sein ewig Feuer  
 der Gueber noch; im letzten Orient  
 wird mir, bei kaiserlicher Feier,  
 das Jauchzen zugesandt

von unzählbaren ämfigen Geschlechtern. —

Ich gab den Ruhm dem weisen Griechenland,  
 und seinen muthigen Geschlechtern  
 die Kraft zum Widerstand.

Trinakrion! Wer deckte dein Gefilde  
 vordem mit Aehren! du, der Erde Pracht,  
 wo liegt dein Paradies? wie wilde  
 ist Latium gemacht?

Als Helden die geerbten Felder pflügten,  
 war deiner Freiheit Aernte meine Lust;  
 als Sieg und Mäßigkeit vergnügten  
 in unbestochner Brust.

Wo stolze Bürger mein Geschenk verkehren,  
 wo Fürstenpomp und fette Heuchelei  
 den Zins gebückter Sklaven zehren  
 in frecher Schwelgerei:

da heiß ich dürre Felder ihrer spotten;  
 da dringt der Hunger zu der Künste Siz  
 trutz ihren fernbeladnen Flotten  
 und großer Höfe Wig.

Ich sag es, daß die Worte weit erschallen,  
ich segne der Tyrannen Gnade nicht,  
den Stolz der prahlenden Vasallen,  
noch eitler Fasten Pflicht.

Wenn mein Europa ganz dem Golde frohnet,  
in Leppigkeit verarmt, durch Krieg entstellt,  
so such' ich, wo kein Sultan thronet,  
mir eine neue Welt.

(Bettelerlein, Christomathie deutscher Gedichte. Rötten 1796. Bd. II, 166 ff.)

Durchaus anders verhielt es sich mit derjenigen Klasse der Bevölkerung, welche irgend einem eigentlichen Gewerbe oblag. Nicht auf der Landschaft waren gegen das Ende des Jahrhunderts die Herde der Unzufriedenheit mit den Gnädigen Herren von Bern zu suchen, wie zur Zeit des großen Bauernaufbruchs, sondern zumeist bei den, im Reid gegen die Regenten und deren ländliche Klientel vergilbten und von der Entwicklung der Dinge gewiß stark geschädigten Bürgern der Städtchen und dem auf die Industrie angewiesenen Gebiete des Unteraargaus. Dieses Moment haben die Geschichtschreiber der helvetischen Revolution, gerade was den Aargau betrifft, nicht so berücksichtigt, wie es im Interesse einer unparteiischen Darstellung wünschenswerth gewesen wäre.

Ertheilt Wartmanns Kartenblatt für den jurassischen Berneraargau uns in Betreff von Handel und Industrie eine materiell ablehnende Antwort, so sind wir, was die anderweitige Beschäftigung dieser Bergleute anbelangt, durch die literarischen Quellen in die Lage versetzt, verhältnißmäßig eingehend referiren zu können. Und nicht an die flüchtigen Eindrücke und etwa beiläufig aufgehaschten Notizen von ausländischen Reisenden werden wir dabei gewiesen; auch die inländischen, mehr einem allgemeinen Wunsche des Wissens Rechnung tragenden geographischen Handbücher brauchen wir nicht in erster Linie zu befragen: es liegen vielmehr zeitgenössische Arbeiten vor, welche kraft der Namen ihrer Verfasser fast den Werth von amtlichen Darstellungen beanspruchen dürfen. Der Umstand, daß in denselben blos die beiden Vogteien Schönenberg und **Siberstein** behandelt werden, ist nicht von wesentlichem Belang, denn die Verhältnisse von Kasteln sind im Allgemeinen so wenig damals von denen der umliegenden Landschaft verschieden gewesen, als sie es jetzt sind.

Von den Verfassern der uns zugänglichen gedruckten Reisebeschreibungen hat blos Hofapotheker Andrae aus Hannover das in Rede stehende Gebiet durchwandert und darauf wenig besonders Merkwürdiges

gefunden. Seine Reiseroute führte ihn 1763 über den Bögberg. Was er an Notizen beibringt, werden wir betreffenden Ortes verwerthen.

Pfarrer Johann Ernst auf dem Kirchberg gibt von dem Amt, bei dessen Residenz er gleichsam als Hofprediger sitzt, eine kurze, aber vielfach auffällige Beschreibung. Ist dieselbe seinen Pfarrkindern vor die Augen gekommen, so haben sie sicherlich über den noch nicht eben sehr fest akklimatisirten Seelsorger Glossen gemacht, welche ihn in mehr als einem seiner Urtheile nur bestärken mochten. „Die Einwohner der Landschaft,“ läßt er sich 1760 vernehmen, „sind so rauh, als ihr Erdreich, zur Arbeit gehöhren, darinn erzogen, darbey sehr unerkannt. Gleich einem Postpferd, das seinen gewohnten Weg fortgehet, fahren sie in ihren hergebrachten Gebräuchen fort. Mit Vorurtheilen angefüllt gehen sie den alten Schlendrian; so hat es der Vater und Großvater gemacht. Wir haben gehört, daß von den Alten gesagt ist: Sie selber sagen nichts, sie denken nichts.“ Wäre er vor drei Jahren aus seiner Vaterstadt Aarau nach Kanada gezogen, er hätte daselbst keine Bodenart treffen können, die von derjenigen rechts an dem Flusse so verschieden gewesen, wie jene, welche Kirchberg und Umgebung aufweist. Ein Unterschied in dem, was Land und Leute betrifft, ist freilich auch zur Stunde noch immer sehr spürbar, nur wird kein ruhiger Beobachter die Vorzüge blos auf einem Aaruser finden. Der besonders in höheren Lagen auftretende eisenhaltige Lehmboden („Lätt“) macht eine fleißige Bewirthschaftung durch Dünger und Auflockerung unumgänglich und vermag ungewöhnlicher Masse und Trockenheit wenig erfolgreich zu trogen; allein die künstlichen Reizmittel erzielen sich dafür länger wirksam, als in der benachbarten Ebene, „weil der Lätt herd nichts durchläßt, und allen Salpeter und Fettigkeit bey den Wurzeln in der Oberfläche behaltet,“ und die erzielten Bodenfrüchte sind von dem Gras und den Erbsen hinauf bis zum Brennholz von vorzüglicher Qualität. Und wie das Land so die Leute. In Gegenden, die dem Verkehr vermöge ihrer Bodenbeschaffenheit entzogen sind, neigt die Bevölkerung ihr Ohr nur mit Mißtrauen Verbesserungsvorschlägen jeder Art, besonders dann, wenn sie aus anderen Lebens- und Kulturkreisen heraus ertönen. Die Ergebnisse großelterlicher Beobachtung und Erfahrung gelten mehr als das Wissen der Schulbank oder der landwirthschaftlichen Akademien.

Der Berichterstatter rühmt das vortreffliche Korn (Spelz) der Landschaft. Roggen gedeihe gar nicht, dagegen Hafer wohl; ebenso einige Hülsenfrüchte (er denkt an Feld- und Gartenbohnen, welche letztere schon damals in den Weinbergen Einzug gehalten hatten); andere Sorten, „als

Erbisen, Linjen u. werden so ungeschlacht, als das Land selber ist; auch verlieren sie im ersten Jahr ihre Farb. Die Erbsen werden alle schwarzbraun, wann sie schon weiß oder blau gesäet werden. . . . Erdfrüchte macht man im Ueberfluß, welches in dem harten Land etwas Wunderbares ist, sonderlich in Ansehen derer, die nur aus Wurzeln bestehen; der Fleiß der Bauernweiber bringt diesen Nutzen, die keine Fahrzeit noch Witterung abhalten, dahin zu tragen, was sie im Hause Ueberflüssiges haben, und mit Hacken den Herd locker zu machen."

Es ist hier neben weißen und gelben Rüben („Möhren“) ohne allen Zweifel auch von Kartoffeln die Rede.

Die von landwirthschaftlichen Dingen handelnden deutschen Bücher aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wissen mit dem Gewächs, welches heutzutage für unsere Zurlandschaft beinahe dieselbe Bedeutung hat, wie das „tägliche Brod“, noch fast nicht fertig zu werden. Der gelehrte Professor Emanuel König von Basel legt 1706 den Namen Erdäpfel den Artischofen (*Helianthemum Indicum tuberosum*) bei und bezeichnet die Kartoffeln (*Solanum tuberosum esculentum*) als Tartuffeln. Aber er weiß sonderbarer Weise von denselben zu berichten, ihr Stengel habe eine Höhe von acht Schuh und müsse daher angepöfält werden; die Blume sei purpurfarben und trage einen (einzelnen) grünen Apfel — Eigenschaften, die uns Kenner der modernen Kartoffel wieder in Betreff der Identität stutzig machen. Graf Michael Wnischsch, welcher 1764 eine Abhandlung über die Erdäpfel verfaßte, hatte die liebe Noth, seinen Gegenstand vor der Vereinerleung mit den Trüffeln, Erdschwämmen, Jerusalem-artischofen (*Topinambur*) und Erdbirnen frei zu halten, obgleich er versichern zu können meinte, daß seit hundert oder hundertfünfzig Jahren die Knollen, welche wir jetzt unter dem durchaus trüffelmäßigen Namen „Kartoffel“ verstehen, in allen Ländern Europas Eingang gefunden haben. Zur Zeit ist es nachgewiesen, daß sie am Anfang des vorigen Jahrhunderts im Württembergischen noch so gut wie unbekannt und erst fünf Dezennien später allgemein verbreitet waren. Im siebenjährigen Kriege mußte ein französisches Korps, welches auf sächsischem Boden stand, einmal während 8 bis 10 Tagen ausschließlich mit Kartoffelkost sich begnügen. Ob die Bekanntschaft mit dieser Frucht auch nach der Schweiz durch Waldenser gebracht worden sei, lassen wir hier billig dahingestellt. Von der Tradition, welche die erste Kunde derselben 1697 durch einen Glarner Kaufmann, Namens Jakob Strub von Schwanden, aus Irland nach der Schweiz gelangen läßt, ist uns erst

durch die Studie P. Fricker's Kenntniß geworden. Der Berner Bauer war bereits im dritten Jahrzehnt des vorigen Säkulums ein tüchtiger Kartoffeleßer. Brienz z. B. pflanzte mehr, als der Bedarf erheischte: jeweilen im Frühling kamen die Unterwaldner um 1730 herum insgemein über den Brünig, um von dem Ueberfluß sich abtreten zu lassen. Man verwendete die Kartoffeln auch in gedörrter Form: die Scheiblein wurden auf der Mühle gemahlen, das Mehl brauchte man zur Bereitung von Brei oder Brod. Ursprünglich hatte das fremde, zudem durch seine Sippe wenig empfohlene Gewächs als ein über allen Begriff gemeines Nahrungsmittel gegolten. Als die Zehntpflicht, welche die Obrigkeit auf die „Erdapfel- und Erdbirnäcker“ legte (1741 und 1761), die Knollen gewissermaßen adelte, wurde deren Werth landauf und landab anerkannt.

Kleinjogg war 1760 unter den Bauern seines Dorfes der erste, welcher in seiner Landwirtschaft dem Anbau der Kartoffeln eine hervorragende Stellung einräumte. Von einer Fucharte hatte er 200 Viertel Abtrag. Tag für Tag brauchte seine Haushaltung ein Viertel, wodurch alle drei Wochen ein Mütt Getreide weniger konsumirt werden konnte. Er berechnete, daß ein gleiches Stück Acker an Kartoffeln 1 bis  $1\frac{2}{3}$  mal so viel hervorbringe, als wenn dasselbe mit Korn bepflanzt worden wäre. Dazu kam die Erwägung, daß die Kartoffel von der Unbill des Frühlingstrostes und der Hagelwetter verhältnißmäßig wenig zu leiden habe. Das neue Kulturgewächs fand immer mehr Lobredner. Allgemein bewährte es sich Anfangs der siebziger Jahre. „Fortan wies man dem so kostbaren, noch nicht genug gewürdigten Geschenk, womit die Güte Gottes uns beglückte, den ihm zustehenden Rang an; wir verdankten demselben inmitten des Landesunglückes nicht blos eine kräftige Erleichterung, sondern auch die Kenntniß des zuverlässigen Auskunftsmittels, uns von der Abhängigkeit zu befreien, in welche wir durch den Umstand, daß wir in der Schweiz nicht genug Getreide bauen, uns gestellt sehen,“ schrieb Johann Kaspar Hirzel am 24. Juli 1774 an Major Frey in Basel, den Uebersetzer seines „philosophischen Bauern“. Und im nämlichen Jahre drechselte das Journal encyclopédique folgenden Satz: „Für den Landmann bilden die Kartoffeln so vielerorten ein tagtägliches Nahrungsmittel, daß man nicht eben leicht sagen kann, ob die Entdeckung Amerika's durch die Kartoffeln mehr Europäer am Leben erhalten, als sie solche durch den unersättlichen Durst nach dem im Schooße der neuen Welt verborgenen Golde zu Grunde gerichtet habe“. Die Theuerung der siebziger Jahre brachte das transatlantische Gewächs sogar in die Appenzeller und Graubündner

Berge hinauf. Damals (1771) galt nach der Aarauer Chronik von Rothpletz das Viertel Kartoffeln in Aarau einen Gulden, zwei Jahre darauf nur noch  $2\frac{1}{2}$  Bagen.

Im Jahre 1774 erschien in Zürich ein für die Landschulen bestimmter, von Professor J. K. Kramer verfaßter Bauernkatechismus. Dieser nennt „die Erdapfel“ „das Nützlichste und Ergiebigste unter Allem, was man pflanzen kann“, und beschreibt ihre Verwerthung folgendermaßen: „Sie geben gute und schmackhafte Nahrung; man kann sie mit Mühl vermischen und Brod daraus machen; man kann sie wie Zugemüß essen; man kann sie gefotten mit Salz essen; auf alle Art und Weise sind sie gut.“ Nebenbei werden sie als beste Mastung für das Vieh empfohlen. — Noch am Ende unseres Zeitraumes unterschied der Pfarrer Maurer von Albisaffoltern zwischen „Erdapfel“ und „Kartoffel“.

Nach den Berechnungen, welche Pfarrer Ernst bei einem anderen Anlaß der Berner ökonomischen Gesellschaft mitgetheilt, hat sich in der Amtei Biberstein die Kultur zumal des Lewats (Kohllewat zum Unterschied von Rüblewat, Rübsamen oder Keps) vortrefflich bewährt. Eine Zucharte (à 45,000 Fuß) guten Ackers, welche man mit diesem Gewächs (dessen Wurzel im Flämischen Navet genannt wurde) bepflanzt hat, wirft in ordentlichen Jahren, inbegriffen den Abtrag der dareingefäten Möhren (Carottes jaunes, panais), einen Nutzen ab von netto 91 Reichsthalern oder 228 Franken — was sehr viel besagen will. Das Lewatöl fand verschiedenartige Verwendung: es wurde gebrannt, es leistete in Seifensiedereien, bei der Lederfabrikation, bei dem Walken von Wolltüchern wohlbezahlte Dienste. Die besten in der butterarmen Küche. Zu diesem Behuf bereitete man es folgendermaßen zu: Das Del ward in der Pfanne über dem Feuer erhitzt, hernach „verbrennen sie in demselben ein Stück brodes oder rüben, dieses nihmt dem öhl seinen natürlichen geschmak, so daß man kaum weiß, ob die speise mit butter oder öhl abgekocht ist.“ Die Delsuchen fanden Verwerthung als Dung- und Mastungsmittel; das Stroh ward ebenfalls zur Fütterung für Schafe und Rindvieh oder auch als Streu und zur Feuerung benutzt. In den ersten Wochen des Frühlings genoß der Bibersteiner Bauer, wie seinerseits auch derjenige Deutschlands, das zarte Laub in Form von Salat mit Del, Essig und Pfeffer oder mit Speck als gesundes Gemüse; fing das Laub an holzig zu werden, so ließ man dem Schmalvieh die Lewatatzung angedeihen. Wie sehr aber der Aargau auch mit dem Anbau der beiden Lewatsorten sich abgab, so reichte der Ertrag an Del für den Bedarf der Fabriken nicht aus, und es mußte das Fehlende aus dem Elsaß und aus Lothringen eingeführt werden.

Der weißen Rübe („Rebe“) wendete man eine ebenso große Aufmerksamkeit zu. Gewährte dieselbe doch ein vortreffliches Viehfutter und schmeckte mit und ohne Kümmel jedermänniglich. Und „wie gut und anständig zu einer blatten Rüben ein Schweintumbacken sey, weiß ein jeder, der einen gefunden geschmak hat,“ berichtet 1772 der Pfarrer Strehl, welcher im gegenüberliegenden Suhr mit ausgesprochen persönlichem Interesse dem Rübenbau sich hingab. Schon damals wurden die einzelnen Stücke klein geschnitten und mit „Kabis“ eingemacht. Eine Verwendung dieser Bodenfrucht, die jetzt hier zu Lande seltener sein dürfte, beschreibt Strehl so: „Man hächelt sie, legt sie auf ein hürdlein in einen bakofen, nachdem das brod ausgezogen, und kann sie ein jahrlang aufbewahren; sie werden gekocht wie die grünen Rüben.“ Was ein anderer ökonomischer Schriftsteller jener Tage wider die Kartoffeln als Schweinemast vorträgt, wird hier zu Ungunsten der Rüben geltend gemacht: von ihnen „erwarte niemand breiten speck! Sie müssen mit erdäpfeln und Krüsch, oder gar mit mehl vermischt werden. Die Rüben sind bey den schweinen nur ein mittel zur ausspannung des hauches.“ In den Jahren 1762 bis 1772 schwankte der Preis eines Korbes dieser Frucht zwischen 6 und 24 Kreuzer; der Durchschnittsertrag einer Fucharte stellte sich auf 80 bis 100 Körbe. Sehr einträglich erwies sich übrigens die Kultur deshalb nicht, weil der Absatz in „der“ Stadt ein recht geringfügiger war: der auch dieser Sorte von Brei wohlgeneigte Aarauer pflanzte den Rübenbedarf in den eigenen Marken.

Die Vorbedingung zu einer erspriesslichen Viehzucht war vor hundert Jahren weniger leicht zu erfüllen als heute. Die Wiesen im Thalgrund werden zwar als abträglich geschildert: der Aarenebel und die Dorfbäche befeuchten sie, und gerade während jener Zeit gab sich die Berner ökonomische Gesellschaft (1759 von J. N. Tschiffeli gegründet) rühmliche Mühe, dem Landvolk die Vortheile der Bewässerung deutlich vor Augen zu malen. Bereits hundert Jahre früher hatte Franz Wyß als „Comendant“ zu Aarburg (1665—1670) seine Herrschaftsleute auf den Nutzen hingewiesen, welcher aus einer richtigen Bewässerung sich ergibt, und den Bauern zur Erstellung der erforderlichen Kanalisationen große Summen aus der eigenen Tasche vorgeschossen. Die rasch blühende Wiesenkultur dieses Amtes, für welche Meiners noch 1782 von Lob überfließt, erregte in den untern Theilen des Berneraargaus Nachseiferung, und neben Aarburg und Bosingen wird in unserem Zeitraum besonders das Gelände, wo Aa und Bünz sich nähern, wegen seiner fetten Grassuren gerühmt.

Derartige, zu Rousseau's Zeit doppelt erfreuliche Thatsachen sind auch dichterisch verherrlicht worden. Der neue, mir nicht weiter bekannte Bergil erhebt (1760) seine Stimme so:

Glücklich, dem sein Theil an ebenen Ufern fällt,  
 Wo die gezähmte Fluth sich sanft am Damme schwellt,  
 Gehorsam sich vertheilt durch die gezogenen Gräben,  
 Das schlummernde Gefild im Märzen zu beleben. . .

Und er weiß bereits rührende Exempel zu vermelden:

Nicht fern vom steilen Fuß der drohenden Arburg  
 Trinkt ist das grüne Thal die weit vertheilte Murg.  
 Den wilden Strauch vertritt des Futters reicher Saame,  
 Und von dem Hungerberg bleibt nur der falsche Name.  
 So gab ein Menschenfreund den unerkaufsten Rath;  
 Rühmt wohl ein Held sich einer schönern That? . . .  
 Der Landherr sieht erfreut von Wildes's edler Hüh'  
 Der Ströme wallend Licht in einer grünen See.

Albrecht Niklaus von Effinger brachte 1770 die Herrschaft Wildeggen um 350,000 Bernpfund an sich. Auf seinen Gütern führte er den Klee- und Luzernebau ein und brachte sie dadurch in besten Flor. Durch sein Beispiel ermuntert, fand die Anpflanzung von Klee und Luzerne nach und nach bei den Bauern der Umgebung Nachahmung und Aufnahme. (F. J. Huber.)

Die Bergmatten jedoch mögen damals noch nicht so sehr zu Ehren gezogen worden sein, wie heutzutage. Erst nach und nach grub man auch in unseren Landesgegenden nach Mergel („Nieten“); eine Art zu düngen, oder, wie man damals sagte, „das Erdrich zu erbessern“, welche von der Waadt aus allgemeiner verbreitet wurde. Ich will aber doch im Vorbeigehen bemerken, daß die allgemein verbreitete Meinung, welche das Birrfeld zuerst von Johann Heinrich Pestalozzi bemergelt werden läßt, falsch ist. Pfarrer Albrecht Stapfer von Diesbach bei Thun besuchte im Oktober des Jahres 1760 anlässlich einer ökonomischen Studienreise den Berner Aargau und auch das „wegen seiner unfruchtbarkeit so berühmte Birrfeld“. Eine an dasselbe stoßende Wiese fiel ihm auf: das Gras, und zwar meistens rother Klee, war fast fußhoch. Er fragte den Besitzer, ob er das Feldstück im Sommer nur einmal gemäht habe, weil jetzt noch so viel Gras darauf stehe? Der antwortete, es sei geheuet und geemdet worden. Ob er es mit Klee besät? Nein. Im Verlaufe des Gespräches vernahm er zu seinem großen Erstaunen, daß der aufgeführte Mergel all das bewirkt habe. Auch der Ortspfarrer

von Birr, Namens Johannes Frölich, hatte bereits 1762 von Versuchen mit Mergel an die Berner ökonomische Gesellschaft berichtet. Stapfer erachtete es geradezu als Pflicht jedes Patrioten, für einen besseren Anbau des Birrfelds besorgt zu sein: der Grund für die Unfruchtbarkeit desselben liege durchaus nur an der schlechten Bewirthschaftung!

Die Anpflanzung der Wiesen mit Esparsette und Luzerne fand in den sechziger Jahren allmählig Eingang. Die Esparsette (Türkischer Kleberklee, Hahnenkamm, sainfoin, pellagra in Piemont) scheint aus der Dauphiné nach der Schweiz gekommen zu sein. Im Neuenburgischen, wo man dem neuen Kulturgewächs mit Mergel zu Hilfe kam, erwiesen sich die Versuche mit demselben sehr zufriedenstellend. Die angrenzenden Berner Dörfer folgten nach, besonders diejenigen im Amt Aarberg. Auf dem Bibersteiner Territorium haben zwei Männer, Pfarrer Ernst und Johann Heinrich Hunziker, der jüngere, von Aarau, beide Mitglieder der ökonomischen Gesellschaft daselbst, um die Einführung der Esparsette sich verdient gemacht. Die Kenntniß dieser Grasart ist ohne Zweifel über die Schafmatt, aus der Basler Landschaft, in das Berner Gebiet gedrungen. Hunziker hatte in Erlinsbach auf schlechtem Boden eine Esparsetteernte kontrollirt. Er fand, daß die Fucharte in mittleren Jahren 54 Centner Heu abtrage, soviel also, wie die besten Wiesen gewöhnlicher Art nur in seltenen Fällen. Im Winter des Jahres 1762 galt der Center Esparsetteheu 25 Bagen. Aber, fährt er in seinem Bericht fort, wenn man für Mitteljahre auch nur die Hälfte dieses Preises ansetzt, so ergibt sich per Fuchart ein Nettogewinn von 23 Kronen (à 25 Bz.) 80 Kreuzer. Und solches Land kaufte man in Erlinsbach vor 20 Jahren und kauft es wohl jetzt noch, wo er schreibt, um 6 Kronen die Fucharte! Allerdings fingen die Bauern des Amtes allmählig an, auch ihrerseits eifriger als früher, den Werth ihres Bodens zu schätzen und Esparsette zu pflanzen. Von der Begünstigung dieser Kultur durch den Staat hoffte Hunziker einen unbeschreiblichen Vorteil. „Ich kan an den nuzen, welcher von hiezu dienlichen verordnungen zu erwarten steht, nicht ohne Rührung denken. Mich dünkt, ich sehe schon eine menge nun armer Landleute durch den anbau dieser köstlichen pflanzen bereichert. Mich dünkt, ich höre sie und ihre dem elend entrißene Kinder vor Freuden bey reicher erndte janchzen, und tausend segenswünsche über ihre gnädige Obrigkeit ausgießen“.

Da dort der Hahnenkamm so vortreffliche Ernten bot, so sollten denn „künstliche“ Wiesen an die Stelle der schlechteren natürlichen und jedenfalls des Aegertenlandes treten. Zwei Jahre nach Hunzikers Anregung

reichte das Armut der Vogtei bei dem Amtmann Ludwig von Bonstetten zu Händen der Obrigkeit ein Kollektivgesuch ein: es möge ihnen gestattet werden, einige magere Aecker, von denen sie Bodenzins zahlten, wo aber nichts als Wachholder, Disteln und Dornen wüchsen, mit Esparsette zu bepflanzen. Diese Grasart gedeihe an ihren steinigen Halben gut, und auf solche Weise könne dem drückenden Futtermangel gesteuert werden (1765). Bonstetten befürwortete den Wunsch, und die Regierung, gewiß auch in Erwägung der Erhebungen Hunzikers und jederzeit auf das Wohl ihrer Bauernleute bedacht, hat ohne Frage hier nicht abgeschlagen, was sie gleichzeitig anderwärts ohne weiteres gestattete.

Auf mehr als einem Punkte hing mit der Frage wegen Futtermangel und Einführung „künstlicher“ Grasarten zusammen diejenige, welche sich um die bessere und sodann auch gerechtere Nutzung der Allmende drehte. Die berner ökonomische Gesellschaft studierte sie eingehend, und Pestalozzi's Arner ist auf diesem Punkt lediglich der Vollzieher ihrer Reformideen. England erließ damals Gesetze, welche die Besitzer der Allmenden verbanden, sie zu Privateigenthum zu machen. Aber die Berner versichern, ihre Anschauungen hätten sie längst gehabt, bevor man jenseits des Kanals in der Angelegenheit von sich habe reden machen. Es galt, ein Stück mittelalterliche Einrichtung abzuschaffen. Der bereits genannte Stapfer macht die Allmende für die zunehmende Armut, den Niedergang des Getreidebaus, der Viehzucht verantwortlich. „Wan die Allmenden unter ihre Besitzer ausgetheilt werden, so werde man sehen schöne, fruchtbare, mit Getreid, Erdfrüchten und fettem Grafe bewachsene Güter da entstehen, wo jezund nichts als magere, und übel in Ehren gehaltene Weyden sind. Dann, wie mancher Vater, der etliche Söhne und nur eine kleine Besitzung hat, wurde froh seyn, wenn er seinen Antheil an der Allment einem oder zweyen von ihnen übergeben könnte, damit sie denselben anbauten, und sich darauf nähren könnten. Der Tagelöhner, der jezund mit der Armuth kämpft, und keinen andern Nutzen von der Allment hat, als daß er etwann fünf Monate im Jahr eine Ruhe darauf kann lassen Hunger leiden, wurde auf einmal zu einer beträchtlichen Besitzung gelangen, auf welcher er für sich und sein Hause Getreid und andere Lebensmittel pflanzen, und seine Ruhe, oder noch mehr Viehe das ganze Jahr hindurch erhalten könnte“ (1760). Derartige Erwägungen waren mindestens wohlgemeint und fanden unter den wenig oder gar nicht begüterten Dörflern auch eine gute Statt. Im nämlichen Jahre 1765 stellten die ärmeren Bibersteiner Vogteileute an die Obrigkeit das Gesuch, sie solle die Gemeinden Erlins-

bach, Rüttigen und Biberstein dazu verhalten, die Allmende zu vertheilen, damit der rationell bewirthschaftete Boden an Klee und Holz einen ungleich größeren Ertrag abwerfe; ein jährlicher Grundzins in den gemeinen Säckel wurde freiwillig anerboten. Die Aarau'ers ökonomische Gesellschaft war eine Tochter der bernischen: im Amte Biberstein halfte nur nach, was man zu Bern schon Jahre lang gepredigt. Allein der Landvogt von Bonstetten hielt dafür, derartige Gesuche müßten, wenn er sein Siegel darunter setzen sollte, von den Gesamtgemeinden gestellt werden. Hierauf Versammlung aller Dorfgenossen, wo die reicheren Bauern sauer genug dreinschauten und nur die Anwesenheit des Amtmanns Schlägereien verhinderte. Historisches und natürliches Recht, Hartherzigkeit und Begehrlichkeit machten sich mit gleich schwer wiegenden Gründen geltend. „Die Obrigkeit,“ schließt Müller diese Berichterstattung, „munterte den Landvogt auf, die bessern, obschon ärmeren Leute in ihrem Vorhaben, Klee zu bauen, mit Klugheit zu unterstützen und nachdrücklich dahin zu wirken, daß die Gemeinweiden mit Zustimmung des Volks getheilt würden.“ Ein Jahr darauf, so konnte N. E. Eschärner freudig nach Bern melden, entschloß sich die Gemeinde Othmarsingen zur Vertheilung ihrer Gemeingüter; auch die Gemeinde Suhr lasse ein Gleiches hoffen. Birr schaffte, wie J. J. Huber in seinen „Erinnerungen“ angibt, 1780 den Weidgang ab.

Bei alledem darf man doch nicht glauben, daß die Viehzucht der vorwüflichen Gegend im Laufe der letzten hundert Jahre Fortschritte gemacht habe: wie die folgende Tabelle darthut, welche freilich bloß die Hauptortschaft Rüttigen repräsentirt, ist das Gegentheil der Fall. Schuld daran sind die verschiedenen in Aarau gebotenen Gelegenheiten, mit geringerem Einsatz mehr zu erwerben, der mittlerweile wieder stark betriebene, die Arbeitszeit sehr absorbirende Weinbau und Anderes, worauf man sich vielleicht in den nächsten Jahrzehnten wieder besinnen wird. Rüttigen hatte nach Müller (doch vergl. auch Bronner I, 456 f.) und Luz:

	Einwohner.	Pferde.	Ochsen.	Rühe.	Schweine.	Schafe.	Ziegen
1765	670	53	125	157	?	70	65
1833	1718	21	28	227	200	16	78
1864	1847	10	40	423	395	9	192

Wäre nun der Viehbestand gleich geblieben, d. h. mit der Bevölkerung gewachsen, so hätte, von 1765 ausgehend, die Zählung folgende Ziffern aufweisen müssen:

1864	1847	146	345	433	—	193	179
------	------	-----	-----	-----	---	-----	-----

Man sieht: im Jahre 1864 hatte sich in Rüttigen gegenüber 1756, bezeichnend genug, lediglich die Zucht der Ziegen oder, wie Pestalozzi sie nennt, der „Kaffeegeißen“ vermehrt. Und seither ist diese Bewegung im Allgemeinen ruhig ihres Weges gegangen. 1881 hatten 1800 und etliche Einwohner Rüttigens 3 Schafe, 287 Schweine, 15 Pferde zc. und 287 Ziegen.

Müller fügt eine Tabelle bei, welche das landwirthschaftliche Areal dieser Gemeinde in den Jahren 1765 und 1864 übersichtlich darstellt. Ich lasse dieselbe hier folgen und setze in einer letzten Rubrik die Totalsummen hinzu, um zu zeigen, daß doch irgendwie unberechenbare Größen vorliegen. Rüttigen hat Zucharten

	Waldung	Ackerfeld	Wiesen	Weinberg	Unfruchtb. Land	Total
1765	710	640	245	125	185	1915
1864	1093	1300	950	280	60	3683

(inbegr. 45 J. Staatsw.)

Treten wir nun wieder in die Zeit zurück, wo Pfarrer Ernst der Berner Oekonomischen Gesellschaft seinen Bericht gab. Dem Weinbau weiß er Günstiges nachzusagen: „der gehet besser von statten,“ als die Wiesenkultur. „Der Wein ist trinkbar und haltet sich lang.“ Der nächstfolgende Referent (Fäsi), welcher im Uebrigen den Vorgänger getreulich kopirt, nannte den Bibersteiner geradezu „schmackhaft“; einem ferneren, der am Ende des Jahrhunderts schrieb (Normann), wurde, wenn er diese Notiz nicht etwa dem Dictionnaire géographique, historique et politique von B. B. Tschärner und Th. C. v. Haller (deutsche Bearbeitung I. Bd. S. 210) entnahm, zu Handen seines umfangreichen Werkes vermeldet, das fragliche Gewächs „werde hier in wenigen Gegenden gebauet und sei nur schlecht.“ Hat sein Gewährsmann etwa in irgend einer Pfisterei zu Aarau, wo man schon hundert und fünfzig Jahre früher den Elsäffer für Reisende, Alte, Kranke, Kindbetterinnen und — auch den Hausgebrauch vorzog, unseren Landwein an dem aus dem Rytthal (La Vaux) gemessen, so wird auch der steifste Patriot über solchen Geschmack nicht streiten. Markus Luz, abermals ein Pfarrer, von Läuelfingen her in solchen Dingen unverwöhnt, hat ein Menschenalter später (1835) keinen Anstand genommen, dem Schweizerland bekannt zu geben, im Bezirk Aarau werde „viel und guter Wein gebaut“. Mit dem letzten Theil dieser Behauptung waren die Männer von Rüttigen von jeher einverstanden. Schon 1757 nämlich und noch mehr 1762 — die Berner hatten (1743) durch ein, nicht bloß wider Elsäffer, Neuchâtelser und Ausländer überhaupt, sondern auch gegen den neuerdings beliebten Waadtländer Wein

gerichtetes Einfuhrverbot den unteren Aargau zur Kultur der Reben aufgemuntert — nahm daselbst die Weinpflanzung einen neuen Aufschwung. Der Eggbübel, mit dessen bisherigem Ertrag an Tännchen und Wachholdersträuchern man von Rechts wegen unzufrieden war, wurde damals von einigen einsichtsvollen Landleuten — die Akten nennen zwei Bolliger, einen Blattner, einen Bircher und einen Wehrli — als künftiger Weinberg in Aussicht genommen. Es fand in aller Form ein hochobrigkeitlicher Augenschein statt: der Bibersteiner Landvogt Wytttenbach, der Experte Pfarrer Ernst, das Stift Beromünster, welches hier im Besitze der Zehntgerechtigkeit stand, sagten zu dem von den Rüttiger Denologen gemachten Vorschlage Ja, die Gnädigen Herren zu Bern darauf Amen (10. Februar 1762). Und trotz der bald eintretenden Fehljahre erhielt sich der Weinbau auf dem Eggbübel bis auf den heutigen Tag.

Der oben angezogene „Ryfwein“ mochte um 1750 herum den Bibersteiner Anteileuten weniger bekannt sein, als denen in den Munizipalstädtchen und in der gegenüberliegenden Grafschaft Lenzburg. Gebrach es doch in diesem Juragebiet damals noch fast gänzlich an allem und jedem Gewerbe, das klingenden Gewinn'abgeworfen hätte. Die verschiedenartigen berufenen Versteinerungen, welche der Naturforscher antraf, nahm er ohne Entgelt mit; die Mabaftergruben, von denen heute, wie es scheint, auch die letzte Erinnerung am Erlöschen ist, haben wohl nie für einen irgend belangreichen Handel Material geliefert. Zschokke weiß (1816) zwar von „beträchtlichen“ Lieferungen, welche der Mabafterbruch auf der Stafflegg gemacht habe, und von einem, 1804 in eine dritthalb Schuh mächtige Mabafterschicht getriebenen Stollen zu berichten. Allein, fügt er kleinlaut und bezeichnend hinzu, Arbeiten würden daselbst nur dann fortgesetzt, wenn ansehnliche Bestellungen eingingen. Bronner nennt als hervorragende Jahre 1806—1810: da seien sehr schöne rosenrothe, fleischrothe und schneeweiße Blöcke für Bildhauer zu Tage gefördert worden; jedoch wären dieselben für eigentliche Kunstwerke zu weich, zu salzartig und brüchig gewesen. Man habe schöne hohle Vasen für sanfte Nachtbeleuchtung daraus — fast nicht bilden können, und die Statuen, Reliefs und Basreliefs, für welche jenes Material verwendet worden, seien nicht haltbar gewesen. Bei dergleichen Angaben erinnert man sich unwillkürlich an neuere und neueste Reisehandbücher.

Das Goldwaschen aus dem Arjand war schon deswegen nicht lukrativ, weil die Obrigkeit zu Bern den Ertrag dieser Thätigkeit über Gebühr besteuerte.

Dr. C. Mösch führt Goldwäscher bei Brugg an, welche eine Zeit lang per Stuhl ungefähr 20 Fr. im Tage verdienten. Sonst entfällt für einen Arbeiter etwa ein Betrag von 2 bis 8 Fr. per Tag. Weniger vortheilhaft stellt sich der Erwerb nach den Erhebungen, welche die Aargauische Naturforschende Gesellschaft machen ließ. Dieselben ergaben für 311 Goldwäschertagewerke eine Einnahme von beinahe 20 Louisd'or, was per Tag 11 alte Schweizerbagen oder 1 Fr. 57 Cts. ausmacht. Für den Gran Gold erhalten die Goldwäscher jetzt 14—15 Cts. Neben der Aare führt auch die Reuß Gold. Dasjenige, welches aus dem Aargau gewaschen wird, enthält als weitere Metallbeimischung lediglich etwas Silber und ist bei Kennern geschätzt. Gegenwärtig wird im Aargau nur noch zwischen Schinznach und Waldshut Gold gewaschen.

Weit größere Bedeutung hatten seit Jahrhunderten die auf Gewinnung von Bohnerz gerichteten Bestrebungen. An verschiedenen Punkten sind Gruben und Erzwäschereien eingerichtet gewesen, so zum Beispiel am Zusammenfluß des „Laurenzenbrunnens“, des Höhlibächlis und des Zwieselbaches zum Erzbach und am oberen Rombach auf der Buch („der Erlach-Stollen“); noch jetzt fördert der Bauer Schlacken zu Tage, welche an eine, oft in Angriff genommene und schließlich wieder aufgegebene Industrie erinnern.

Nachdem Johann Theobald Sohler, ein Bürger von Aarau, über dem Betriebe des Bergwerkes geschäftlich mißglückt war, ward es 1731 zwei Baslern, Burckhardt und Zäslin, verpachtet. Je der fünfte Kübel gewaschenes Erz (an Gewicht  $3\frac{1}{2}$  Centner) bezahlte dem Bibersteiner Amtmann zu Händen der Obrigkeit einen halben Gulden. Die Ausbeute war sehr verschieden; es gab Jahre, wo an 5000 Kübel herausgefördert wurden, in schlechten bloß 2200. Von 1761—1766 weisen die Verzeichnisse zusammen nur 9847 Kübel auf, was einem Geldbetrage von 4923 Gulden 8 Bagen gleichkommt. Während dieser sechs Jahre betrug also die Einnahmen des Fiskus aus den Rüttiger und Erlinsbacher Bergwerken 492 Gulden 21 Kreuzer. Das schien den Bernern, wie begreiflich, sehr geringfügig, und sie hatten nicht übel Lust, den Grund eines so armseligen Nettogewinnes bei dem Pächter und der Art und Weise des Betriebes zu suchen. Allein der Vertrag war für 50 Jahre abgeschlossen. Da berichtete der Obervogt von Biberstein den Gnädigen Herren zu Bern, die Inhaber des Bergwerkes trieben unter der Hand mit den Bauern von Rüttigen Holzhandel und entzögen dem Walde dergestalt alljährlich bis auf 300 Stämme. Nun war die Obrigkeit der Basler völlig müde und nahm die Erzgruben wieder zu eigenen Händen.

1773 wurden dieselben unter günstigeren Bedingungen für die Staatskasse an das Stift St. Blasien auf dem Schwarzwald vergeben. Allein die Sache gestaltete sich auch jetzt nicht vortheilhafter: statt der gehofften Mehreinnahmen zeigten sich in der Folge Verluste. Umsonst that Bern hier wie bei dem Bergwerk im Oberhasle zur Förderung der Unternehmung sein Möglichstes; auch die Oekonomische Gesellschaft befaßte sich eingehend mit der Hebung des Bergbaus: die Eisenindustrie auf die Dauer zur Blüthe zu bringen, gelang nicht. Ganz auffallend steigerte sich der Gewinn für den neuen Staat Aargau; das Jahr 1804 komparirt mit 4357 Franken; 1805 weist eine nur wenig geringere Summe auf. Allein gleich darauf ergab der Betrieb statt Aktiven Passiven. Der Erlach-Stollen wurde wegen seiner die Ausförderung des Erzes vertheuernden Weitläufigkeit verlassen, nachdem etliche Jahre vorher (1807) südlich und südöstlich davon der Hungerberg in Angriff genommen und daselbst der „Meyer-Stollen“ getrieben worden war. Weil im Lande nicht hinreichend Holz sich fand, um das Erz zu schmelzen, brachte man es in die Hochöfen von Wehr und Albrück, jenes Eigenthum der Basler, dieses des Fürstabtes von St. Blasien. Der Untervogt von Erlinsbach besorgte die Einmessung des Rohproduktes auf Wagen, welche die Lasten nach Aarau schafften; da wurde das Erz auf Schiffe geladen und gelangte über Brugg und Waldshut an seinen Bestimmungsort. Als die Eisenindustrie blühte, konnten etwa 20 Personen aus dem Amte Biberstein in den drei Gruben, andere bei dem Waschen und Verführen lohnenden Erwerb finden; der einzelne Arbeiter erhielt 12—18 Kreuzer Taglohn.

Der ganze Betrieb fand seinen definitiven Abschluß in unserem Jahrhundert.

Ältere Leute wissen noch von mehreren Schächten und zumal einem Stollen zu reden, welcher den ganzen Hungerberg in südöstlicher Richtung durchbrochen habe. Seit den Unternehmungen Muckenbergers und Haggenmachers hat Niemand mehr diesen Theil des Juras bergmännisch auszubeuten versucht. Mögch gibt als Gründe der Nichtrentabilität der Ausbeutung an: das Erz, weil stark mit Ton vermischt, habe für den Hochofen erst durch Schlämmen vorbereitet werden müssen; es seien wenig mächtige Ablagerungen vorhanden. Das „Rätterz“ im Hungerberg sei übrigens ursprünglich daselbst abgelagert, während weiter westlich das Bohnerz als eingeschwemmtes sich erweise. Vergl. für Spezielleres die Chronik v. Rothpletz.

Als dieser Erwerbszweig mehr und mehr verdorrte, fing im benachbarten Aarau die Baumwollen- und Seidenmanufaktur zum Heil der Umwohner zu blühen an.

Es fällt gewiß nicht auf, daß bis an das Ende unseres Zeitraums das Straßenwesen der Vogtei Biberstein in einem sehr unentwickelten Zustande war. Das bäuerliche Gewerbe, welches bloß auf Gewinnung von Lebensunterhalt für gute und schlimme Tage gerichtet war, machte auf diesem Territorium weit bescheidenere Ansprüche, als Handel und Gewerbe im engeren Sinne des Wortes. Um etwaigen Ueberfluß an Wein und Cerealien in die Stadt zu schaffen, brauchte man seltener Lastwagen; die Ausfuhr von Holz, worauf die Kurzsichtigkeit der Rüttiger einmal gerieth, wurde zum Glück, wie bemerkt, bald eingestellt, — und was hätte man auch weiter in größerer Menge verkaufen oder kaufen sollen?

Das zweite Blatt von Meyers Atlas, vor 84 Jahren in Aarau gestochen, hat für das ganze Amt Biberstein nur punktirte Wege: Schafmatt, Benten und Gjulafluh erfreuen sich derselben Zeichnung, wie die Strecken zwischen Biberstein, Rüttigen und Erlinsbach einerseits und Aarau andererseits. Südwärts von dem Flusse sieht das Kartenbild ganz anders aus.

Vor 1740, wo Bern mit der Verbesserung seiner Landstraßen unter allen eidgenössischen Orten den Anfang machte, war das Reisen in der Schweiz mit verschiedenen Schwierigkeiten verbunden und meistens (erst in den letzten Dezennien des Jahrhunderts kam das Wandern zu Fuß wieder auf) bloß zu Pferd oder in der Sänfte ausführbar. Immer mehr hielt Berns Straßenwesen in der Folge den Vergleich aus mit denjenigen der fortgeschrittensten Nachbarstaaten, so Italiens und Deutschlands; bald übertraf es darin sogar Frankreich. Solothurn und Basel folgten dem Beispiel des Musterstaates. Diese Zustände erregten die Bewunderung der Reisenden. Nirgends, bezeugte noch 1781 der Franzose Robert, der Géographe ordinaire du Roi, habe ich hölzerne Brücken gefunden, welche mit ebensoviel Kunst, Verstandniß und Kühnheit gebaut wären, wie in der Schweiz. Einige zwanzig Jahre früher war Hirschfeld, später Professor in Kiel, über Basel und den obern Hauenstein nach Solothurn und Bern gekommen. In seiner, 1769 erschienenen Reisebeschreibung läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Die Straßen in den meisten Gegenden der Schweiz sind eben, breit und sicher, und man muß auch die Sorgfalt loben, welche man darauf wendet, um die Wege bequem zu erhalten oder zu machen.“ Im Bernergebiete besonders sind „die Wege so anmuthig und bequem, daß man sie nicht besser finden kann“. Merkwürdig erscheint der Umstand, daß Zürich trotz seines schwunghaft betriebenen Handels dem Bau und Unterhalt der Verkehrswege weit geringere Aufmerksamkeit schenkte. Seine Straßen verdienten nach dem Urtheile von Meiners eher das Prädikat schlecht als mittelmäßig. Eine löbliche Ausnahme machte die zunächst den Badefahrten dienende Strecke zwischen Zürich und Baden: die war „superbe, une vraie promenade.“

die schönen Dörfer wie gemacht, dem Auge des Reisenden angenehme landschaftliche Abwechslung zu bieten. Dieser mußte für das Fuhrwerk freilich auch entsprechend bezahlen, Gerden zum Beispiel dritthalb Landthaler (zu reichlich 4 Mark: das Eisenbahnbillet II. Klasse für dieselbe Fahrt kostet jetzt 1 Mark 25 Pf.), „so allerdings sehr kostbar ist“. In der übrigen Grafschaft Baden sah es in Sachen der Wege nicht überall so glänzend aus. Storr auf seiner Alpenreise kam 1781 von Zurzach her nach Brugg und bemerkt über seine Wahrnehmungen: „Der Eintritt in das Berner Gebiet kündigt sich von allen Seiten auf das vortheilhafteste an. Die Landstraßen unterscheiden sich sogleich durch ihre vortreffliche Beschaffenheit; auch werden sie mit der aufmerksamsten Sorgfalt unterhalten. Kein Lastwagen darf über 40 Centner führen, welches zu untersuchen, an verschiedenen Orten, sie zu wägen, Anstalt gemacht ist. Die Hemmketten sind verboten, und an ihrer Stelle müssen die Fuhrleute sich hölzerner Hemmschleifen oder Hemmschuhe bedienen.“ Völlig übereinstimmend loben Meiners und Norrmann das bernische Straßenwesen. Es kostete den Staat von 1780—1798 die Summe von 1,471,000 Schweizerfranken, wovon 254,000 auf den Aargau entfielen. Die Heerstraße des Landes gieng freilich an der Amtei Biberstein vorbei.

Man mag das Schlußurtheil des Pfarrers Ernst über seine Angehörigen: „Tummheit, Hartnäckigkeit, Trägheit, eine neue Arbeit vorzunehmen, wird bey dem Landmann zu allen Zeiten eine unübersteigliche Hinderniß seyn“ noch so einseitig, beschränkt und lieblos finden: das Verhalten der Bibersteiner am Anfang der Siebziger Jahre wird Niemand in Schutz nehmen dürfen. Damals betrieb der Schenkenberger Landvogt Niklaus Emanuel Tscharner bei der Berner Regierung den Bau einer Straße über die Staffelegg, damit Thalheim und Densbüren für ihre überflüssigen Bodenerzeugnisse einen bequemen Abzugskanal erhielten. Arau wollte sich bei dem Unternehmen mit 5000 Gulden betheiligen. Das Projekt hatte bereits 1756 von sich reden machen (Delhafen). Einer solchen Neuerung aber widersetzten sich „die von Biberstein aus Forcht vor der Konkurrenz ihrer Nachbarn, Eifersucht und Neid“. Die Anwohner der Bözbergstraße wurden ins Interesse verflochten, das österreichische Frickthal, die Stadt Brugg machten mit, „aus einem Dorfhandel ward ein Staatsgeschäft,“ und der ganze Plan Tscharners zerschlug sich. „Wer die Lage der Gegend kennt, wie ich“, schreibt dieser einsichtsvolle Mann in einem noch ungedruckten Brief an Jsaak Iselin, „muß sich billich über diese Bewegung wunderen. Die Waaren, wenn auch je da eine Landstraße wäre, kommen von Rheinfelden und Lauffenburg gräder und leichter über Bözen als Densbüren in unser Land, und auf die Hauptstraße. Ich sehe nicht ein, wie eine Kommunikationsstraße zwischen zweyen

Nemteren jemand nachtheilig sein könnte.“ Erst, als es dann galt, die einzelnen Stücke des neuen Staates Aargau in festere Verbindung mit einander zu bringen, ward auch die Staffelegg mit einer für jene Zeit vortrefflichen Straße versehen (1806—1808).

Bevor eine Darstellung der Erwerbsverhältnisse des **Schenkenberger Amtes** zu geben versucht wird, wollen wir den Leser über den Umfang und die Einwohnerzahl des Territoriums verständigen. Bern war gewohnt, seine dreiundfünfzig (bezw. 57) Vogteien je nach deren Ertrag für den Fiskus in vier Abtheilungen zu rangiren.

Ueber die wirklichen Einnahmen hat Meiners folgende Angaben: Die Vogteien der ersten Klasse werfen alljährlich ab je 6000—8000 Thlr.

„	„	„	zweiten	„	„	„	„	4000—5000	„
„	„	„	dritten	„	„	„	„	3000—4000	„
„	„	„	vierten	„	„	„	„	weniger als 2000	„

(1 Thlr. à 30 Bagen.)

Normann, auf Burlauben's Angaben fußend, fügt bei, die Einnahmen mehrerer Vogteien seien so bedeutend, „daß die Landvögte nicht nur während ihrer sechsjährigen Amtszeit einen großen Aufwand machen, sondern noch ein Kapital von 25- bis 30,000 Thalern ersparen könnten“. Tillier modifizirt und spezifizirt folgendermaßen (wobei die Ansätze auf mittelmäßige und gute Jahre sich beziehen):

1. Die Hofmeisterei Königsfelden trägt ein 13,850—17,200 Bernpfund.
  2. „ Landvogtei Leuzburg „ „ 11,400—15,210 „
  3. „ „ Aarburg „ „ 7,250— 8,825 „
  4. „ „ Kasteln „ „ 4,110— 6,126 „
  5. „ „ Biberstein „ „ 4,200— 6,140 „
  6. „ Stiftschaffnerei Zofingen „ „ 3,200— 4,885 „
- Schenkenberg fehlt. Vier Pfund machen einen Thaler.

Biberstein und Kasteln — dieses begriff den Amtssitz, Auenstein, das Winzerdorf Oberflachs, Schinznach-Dorf und Billnachern in sich — gehörten also der letztern Klasse an, Schenkenberg (seit 1776) der dritten, Kasteln der vierten. Für diejenige, welche uns hier zunächst beschäftigt, ist diese Thatsache sehr bezeichnend. Denn ihrer Ausdehnung,  $4\frac{1}{2}$  □ Stunden, nach sollte sie (vor 1776 hatte sie in der ersten Klasse figurirt) eine ganz andere Stellung einnehmen: kommt sie doch darin fast dem heutigen Bezirk Brugg gleich, soviel davon am linken Aarufer liegt. Schenkenbergisch waren nämlich die Pfarrgemeinden Densbüren, Bözen, Mönthal, Mandach, Rein, Bözberg, Umiken (ohne Billnachern), Beltheim (ohne Oberflachs) und Thalheim. Etwyl, zwischen Mandach und Leuggern, seinerzeit „das einzige papistische Ort Berner Gebietes“, ist zu unbedeutend, als daß wir

in der Folge darauf Bezug nehmen wollten und könnten. Die folgende Tabelle gibt eine Uebersicht der Bevölkerung derselben, wie sie sich vor ungesähr hundert Jahren darstellte. Zur Vergleichung setzen wir noch die entsprechenden Ziffern bei, welche etwa fünfzig und dann wieder fünfzig Jahre später erhoben worden sind.

Kirchgemeinden.	1769	1827	1880
1. Densbüren	486	704	1040
2. Bögen	822	1038	1197
3. Mönthal	268	417	413
4. Mandach	524	657	659
5. Rein	1501	1830	2220
6. Bözberg	828	1157	1094
7. Umiken (ausg. Billnachern)	370	600	501
8. Beltheim (ausg. Oberflachs)	374	420	565
9. Thalheim	486	840	1022
Summa	5659	7688	8711

Es liegt uns auch Material vor, wenigstens für einige Gemeinden, beziehungsweise Ortschaften der Vogtei den Nachweis zu leisten, daß sich die Bevölkerung von 1566 bis in Tsharner's Zeiten trotz der Pest, welche während der Jahre 1667—1669 in Rein, Billigen und Stilli 662, auf dem Bözberg 320, in Umiken und Rinken 235 und im Mönthal 80, zusammen 1327 Personen hinraffte (Nothplog S. 164), verdoppelt, ja verdreifacht habe. Tsharner findet die Ursache davon in der Milde der Regierung, der Säkularisation der Kirchengüter, der Verminderung der Abgaben, der Friedenszeit, dem Einflusse der nahen Industrie.

Es hatten Feuerstätten (zu 4—5 Personen)	1566	1766
Remigen und Mönthal	49	121
Billigen	66	105
Lauffohr, Rein und Rüfenach	19	84
Stilli	8	52
Rinken	10	56
Unterbözberg mit Langmatt, Grindwäschi und Hasen	11	34
Oberbözberg mit Homberg, Bächlen, Adlisberg und Rüdacker	24	49
Ueberthal	4	6
Eggenwyl und Stalden	20	15
Linn	16	26
Ursprung	5	18
Summa	230	566

Für das Folgende, soweit es die Landwirthschaft betrifft, ist hauptsächlich die „physisch-ökonomische“ Beschreibung des Amtes, welche der mehrfach erwähnte Landvogt Niklaus Emanuel Tsharner bei

läufig zwei Jahre vor seinem Weggang von dem Residenzschloß Wildenstein in dem ersten Stück der „Abhandlungen und Beobachtungen durch die Oekonomische Gesellschaft zu Bern gesammelt“ für 1771 hat erscheinen lassen. Der Aufsatz umfaßt daselbst über 200 Seiten und läßt in jeder Beziehung alles Einschlägige, was damals oder früher, vielleicht auch später, über irgend einen Theil des alten Berneraargaus geschrieben worden ist, weit hinter sich. „Diese wahrhaft gediegene, ausgezeichnete Schrift“, urtheilt Tscharners Biograph Dr. R. Fetscherin im Berner-Taschenbuch auf das Jahr 1852, „verrätth eine solche Kenntniß dieser Gegend in allen ihren Verhältnissen, daß es wirklich fast unbegreiflich ist, wie eine so eindringliche Forschung nach kaum vierthab Jahren von Tscharners Amtsverwaltung möglich war; nur eine treffliche Vorbereitung durch gründliches Studium heimischer und auswärtiger Verhältnisse, ein scharf beobachtender Blick, vertrauter Umgang mit allen seinen Amtsangehörigen bis zum Geringssten herab, verbunden mit rastloser Thätigkeit, — nur dieses allein vereint und eng verbunden mit dem regsten Sinne, für Volkswohl im edelsten Sinne zu wirken, konnten eine solche durchgreifende Kenntniß möglich machen.“

Daß Tscharner sich um die Hebung der Wiesenkultur verdient gemacht habe, ist oft erwähnt worden. Er berichtete bereits 1768 dreimal nach Bern über den Zustand seiner landwirthschaftlichen Verbesserungen und die Landwirthschaft in seiner Vogtei überhaupt, 1769 über Versuche mit Mergel und Gyps, 1770 wiederholt „über eine neue Art, Schwellinen zu machen“ und „über Ausrottung der Käfer“.

Ackerbau, Weinbau und Viehzucht — mit dieser hier zu Lande allbekanntem Trias haben wir die hauptsächlichsten Erwerbszweige der Schenkenberger namhaft gemacht. Sogenanntes unangebautes Land („Aegerten“) fand sich damals wenig in den tieferen Theilen der Vogtei, um so häufiger dagegen auf dem Bözberg, der mitten in derselben wie ein „hundsrucken“ sich aufthürmt.

Tscharner zählt im ganzen Umfang seiner Vogtei 3965 Fucharten Aegertenland. Obenan erscheinen Bözberg (inbegriffen Ursprung, Hasen und Stalden) mit 774, Billigen mit 563, zuletzt Umiken mit  $11\frac{3}{4}$  und Stilli mit  $5\frac{1}{4}$  Fucharten. Densbüren, Thalheim und Beltheim besaßen nach der Tabelle am meisten Ackerland erster Qualität.

Dergleichen verhungerte Grundstücke ließ man so lange ausruhen, bis der auf der Ackerkrume entstandene Graswuchs, sei es durch einfaches Umpflügen (Neubruch, *ager novalis*), oder aber durch Ausbrennen

(„Motten“), dem Boden wieder die für Getreidebau nöthige Produktionskraft verschafft hatte, was hier etwa nach Ablauf von zehn bis zwanzig Jahren eintrat. Man konnte dieselben, weil der Bodenzins, der auf ihnen lag, ein geringer war, um einen „Buzenstiel“, d. h. umsonst, oder, wenn es hoch kam, gegen eine Bezahlung von zwanzig bis dreißig Gulden per Fucharte sich erwerben. Es war nicht unerhört, daß unternehmende Landleute, so auf der Regi (zwischen Effingen und Mönthal), dem Stalden und in Gallenkirch, auf den Negertenäckern Wohnhäuser bauten und jene durch fleißige Kultur allmählig in Zelgland verwandelten. In der Osthälfte des Amtes besorgte etwa der ungebändigte Karstrom die Aufgabe, neues Kulturland zu schaffen: es ist dies das sogenannte „Schachenland“, welches im Laufe der Zeit mit Gras und Weißholz sich bedeckte und später, wenn es verlässlicher geworden, auch zu Gunsten des Ackerbaus Verwerthung fand.

Die Aare hatte aber, beiläufig gesagt, auch eine andere Laune, nämlich die, Kulturland wegzureißen. Besonders in den Jahren 1658 und 1764 ist durch sie bedeutender Schaden angerichtet worden. Ueber ihre Verheerungen in der Landschaft, welche uns hier zunächst angeht, hat Maurer (Kleine Reisen im Schweizerland. Zürich 1794) sehr eingehend berichtet. Die Geschichte des Schinzacher Bades weiß von den Verheerungen des Flusses Manches zu erzählen.

Der Ackerbau stand bei den Schenkenbergern, wenn auch nur fruchtbare Jahre eine Ausfuhr an Getreide gestatteten, in hoher Ehre und Vollkommenheit. Die uralte Dreifelderwirthschaft war fast allgemein.

Man kann für das Folgende die sehr gelehrte Arbeit von Professor Johannes Meyer „Die drei Zelgen“ vergleichen. Sie ist als Beilage zum Programm der Thurgauischen Kantonschule für das Schuljahr 1879/80 gedruckt und bietet, weil durch kein nationalökonomisches Dogma beschränkt, auf Schritt und Tritt Gedanken, welche unter Hunderten auch den braven Tscharner und nicht weniger Pestalozzi manchmal stübig gemacht und wahrscheinlich hin und wieder eines Bessern belehrt hätten.

Nachdem das Sommerfeld von der Einheimung des Getreides an bis zum folgenden Brach-Monat (Juni) für Jedermann aus der Dorf- oder Hofgenossenschaft als Stoppelweide gebient und ausgeruht, ward es durch Aufbruch radikal vom Unkraut gesäubert und zu dem Behufe nicht weniger als viermal umgepflügt, zum ersten Mal mit schmalen Furchen tief („brachen“), zum andern Mal weniger tief („lehren“), sodann noch weniger tief in breiten Furchen („strauchen“) und endlich gleich tief wie das erste Mal und auch in schmalen Furchen (zur Saat „fahren“). Hierauf folgte in dem außerordentlich durchgearbeiteten („kultivirten“)

Boden die Winterfaat oder Frucht. Nachdem im Jahre darauf die Ernte vollzogen worden, pflügte der Bauer, wofern er sein Grundstück abermals mit Großfaat (Roggen, selten Weizen und Spelz) „anblümen“ wollte, zuerst die Stoppeln unter eine breite Furchenlage; später bereitete er den Acker durch eine zweite Pflügung, welche eine schönere „Art“ bewirkte, für die Aufnahme beziehentlich des Roggenfornes vor. Sollte dagegen, in strenger Befolgung der Dreizelgenrotation, nach der Winterfaat die Schmalfaat, d. h. Sommergerste, Hafer oder Hülsenfrucht eintreten, so ließ man das Stoppelfeld bis zum Frühjahr liegen, um es alsdann stark umzupflügen und in die tiefen Furchen den Samen zu streuen. Es gab freilich in der ganzen Landvogtei kaum drei eiserne Eggen: die geringe Kraft des bäuerlichen Beutels war denn Schuld daran, daß die hölzerne Egge angewendet und so zur Erreichung des Zweckes, den Samen unter die Scholle zu bringen, doppelte Mühe darangesetzt werden mußte, wenn man nicht etwa zum alten Mittel des „Einhackens“ greifen wollte. Tschanner bedauerte es sehr, daß hier, wo die bei nasser Witterung noch weit schwerer als sonst zu bearbeitende Lehmerde den gewöhnlichen Ackergrund bildet, nicht überhaupt, wie in England, die Eisenegge in den allgemeinen Gebrauch gekommen sei: hielt ja schon damals der Schenkenberger Bauer seine Arbeit am Pfluge für halb verloren, wenn sie, zumal für die Bestellung der Aussaat, bei nassem Wetter gethan werden mußte. In der Brache wurden aber auch Flachs, Hanf (diese zwar selten), Ackerbohnen, Rüben, Wicken, „Kohlfaat“ (daher das französische *colsat*, *colza*, wenn nicht das Holländische maßgebend ist), Mohn, Kürbisse, Kartoffeln u. s. w. gepflanzt. Dadurch entzog man freilich der Erde mancherlei Bestandtheile, welche für einen vollen Ertrag der folgenden Kornfaat durchaus unentbehrlich waren; allein der Bauer verscherzte die geringe Spelzernte leicht, weil er diesen Schaden durch doppelten Gewinn schon zum Voraus gut gemacht hatte. Die genannte Kultur fand insgemein auch nur soweit statt, als die dem Getreidebau im engeren Sinn gehörenden Geschäfte sie erlaubten und der Bedarf an jenen Bodenfrüchten für die Haushaltung sie wünschenswerth machte. Spelz, Roggen (in der Ebene), Hafer (auf dem Böhberg) und Ackerbohnen standen unter den Getreidearten der Landschaft obenan; doch waren auch die Kartoffeln bereits, mochte man es sich gern oder ungern gestehen, unentbehrlich geworden, und man begann sich zu fragen, wie man nur ohne dieselben ehemals genug Lebensmittel habe erzielen können? So wurden im Herbst des Jahres 1770 auf unserem Territorium über hunderttausend Berner

Viertel Erdäpfel eingesammelt. An die Anpflanzung von Mais dachte man nur hin und wieder, an die von Tabak gar nicht, obschon die östliche Hälfte der Vogtei für solche Kultur nach dem Urtheile Tscharners günstige Vorbedingungen besaß. Der Schenkenberger liebte den Tabak gleichwohl sehr: schon damals wurde weidlich geraucht, und für schlechten Schnupftabak verausgabte das Amt jährlich die Heidensumme von über zweitausend Gulden, was dem Niklaus Emanuel als ein gewaltiger, „luxuriöser Mißbrauch“ vorkam.

Bern hatte 1719 durch eine besondere Bekanntmachung zur einheimischen Tabak-Kultur aufgefordert, damit das für diesen nicht mehr fern zu haltenden Luxusartikel auszugebende Geld im Lande bleibe. Ein eigens zur Beforgung der Angelegenheit erwählter Ausschuß in Bern vermittelte Tabaksamen und Anleitung zum Anbau. Uebrigens war bereits dem Erlaß eine solche in allgemeinen Zügen gehaltene beigelegt (Tillier V, 419). Sehr viel anders hatte sich die Obrigkeit in den Jahren 1659—1693 über den Gegenstand ausgesprochen: damals war das Tabakrauchen als feuergefährliche, dem Verstand und der Gesundheit schädliche Sache etwa unter eine Strafe von 50 *fl.* gestellt worden; das konfiszierte Kraut ward öffentlich verbrannt, die Pfeifen zerbrochen, die Einfuhr verpönt, und welcher Bote oder Fußgänger (schmuggelweise) Tabak auf sich finden ließe, der mußte in die Trülle oder in das Schellenwerk wandern. Eine Ausnahmestellung hatte die Berner „Chambre du tabac“ der Wissenschaft für den offiziellen Gebrauch gewährt (Tillier IV, 453). Nun ging aber unter den Männern der Wissenschaft die Rede, der Tabak habe die „Kraft“, das Blut zu reinigen, „Schmerzen zu stellen, aller Fäulung zu widerstehen, in allen Schäden trefflich zu wirken; das Tabakrauchen sei dem Phlegmatischen dienstlich und in allerhand Glieder-Schmerzen und Lähmigkeit bequem“; ein Pfarrer Högger machte durch Druck bekannt, „wie ihne das Tabakrauchen in Hauptflüssen, Zahnschmerzen, Antlitz-geschwulsten, Verstopfung des Leibs, Augen-entzündung, Mangel der Däumung und Essen-lust trefflich soulagirt“. Das Buch, dem ich diese Angaben entnehme, ist 1706 in Basel gedruckt und „Einem Ganzen Chrsamen, Wolweisen Raht Pöblicher Stadt Basel“ dediziert: Basel befaßte sich bereits im XVII. Jahrhundert wie Venedig ernstlich mit dem Handel und der Fabrikation des Tabaks und exportirte selbigen „wohlverpackt“ nach Frankreich, Italien und Graubünden. Und wer hätte es den Schenkenbergern und Vibersteinern verargen mögen, das Produkt ihrer lieben Nachbarn therapeutisch und prophylaktisch zu brauchen, zumal dieselben es zu billigen Preisen über den Jura sandten und auch die Frickthaler mitgenießen durften? Die Basler erklärten 1671, als man ihnen die Einstellung der Tabakfabriken nahe legte, sie trügen zwar selber großes Mißfallen an dem häufigen Gebrauch, so der Pöbel von diesem Kraut mache, und wünschten

dem Mißbrauch Schranken zu setzen, wie man denn auf ihrer Landschaft nicht rauchen dürfe: allein es sei von den Miteidgenossen weder klug, noch ihnen auch erlaubt, den freien Handel mit einem so neuen wichtigen Artikel zu stören (Müller I, 564 f.). An der Wende des XVII. Jahrhunderts sollte in Aarau eines der letzten Exempel wider den Verkauf und Gebrauch des Tabaks statuirt werden. Drei Bürger waren des Handels mit dem verpönten Artikel verdächtig. Zwei davon hatten, wie eine Untersuchung von Seiten des Rathes erwies, nur 2  $\mathcal{A}$  Tabak auf Lager; der dritte war in den Besitz seines Vorrathes an Päcklein dadurch gekommen, daß ein Schuldner ihm solche an Zahlungsstatt überlassen hatte. Alle drei wurden der Berner Tabakkommission zu Gnaden empfohlen. Um eben diese Zeit fand der Lenzburger Stadtschreiber den Umstand, daß ein Mitglied der Suite des französischen Gesandten auf offener Straße Tabak geraucht habe, wichtig genug, um davon im Rathsmannual Vormerkung zu nehmen. Man rauchte damals aber bereits in der Kinderlehre und im Gefängnisse (Müller, die Stadt Lenzburg. S. 100). In einem an Jsaak Hselin gerichteten Briefe vom Jahre 1763 sagt der oben angeführte Beat Vinzenz Tschärner charakteristisch vom Bürger Berns:

Frei, müßig, bey Tabak, dem Zeitungblatt und Wein,  
So wünscht der Bürger einst im Alter froh zu sein.

Als Haller „die verdorbenen Sitten“ seiner Vaterstadt geißelte (1731), konnte er den „Schmupfer bey der Wahl“ noch ohne Weiteres neben den „Franzen-Affen“ setzen.

Zwei Jahre nach dem oben erwähnten tabakfreundlichen Mandate der Berner verbrannten in Aarau über 30 Gebäude und gegen 100 Stück Vieh: die Veranlassung dazu hatten Schnitter aus dem Fricththal gegeben, welche in einer Scheune übernachteten und „Tabak geraucht haben werden“ (Delhafens Chronik der Stadt Aarau ad 1721). Bronner (Der Kanton Aargau I, 477) meldet sehr allgemein, fleißige Bürger des Aargaus, welche wahrnahmen, wie viel man in der Pfalz und um Basel her durch den Tabakbau gewann, hätten an sandigen Stellen des Aarufers mit gutem Erfolg das Kraut zu pflanzen angefangen. Aber Bern habe, nach den Begriffen der damaligen Zeit, den Fortgang der Pflanzungen verhindert. Alle Prediger hätten gegen den Gebrauch dieses, wie sie sagten, höllischen Gisttrankes gedonnert.

Zu den Dorfhonoratioren rechnete Pestalozzi 1782 neben den „Müßiggängern, Rathgebern, Aufsehern und Aufschreibern“ auch die Tabakraucher. Doch huldigen diesem Vergnügen in Bonnal nicht nur notorische Lumpen, wie Jöggl Lent: man raucht bereits allgemein an der Dorfgemeindeversammlung, und auch der extrasfromme Jakob Friedrich Christoph Hartknopf kann die Pfeife nicht missen.

Auf das Schmupfen war der Basler Professor König um 1700 übel zu sprechen, „indeme an zwo fürnehmen Personen observirt, daß durch

allzu öfters Schnupfen eine große Engbrünstigkeit entstanden, indeme allzeit durch das Athemziehen etwas in die Lungen getrieben wird.“ 1749 machte der Schultheiß Wolleb in Basel aber sich bereits lustig über die einfältige Frage: ob schnupfen oder rauchen? 1767 wurden in Lenzburg die ersten Versuche angestellt, Schnupftabakfabrikation einzuführen. Damals verjah Basel die Berner mit Schnupftabak.

Dem Schenkenberger Bauern fehlte damals so gut wie noch heute, was überhaupt jegliche „Kist“ (Kunst) übertrifft, der Mist. Nichts ist freilich thörichter, als die Meinung, erst in unseren Tagen habe man mit dem sogenannten „künstlichen“ Dünger Versuche und Ernst gemacht. Ein Berner „Ackerbaukatechismus“ beantwortet die Frage: „Was rechnet man zu dem Mist?“ folgendermaßen: „Alle Auswürfe von allen lebendigen Geschöpfen; deren Bestandtheile, ihr Blut, Haare, Haut, Klauen, Hörner Fleisch und Gebeine; wollene Flecke von Kleidern, alte Schuhe und Lederwerk, die Horn- und Klauenspäne der Dreher und Kammacher, den Abgang in Weiß- und Rothgerbereien; die Asche vom Ofen und Herd, von Ziegelhütten, Bodaschen und von Salpeter- und Seifensiedereien, die abgelagerte Asche der Wäscherinnen, den Ofenruß, das Hallbözig in Salzsiedereien; die verfaulte Gerberlohe“ &c. (1768). Und welche Ansprüche auf Düngung machte nicht gerade die moderne Kartoffel, der Weinberge ganz zu geschweigen, welche man von drei zu drei Jahren mit 12 Fuder die Fucharte bedenken zu sollen glaubte! Die Aarauer Oekonomische Gesellschaft ließ 1762 den Bernern mittheilen, „es sei außer streits und auf eine recht traurige Erfahrung gegründet, daß in den Bezirken, da starker Weinwuchs ist, fette Neben und magere Acker angetroffen werden.“ (Schreiben vom 23. Oktober d. J.) Der Gebrauch des Mergels war keineswegs unbekannt, aber auch nicht häufig; was durch Vermischung der Erdarten, besonders durch Anwendung des Gypses, für Vortheile erzielt werden könnten, begann man bei dem Schluß der Sechsziger Jahre allmählig einzusehen. Die Leute des Beltheimer Gerichtes schälten, was doch auch anderwärts praktizirt wurde, in naivster Weise die durch die Wässerung „verhöhet“ Schwarte der Wiesen im Winter ab und düngten mit diesen gefrorenen Rajenstücken den lieben Acker oder das noch liebere Nebland. Sehr viel Bedeutung für die Agrikultur legte man der von den Bürgern in ihrem Werth erkannten Jauche („Mistlache“) bei. „Die sammler machen die Schenkenberger außer den ställen, unter dem freyen Himmel, wo sich die lache von dem misthose sowohl als aus dem stalle hinziehen, und mit regentwasser vermischet gähren kann; dahin werfen sie

allen abgang von menschen und vieh, rühren dieselbe von zeit zu zeit auf, und brauchen solche nach nothdurft; zu allen jahreszeiten wird sie, vorzüglich aber im winter über den schnee, ausgetragen und geführt, und auf allen stellen, wo dieselbe hinkommt, zeichnet sich der gedüngte boden in der erndte aus."

Tscharner theilt das Ackerfeld nach dessen Ertrag („ertragenheit“) in guten Jahren bei sonst günstigen Verhältnissen in drei Kategorien ein: was zwölffältig trägt, heißt bei ihm „sehr gut“, was zehnfältig: „gut“, was siebenfältig: „gering“. Eine derartige Taxation genügt vollauf, uns zu erinnern, das wir es mit keiner Landschaft zu thun haben, welche zum bekanten Gleichniß des Evangeliums hätte können Veranlassung bieten. Der Preis der Zucharte Ackerland (ungefähr 40,000 Fuß) schwankte je nach der Lage und Qualität zwischen 20 und 600 Gulden, während, wie wir schon jetzt anführen wollen, für eine entsprechende Grundfläche Neben höchstens 800, Wiesen sogar 1200 Gulden bezahlt wurden. Der Preis für „Wässermatten“ in der Grafschaft Lenzburg betrug damals 5000 französische Franken.

In dem freilich geringen Jahre 1770 stellte sich der Ertrag („Kraut“) der 7795 Zucharten Ackerland des Amtes, wie Tscharner auf Grund verschiedener Dorfrodde! anzugeben in der Lage ist, für die Hauptgetreidearten so: 79,877 $\frac{1}{2}$  Viertel Dinkel (Spelz, „Korn“), 23,760 $\frac{1}{3}$  Viertel Hafer, 4053 $\frac{1}{2}$  Viertel Roggen, 4755 Viertel Gerste und 5032 $\frac{1}{2}$  Viertel Bohnen.

Es gab im Jahre 1770 unter allen dreiundzwanzig „Gemeinden“ der Vogtei Schenkenberg eine einzige, welche nicht Weinbau betrieb; Thalheim, Billigen und Remigen eröffneten in der Produktionsliste den Reigen, ungefähr wie hundert Jahre später; die eigentlichen Bergdörfer, Linn, Gallenkirch, Bötzberg, Hottwyl und Mandach, sodann Stilli schlossen ihn. Das „Weingeld“, welches der Bauer aus dem Verkaufe dieses Herbstsegens zog, war für die Bestreitung der Schuldenzinsen und der ferneren, geringen Ausgaben — der gemeine Mann hatte ja sonst fast keine klingenden Einnahmen — unentrathbar, und gegenüber den Freunden des Weins verbiethen sich sogar die hochwohnenden Bötzberger nicht unerbittlich: diese, ehemals von gedörrten „Biren“ (Birnen), in neuerer Zeit von „Herb-Aepfeln (Tartüpfeln)“ sich nährend, ergaben sich, wie eine „Oekonomische Beschreibung des Kirchspiels Bötzberg, im Unter-Aargöw, Berner-Gebiets“ vom Jahre 1760 anführt, wenn „der Wein im Ueberfluß, folglich wohlfeil, von ihren Nachbarn zu haben, demselben dergestalt, daß

sie aus rauhen aber arbeitsamen Landleuten, zu wilden und vollkommen unbändigen Menschen werden.“

Die Schenkenberger waren arm, freilich doch nicht ärmer als z. B. die österreichischen Nachbarn. Insgemein war der Bauer mehr als die Hälfte seines Landbesitzes schuldig. Es gab ganz Wenige, die über sechs- oder sieben tausend Gulden freies Vermögen besaßen. Der Zinsfuß betrug nach der Gültbriefordnung von 1724 fünf vom Hundert (Fetscherin). Tschärner berechnete die Zahl der Armen, wozu er Kinder armer Eltern, Waisen, Glende von mittleren Jahren und Alte zählt, auf 764. Gar keine Armen hatten Lauffohr, Ueberthal und Eggenwyl, am meisten Bögen, Mönthal und Oberbörsberg. Von Pestalozzi's 37 Armenkindern auf dem Neuhof (1778) waren 2 von Windisch, 6 von Mandach, 1 von Eltsingen, 1 von Brugg, 1 von Thalheim, 9 aus der Grafschaft Baden.

Tschärner seinerseits urtheilte über die Schenkenberger im Allgemeinen mit taciteischer Sicherheit und Knappheit: „Die Mäßigkeit ist keine der haupteigenschaften dieses volkes, und von demselben kann man doch lernen, wie wenig es braucht, sich zur noth zu erhalten. Im trinken ist es noch weniger mäßig, als im essen; der gebrauch und mißbrauch des weins ist sehr gemein; doch da solcher weder feurig noch schwer, so schadet er der gesundheit und der wirthschaft desto weniger.“ An einen Konsum von geistigen Getränken, wie er in unseren Tagen für Hoch- und Niedrigstehende Bedürfnis zu sein scheint, darf man dabei jedoch nicht denken. Wenn ein alter vermöglicher Bauer im Schenkenbergischen seine Güter an den jungen Nachwuchs abtreten und also von dem Leibgedinge („Schleiß“) leben wollte, so behielt er sich, um „wohl essen und ruhig leben zu können“, als jährliche Einnahme etwa vor: 3 Mütt Kernen, 1 Mütt Roggen oder Bohnen, 40  $\pi$  Butter, 2 Maß Schmalz, 2 Maß Del, einige Körbe Kartoffeln und Baumfrüchte, 6 Gulden in Geld, freie Wohnung und — 25 bis 30 Maß Wein.

An Geld macht das zusammen 40 Gulden. So berechnete man überhaupt den Lebensunterhalt erwachsener Personen während eines Jahres. Knechte und Mägde, die übrigens nur von den allerreichsten Bauern gehalten wurden und sich fast derselben Behandlung erfreuten, wie die Kinder des Hauses, empfingen neben einzelnen Kleidungsstücken 20 bezw. 10 Gulden Lidlohn („Dienstpfennig“). Dieselben Lohnansätze (doch vergl. die Notizen von P. Fricker a. a. O. S. 20) galten auch im mittleren Theile des Kantons Bern. Tschärner referirt an J. Zelin 1765 über die „knechtweise“ Bewirthschaftung eines Hofes, welche vier Personen erfordert. Diese sind „ein Knecht der die Aufsicht über alles hat, lesen, schreiben, rechnen kann, den Werth aller Sachen kent und alle Land Arbeit wohl versteht, das Vieh wartet, den Zug führt

und die Währung versteht; ein Unterknecht, der thut was der erste nicht thun kan, Wässer knecht oder Kahr knecht ist; eine Magd, die die Haushaltung und den Garten versteht und die selben machet; eine Untermagd, die im Felde arbeitet im Sommer, und das kleine wie auch Federvieh versorget.“ Für Unterhalt und Ablöhnung dieser vier Personen zehet er an „nebst der Wohnung der Nuzen einer Kuh, eines Schweins, 20 Mütt Getreide, ein Hanfacker von 1 Mäs Saamen, Garten und Erdgewächse von einer halben Fuchart, Obst und Holz und 60 Gulden Lohn, 20 jedem Knecht, 10 jeder Magd.“ Einem Meisterknecht, fügt er bei, bezahle man bis 30 Gulden per Jahr (Ungedruckter Brief an J. Zselin).

Der Landmann des Juras hat nach unseren Begriffen gern recht und besonders gern recht fett gegessen; seine Trinklust scheint dagegen keine germanisch übermäßige gewesen zu sein. Der mehrfach genannte Pfarrer Ernst von Kirchberg würde freilich diesen Umstand schon haben erklären können. „In dem untersten Theil des Kantons,“ rapportirte er 1762 nach Bern, „an den Grenzen des Frickthals wächst eine Menge Wein, ein Wein, dem man kaum diesen Namen beylegen darf.“ Gerade dieser überschwemme das ganze Land und werde am weitesten hinausgeführt, so in's Emmenthal und anderswohin, wo man keinen Wein habe. „Wirthen und Weinhändler,“ fährt er fort, „sehen ihn ein wenig besser als Wasser an; sie mischen ihn unter den guten La Côte und Reifwein, sein wohlfeiler Preis (1761 z. B. 50—60 Bagen der Saum) macht einzig seine Verdienste. Die Dorfschaften werden auf diese Weise eines Gewächses los, das vernünftiger Weise in den engen Schranken ihres Bezirkes bleiben sollte.“ Müller und P. Frecker (in seinem werthvollen, auf archivalischen Studien ruhenden „Beitrag zur Geschichte des Ackerbaues, der Viehzucht, des Wein- und Obstbaues im Aargau“. 1884) berichten dagegen übereinstimmend, seitdem Bern die Einfuhr der Neuenburger und Waadtländer Weine beschränkt, habe die Kultur des Weinstocks im unteren Berner Aargau einen neuen Aufschwung genommen und das Gewächs desselben sei Handelsartikel geworden: es wurde, wie der letztere Gewährsmann versichert, endlich einmal richtig gewürdigt und nach allen Richtungen, in die Nachbarschaft und in die Ferne verkauft, und überall wunderte man sich, wie es möglich gewesen, daß man demselben so lange die ihm gebührende Achtung vorenthalten konnte. Die anderweitigen mir vorliegenden Quellen wissen freilich von einem solchen Umschwung gar nichts zu sagen: Landvögte, Geographen und Reisende haben vielleicht nach wie vor für sich nur das Beste gut genug gefunden.

Andrä (1763 und 1774) trank in Basel Basler Wein, in Luzern lauter Elsäffer. Sein Berner Rezensent, Jakob Samuel Wyttenbach, sagt dazu: „Der Baseler Wein, als gar zu schlecht, ist uns (den Bernern) nicht angenehm; selbst der Markgräfler Wein, aus dem Durachischen, würde nicht getrunken, wenn er nicht von den Aerzten, obwohl jetzt selten, angerathen würde. Im Aargäu, da der Wein nicht in gutem Rufe stehet, wird der von Thalheim dem Markgräfler Wein ganz gleich geachtet.“ Die Luzerner tranken nur Elsäffer, weil er der wohlfeilste sei, oder weil die Gewohnheit es so wolle, denn der Neuenburger käme nicht viel theurer. Fäsi (1765) nennt den Thalheimer gesund und gut. Schinznach habe einen vortrefflichen und starken Weinwachs. Fäsi war freilich an den Zürcher Wein gewöhnt, den seine Mitbürger theilweise sogar dem französischen vorzogen. So etwa drückte sich Ulrich (1777) aus. Ein Rezensent bemerkte hingegen (1780): „Der Zürcher Wein ist einer von den schlechtesten in der Schweiz. Es ist nicht nur Nationalstolz, sondern wirklich Uebermuth, ihn dem Französischen vorzuziehen. Er ist sauer, und sehr sauer.“ Norrmann weiß, daß der Wein in der Vogtei Schenkenberg „an einigen Orten, vorzüglich zu Thalheim, recht gut ist“ (1795). Pfarrer Ernst nahm die Weine von Seengen (Brestenberg), Lenzburg, Kastelen und Mülligen (Birmensdorf; die Berner Hofmeisterei Königsfelden besaß daselbst die Kollatur, den Bodenzins und die niedere Gerichtsbarkeit; Birmensdorfer Wein stand nicht unter dem Einfuhrverbot Berns vom Jahre 1650. Vergl. B. Fricker, Geschichte von Baden S. 362) aus, das seien gute: alle andern im Aargäu „minder oder schlecht“. Von Bier hört man in dieser Zeit hier zu Lande wenig. Einem Berner Mandat von 1785 zufolge gab es damals im Lande mehr Bierbrauer, als den Weinbauern lieb und gut war. Zum herrschaftlichen Hausrath in Arnheim gehören auch Bierfässer (Pienhard und Gertrud II, 34).

Um das Jahr 1770 gab es auf Tscharner's Vogtei über 600 (Schinznach allein hat jetzt 272) Zucharten Rebland (Lauffohr, Rüfenach und Rain zusammen rund 22 Zucharten, Remigen 71, Stilli —, Billigen 101, Ryniken 8, Mönthal 14, Hottwyl 15, Mandach 23, Böckberg 5, Hafen 4, Ursprung 3, Stalden 1, Linn 3, Böken 52, Effingen 51, Elfingen 45, Thalheim 59, Gallenkirch 1, Densbüren 37, Beltheim 16, Umiken 47). In mittleren Jahren wurde für 30—40,000 Gulden Wein ausgeführt. Zürich beschränkte während der Zeit, die uns zunächst beschäftigt, den Rebbau mehrfach, Basel duldete noch 1766 keine neuen Weinberge; Bern seinerseits blieb nicht zurück. Sogar in der Waadt wurde zu wiederholten Malen die Anpflanzung von ferneren Rebstücken scharf verboten und selbst die Ausreutung der wider das Verbot gepflanzten anbefohlen, allerdings ohne Erfolg. Die bäuerliche Unwissen-

heit ist je und je auf solche Verordnungen sehr übel zu sprechen gewesen. Die Obrigkeit glaubte eben zu bemerken, die Kultur des Weinstockes dehne sich auf Kosten des Ackerbaues und der Landesitte zu stark aus, und wollte rechtzeitig vorbauen. Es war notorisch, daß der größere Theil des inländischen Weines mit dem auswärtigen, zumal dem französischen, trotz alles gegentheiligen Geredes die Konkurrenz weder an Qualität noch in Bezug auf den Preis aushalten könne, daß der Dünger dem Acker entzogen werde zu Gunsten des Rebstockes, daß die ungemein vielgestaltige Bewirthschaftung des letztern \* zur Vernachlässigung anderer, mehr dem Land entsprechender Kulturen führe, daß das Territorium, welches offenbar am schicklichsten für den Ackerbau taugte, der Rebe zugestanden werde, daß endlich der unmäßige Verbrauch des Weins und des Treberbranntweins durch die Winzerbevölkerung selber die ländlichen Chorgerichte über Gebühr in Anspruch nehme. „Im untern Aergöw, wo Weinswachs ist,“ gab es ein Dörflein, von dessen Eigenart man Anfangs der Achtziger Jahre Folgendes erzählte: Einzelne Einwohner daselbst versammelten sich nach geeigneter Weinlese am Abend bei einem von ihnen. Der holt einen Züßer voll Wein aus dem Keller und setzt ein Schöpfgeschirr („Gake“) hinein, worauf das Trinken beginnt. So geht es einen Abend um den andern, bis der Weinvorrath des ersten „erschöpft“ ist. Hierauf kommt ein anderer aus dem Kreise der Kontubernalen an die Reihe, was fortgesetzt wird, so lang noch ein Tropfen Wein im Dorfe sich findet. So verkürzten sich diese guten Leute die Zeit der langen Winterabende. Tscharner nannte das Kind ohne Hehl: von Natur nüchtern, ernsthaft und zur Fröhlichkeit überhaupt weniger aufgelegt, als andere Berner, suchen die Schenkenberger ihre Ergözung im Sausen, woran sich Lärmen

\* Der schon einmal erwähnte Zürcher Bauern-Katechismus zählte achtzehn „Werke“ auf, die der Winzer im Laufe des Jahres zu besorgen habe: 1. Gruben. 2. Legen der Reb auf den Boden, ehe der Schnee kommt. 3. Bedecken mit Mist oder Stroh. 4. Schneiden. 5. Bogen (stecken oder anbinden). 6. Stoßen (der Stecken). 7. Anbinden (Heften). 8. Säubern (von Unkraut). 9. Risten (mit Erde oder Dung). 10. Karsten (Hacken). 11. Läublen (Erbrechen). 12. Verzwicken (Abnehmen). 13. Rupsen (des Unkrautes). 14. Aufbinden (der Schosse; zweites Heften). 15. Aufspugen (im Juni; zweites Erbrechen). 16. Hacken (Rühren). 17. Erbrechen (der hohen Fafelschosse) im August. 18. Wümlen. Man dünge die Reben erst, wenn die Aecker und Wiesen ihren Theil erhalten haben; man kann eher ohne Wein, als ohne Brod und Milch leben! Die Absicht, vom Weinbau abzuschrecken, tritt unzweideutig hervor.

knüpfte, Schelten und Fluchen in unverfiegbarer Abwechslung. Dagegen betont der verständige Mann ebenso entschieden, die Kultur des Weines sei diesen Leuten nothwendig: er ist das einzige Produkt des Landes, aus dem das Volk Geld machen kann. Indessen dürfe „man demselben nicht vorwerfen, daß es dem übrigen Landbau durch den Rebenbau grund entziehe. Die meisten Reben sind so gelegen, daß der Boden nicht nützlicher könnte angepflanzt werden. An den mehreren Orten könnte der Pflug, wegen dem felsichten Grund und steilen Lage desselben nicht gehen, und der so mit Mühe zum Getreidebau nicht taugte, würde dem Anbauer in Korn niemals abwerfen was in Wein; das beste Rebenland würde doch niemals mehr als schlecht Ackerland seyn.“

Der Schenkenberger verlegte auf seine „Lieblingsgüter“, die Weinberge, eine ausnehmende Sorgfalt. Im Spätherbst reinigte man dieselben, zog die Pfähle der Rebe (Stückel, Stecken, échalas) aus und legte sie auch etwa schon auf „Esel“ zusammen; dann senkte (provigner) der Winzer, im Aarethal wenigstens, um die Rebstöcke zu verjüngen, Einleger ein (man nennt diese Thätigkeit auch hier „gruben“) und beschneidete die alten, um, ohne daß sie selber durch ihre Ergiebigkeit zu stark geschädigt würden und verwilderten, einen reichen Ertrag zu erzielen. Bereits damals war der Schnitt für die edleren Sorten ein anderer, als für die geringeren; dort zwei, höchstens drei Augen, hier längere Zapfen (courson, corne) mit Bogen. Im Februar wurden die Rebstücke mit Mist vom Hornvieh gedüngt oder auch „beherdet“. Von dem, was eine spätere Zeit „Kompost“ (Mistdünger) geheißen hat, wußte man hier noch nicht viel; dagegen wurde, sicher nicht ohne Anregung der Berner Oekonomischen Gesellschaft, Humus aus anderen Grundstücken herbeigeführt, wobei vornehmlich die damals eingehend beleuchtete Theorie von der Mischung der Erdarten Anwendung fand. Der März rief den Winzer der höheren Regionen jetzt erst an das „Gruben“ und Schneiden; der April war die Zeit des ersten, der Mai die des zweiten „Rebenhackens“; das erste Mal kam jedenfalls der Karst, das dritte Mal, im Juli und zwar um oder gar nach Jakobstag, die Hacke (Haue) zur Anwendung („rühren“).\* Sechs Wochen nach dem ersten „Hacken“ war es Zeit, die inzwischen „gestückelten“ (échalassé) Reben zu „erbrechen“ (ébourgeonner), um Johanni herum, sie zu „heften“ (lier). Schon

\* Rhagor sagt (1669) freilich definitiv: „Die Reben rühren, das ist, das ander mal umbhacken.“

vom Mai an ließen fleißige Weiber sich im Nebberge sehen; es galt ja, Bohnen und Kürbiserne zu stecken, Kraut, Kohl, Mais, Hanf u. s. f. zu pflanzen! Die Frau ist für den Haushalt im Kleinen eingerichtet und meint, man könne ihr keinen größeren Lobspruch machen, als den: sie wisse Alles gut zu benutzen! Nun gab es zwischen den einzelnen Weinstöcken größere und kleinere freie Plätzchen, welche zur Gartenkultur\* einluden; zu Hause fand sich Jauche, welche man Morgens und Abends, wohl auch neben Hacke und Heftstroh mitnehmen konnte, und dann gab es fette Schoten, Krautstöcke von stattlichem Umfang, Kohlhäupter so schön wie nirgends — das konnte die Frau wieder mitnehmen für die Thürigen in Stube und Stall:

denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.

Der Mann mochte von dem Schaden, welchen der Nebstock darüber nehme, eine lange und breite Auseinandersetzung geben — der Nutzen und das Herkommen und die Ausdauer schlugen die Vernunft\*\* stets aus dem Feld. Vierzehn Tage vor der Weinlese, welche gewöhnlich in die Mitte des Oktobers fiel, wurde neuerdings zu Händen der nächstigen Jugend das Gespenst des „Nebenthiers“ mit kräftigen Farben abgemalt, die Weinberge selbst jedem unbefugten erwachsenen Besucher abgesperrt („geschlossen“) und einer besonderen Hut unterstellt. Endlich die lang-ersehnte Ernte des „kostbaren und mühsamen Nebenbaus“.

Der einzelne Weinstock bringt in seiner Jugend, d. h. im siebenten und achten Altersjahr, den bedeutendsten Ertrag; später werden die Früchte kleiner, die einzelnen Beeren weniger saftreich. Dem Weinbauer ist freilich der Saft die Hauptsache: so wurde denn tüchtig verjüngt und gedüngt, nicht selten zum Schaden des Produktes.

Professor De Saussure in Genf schrieb gegen die Düngung mit Stallmist: sie befördere die Tröckniß, mache den Weinstock für den Frost

\* Die eigentlichen Gärten der guten Schenkenbergerinnen sahen sehr bedenklich aus. Man pflanzte Mangold im Frühling und Spinat („Binätsch“) im Herbst: das war die ganze Gartenbaukunst. Ein Weib, das Lattig (*lactuca sativa*) und Salat zog, galt als ausgemachte Gärtnerin. Andere Gartengewächse, soweit man dieselben kannte, wurden in dem Brachland, dem Gersten- und Roggenfeld und den Neben untergebracht. Die frühere Zeit kannte keine Arbeitsteilung für Mann und Weib.

\*\* „Alle Schriftsteller, welche über den Nebenbau geschrieben haben, verbieten insonderheit, einigen Kohl dahin zu pflanzen. Ich füge hinzu, daß man den Kürbis vollkommen daraus verbannen sollte.“ (Félice, Versuch über die Verbesserung unserer Weine, 1766.)

empfänglicher, bringe schädliche Insekten in das Rebstück, leiste dem frühzeitigen Faulen der Trauben Vorschub, mache den Wein zähe. Und dazu kraftlos und wässerig, fügte der Aargauer Pfarrer Ernst hinzu. Schon im 17. Jahrhundert waren Surrogate vorgeschlagen worden. König nannte „Gassenschorreten“, „Maur-Sand von alten Gebäuden“, „Schaf- und Ziegenhörner, Rinderklauen, altes Leder, alte Lumpen, Floden“. Ernst machte ebenfalls Versuche mit künstlicher Düngung und brachte es zu einem positiven Rezept. Er kalkulierte dabei folgendermaßen: Alles, was vom Horne der Thiere herkömmt, hat einen wunderstarken Trieb, das Wachsthum der Pflanzen zu befördern. Also mischte und kochte er neun Bern-Mäß Hornspäne, zerschnittene Klauen zc., schüttete die Mischung in eine Grube, darauf ein Fäßlein ungelöschten Kalk, achtzehn Mäß Asche, Regenwasser, Sauche u. s. f., ließ es gähren und verordnete von diesem Mixtum Compositum für eine Suchart Rebland 30 Saum.

Ob die Winzerleute von Rüttigen und im Schenkenbergischen dem Rathe des denkenden Pfarrherrn Folge geleistet, wird uns nicht überliefert. Pestalozzi's Düngungspläne sind bekannt.

Allgemein wurde geklagt, der Bauer halte auch bei der Weinproduktion mehr auf Quantität als auf Qualität. Trinkt er den Wein selber, so mag er es, vom gewerblichen Standpunkt angesehen, damit nach Belieben halten. Anders gestaltet sich die Sache, wenn der Wein ausgeführt wird. Schlechte Jahre reizen, wie gute, quantitativ abträgliche Rebstöcke zu ziehen. Den gewöhnlichen Ertrag einer Sucharte berechnete Tschärner auf sechs bis acht Saum, was freilich sehr geringfügig ist; „die geringen arten,“ fügt er bei, „sind fruchtbarer und ergebiger, daher ihnen der eigennutz den vorzug gibt.“ Zu den edleren Sorten zählte man die rothen (Klevner) und weißen Sarvaigner (solvagnin), die Klops- (fondants) und Blüklautern (am Bielersee: weiße Berritsch), unter die geringeren die Elben (Albaner), Große und Kleinburger, Hitzkircher, Hüntsche, Morschen u. s. f. — „Namen,“ meint Tschärner, „die auf zehn Stunden von hier unbekannt sind.“ Thalheim und Schinznach hatten und produzierten das beste „Gewächs“.

Der „Etat der Ertragenheit der Reben im Amt Schenkenberg“ bietet diese Ansicht:

Weltheim	produzirte in Mitteljahren	. . .	150 Saum.
Thalheim	„ „ „	. . .	350 „
Densbüren	„ „ „	. . .	120 „
Bözen, Eltingen und Effingen		. . .	1280 „
Brugg, Kemigen, Billigen und Mönthal		. . .	1400 „
	Summa		3300 Saum.

Zum Schluß gebe ich noch einige Preisansätze, wie dieselben mir gerade zur Hand sind. Im Jahre 1765 bezahlte man für die Maß Wein auf dem Kirchberg (Rüttigen) 2—5 Bagen (à 4 Kreuzer; 3 Kr. ungefähr 10 Cts.), in Trachselwald 2—7 Bagen, in Midau 6—12 Kreuzer, in Beven (La Vaux) 10—12 Kreuzer. Das Viertel Kartoffel galt am ersteren Orte damals 6—8 Bagen. 1766: Kirchberg: die Maß Wein à 9—12 Kreuzer Orbe: à 12 Kreuzer. Für das Pfund Fleisch bezahlte man gleichzeitig 6 Kreuzer. Im Jahre 1767 galt der Kirchberger 6—12 Kreuzer, 1768 dagegen 10 Kreuzer bis 8 Bagen; in Trachselwald konnte man die Maß (Waadtländer und Aargauer) für 4—7 Bagen bekommen. Derselbe Emmenthaler Referent notirt für Rind-, Kalb- und Schafffleisch 9—10 Kreuzer das Pfund. 1770 kostete der Saum (100 Maß) Erlinsbacher 22 Gulden (à 60 Kreuzer); 1773: 27, der Rüttiger 28, der Thalheimer 30 Gulden; 1772 der Erlinsbacher 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, der Rüttiger 14, der Thalheimer 15, der Badener 17 Gulden. (Schluß folgt.)

## Wie das Bad Bubendorf entstand.

Von F. A. Stocker.

Die ersten urkundlichen Nachrichten über das Bad Bubendorf reichen in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück. Lange vor diesem Zeitpunkt aber wurde schon an die Heilkraft der dortigen in einer Wiese am Fuße des Furlenhügels aus dem Kogenstein entspringenden Brunnquelle geglaubt und das Wasser zu Zwecken der Heilung von gichtbrüchigen Menschen benützt.

Amlich wurde der Quelle zum ersten Male im Jahre 1641 erwähnt in einem Brief vom Statthalter des Bürgermeistertums der Stadt Basel an den Vogt Jakob Zörnlein in Waldenburg, datirt vom 20. April und enthalten in einem Faszikel Akten über Bubendorf im basellandschaftlichen Staatsarchiv. Der Statthalter schreibt an den Vogt, wie ein gemein Geschrei ausgebrochen sei, daß gleichwie in Gundiswyl im Bernbiet ein heilsamer Brunnquell entspringen, dadurch viel kräfthaften Leuten geholfen werden solle, also auch im Basler Gebiet unsern von Bubendorf dergleichen Brunnen sich erzeige und wie berichtet wird, viel Volks dabei sich befinden solle. „Damit wir aber die Beschaffenheit desselben eigentlich haben

mögen, so ist unser Beschluß hie mit, daß Du dich dessen, ob nämlich diese Quellen vorerst neu herfür kommen oder vor Langem schon daselbst gesehen wird, was für Wirkungen oder Kräfte dieselben haben und ob viel und was für Volk sich dabei einfinde? aufs möglichst erkundigst und uns nachrichtlich berichten thust."

Zehn Tage nach diesem Auftrag schreibt der Vogt von Waldenburg an Burgermeister und Rath über den neugefundenen Brumen zu Bubendorf, „so da miracul würdhet und gesund machet.“ Er habe in Erfahrung gebracht, daß die Quellen von jeher gewesen, Niemand habe aber davon nutzen wollen, schließlich habe man jetzt erkannt, daß das Wasser besser sei als das von Gundischwyl im Bernbiet (Gontenschwyl im heutigen Kanton Aargau). Ein Täufer (Wiedertäufer) aus der Grafschaft Lenzburg habe daselbst ausgesagt, daß er einen bessern Brunnen wisse als den von G., und der die alten Schäden, die niemals heiten, kurire. Weil er aber nicht habe offenbaren wollen, so sei er vom Landvogt von Lenzburg mit Gefangenschaft und Tortur bedroht worden. Andere sagen, es sei durch einen gewissen Boward, so einen Herren von Bubendorff kurirt, durch obiges ernstliches Mittel zu Bern an den Tag gebracht worden. Gewiß ist, daß Eint und Andere es mit angesehen, daß von weit und fern, von unterschiedlichen Orten und sonderlich von Denen, die das Gundischwyl Wasser gebraucht, es demselben vorgezogen wird. Weil ich dann auch mit Grausen angesehen, wie allerhandt arbeit selige abscheuliche Leuth, ihre unflätige Geschirr und mutilierte Glieder darein gestoßen und gewaschen, hab ich's vorgestern (28. April) einfassen und vermachen lassen, daß man es nit mehr verunreinigen, sondern ein Feder seines Gefallens ob der beständig laufenden Röhre nehmen kann. Was es aber für Kraft und Wirkung habe, vermag ich nit zu wissen. Einer von Lampenberg sagt mir, er hätte einen arbeit seligen Knaben gehabt, der bei zwei Jahren schon gar nicht mehr gehen konnt; desgleichen eine Wittfrau von Bubendorff, deren Töchterlein gesund und gerad gewesen, sei ihm vor einem halben Jahr etwas in die Huft geschossen, daß es zu menniglichs Bedauern einen armseligen Gang bekommen und habe auf beiden Seiten hinken müssen. Diese beiden Kinder hätten das Wasser nit über 5—6 Tag getrunken und seien ganz gesund geworden. Desgleichen bekennet der Meyer von Bubendorff, daß er lange Zeit schon Augenschmerz gehabt, so daß er an dem einen Aug bald gar nichts mehr gesehen; seit er aber dieses Wasser gebraucht, habe der Schmerz nachgelassen und sehe er wieder so wohl als wie zuvor niemals. Von vielen

Andern, denen es an Gesicht, Gehör, lahmen Gliedern und offenen Schäden geholfen haben sollte, mit denen ich aber nicht selbst geredet, mag ich nit schreiben. Aber die es gebadet, schlagen in 4 bis 5 Tagen aus und heilen wieder. Man hat mir das Wasser gebracht; es ist gelb und klebrig wie Most und da ich es auf die Hand gelassen, ist selbiges alsbald „rein geschlossen“ und vertrocknet. Ich zweifle nicht, daß es die Herren Medici probiren werden und von was Mineralien es fließt, zu vertheilen wissen.“

Der Rath in Basel hatte denn auch in der That ein Gutachten der medizinischen Fakultät eingeholt, allein dasselbe, vom 19. Mai datirt, ist nur sehr oberflächlich gehalten und stützt sich auf keine analytische Untersuchung des Wassers. Das Wasser müsse allervordrirst vielfältig erprobet und erst durch die lange Erfahrung könne die Wirkung desselben bestimmt werden. Es ist immerhin für den damaligen Stand der medizinischen Wissenschaft bezeichnend, wir lassen es daher wörtlich folgen:

Gefreung, Edel, Ehrenvest, Fromb, fürsichtig Chrsamb vnd Weiß, Gnädig gebietend hochehrend Herren.

Auff E: g: Sth: E: Wht: g: befelch haben wir den bericht, deß newlich in ruff gebrachten bronnens, bei Bubendorff in zweymahl deßwegen gehaltenen Convent erdauret vnd die darinnen vermelten Umstand vnd erzehlte historien fleißig erwogen, E: g: Sth: E: Wht. darauff vnderthänig einhälliglich berichtend, daß wir darauff von ermelten brunnen kein sattes iusticiam fassen können. Dann obwohlen die Quellen, alt vnd von viel Jahren bekannt, giebt dieß vielmehr an die handt, daß es eher ein gemein wasser, als was anders seye, sonsten vilicht seine ietzt gerüembte Kräfte auch vor diesen an iemand sich erzeiget möchten haben. Was der widertäufer vnd dergleichen Wansinnigen Leuthen ruhm anlangt, ist darauff auch nicht zu schließen. Die drey betrauten Personen betreffend, ist nicht genugsamb bekannt mit was Krankheiten, vnd auß was vrsachen sie behafftet, noch wie die sachen im Uebrigen ausführlich beschaffen. Wo man aber des Brunnens Kräfte vnd eigenschafften werde wollen erkundigen, mußte man an dem orth selber die gegend, wo es entspringt, wohl erwegen, vnd daselbsten gebührender maßen das wasser erforschen, damit zu vernemen ob vnd was für Mineralien es führe, welches wir zwar für dieß mahl noch zu früh, weilten das geschrei gar neuw, auch ohne nutz erachten, in betrachtung, wann dieses schon sürgangen, konnte man doch noch kein sattes fundament setzen, daß man es darauff gleich den Patienten möglich zu sein schließen möchte: Es wer dann, daß man durch vieler Jahren langwierige erfahrung, was an jenem nutz an anderen aber schädlich were, genugsamb erkennete. Sonsten ist auch bekannt, daß von dergleichen brunnen, innerhalb wenig Jahren die leichtgläubigen und der Meticin

mögen, so ist unser Beschluß hie mit, daß Du dich dessen, ob nämlich diese Quellen vorerst neu herfür kommen oder vor Langem schon daselbst gesehen wird, was für Wirkungen oder Kräfte dieselben haben und ob viel und was für Volk sich dabei einfinde? aufs möglichst erkundigst und uns nachrichtlich berichten thust.“

Zehn Tage nach diesem Auftrag schreibt der Vogt von Waldenburg an Burgermeister und Rath über den neugefundenen Brunn zu Bubendorf, „so da miracul würckhet und gesund machet.“ Er habe in Erfahrung gebracht, daß die Quellen von jeher gewesen, Niemand habe aber davon nutzen wollen, schließlich habe man jetzt erkannt, daß das Wasser besser sei als das von Gundischwyl im Bernbiet (Gontenschwyl im heutigen Kanton Aargau). Ein Täufer (Wiedertäufer) aus der Grafschaft Lenzburg habe daselbst ausgesagt, daß er einen bessern Brunnen wisse als den von G., und der die alten Schäden, die niemals heilen, kurire. Weil er aber nicht habe offenbaren wollen, so sei er vom Landvogt von Lenzburg mit Gefangenschaft und Tortur bedroht worden. Andere sagen, es sei durch einen gewissen Boward, so einen Herren von Bubendorff kurirt, durch obiges ernstliches Mittel zu Bern an den Tag gebracht worden. Gewiß ist, daß Eint und Andere es mit angesehen, daß von weit und fern, von unterschiedlichen Orten und sonderlich von Denen, die das Gundischwyl Wasser gebraucht, es demselben vorgezogen wird. Weil ich dann auch mit Grausen angesehen, wie allerhandt arbeitsetlige abschentliche Leuth, ihre unflätige Geschirr und mutilierte Glieder darein gestoßen und gewaschen, hab ich's vorgestern (28. April) einfassen und vermachen lassen, daß man es nit mehr verunreinigen, sondern ein Feder seines Gefallens ob der beständig laufenden Röhre nehmen kann. Was es aber für Kraft und Wirkung habe, vermag ich nit zu wissen. Einer von Lampenberg sagt mir, er hätte einen arbeitsetligen Knaben gehabt, der bei zwei Jahren schon gar nicht mehr gehen konnt; desgleichen eine Wittfrau von Bubendorff, deren Töchterlein gesund und gerad gewesen sei ihm vor einem halben Jahr etwas in die Huft geschossen, daß es menniglichs Bedauern einen armseligen Gang bekommen und habe beiden Seiten hinken müssen. Diese beiden Kinder hätten das mit über 5—6 Tag getrunken und seien ganz gesund geworden. Gleiches bekemnt der Meyer von Bubendorff, daß er lange Augen schmerz gehabt, so daß er an dem nicht sehen konnte; seit er aber dieses Wasser getrunken, lassen und sehe er wieder so

nicht genugsamb berichteten von vnderschiedlichen viel gerümbt, von welchen doch der ruhm theils täglich abnimbt, theils auch der nammen ganz erloschen: da oft grad das widerspiel dessen, was durch die dritte oder vierte Person außgesprengt wirdt (wie die Exempel könnten vermeldet werden), sich in wahrheit befindet, beneben auch die Mineralien nicht allezeit bestendig vnd auch oft können geändert werden. Dieses haben Ew. g: St: Erh. E: Wht: wir gehorsamblich anbringen wollen, dero zu beharlichen g: vnß vnderth: befehlend, vnd neben langwirige gesundheit, glückliche Regierung, von dem Allmächtigen, von Herzen wünschende.  
Ew. g. St: Erh. E. Wht.

## Gehorsame

Decanus et facultas Medicorum.

Sh. Medicorum Bedenkhen über den Brunnen bei Bubendorff.  
Abgelesen den 19. May 1641.

Das negative Resultat des Gutachtens war denn auch Grund, daß der Rath der Sache um so weniger eine weitere Aufmerksamkeit schenkte, als auch Niemand sich ferner um die Quelle bekümmerte und ein Begehren um Bewilligung, dieselbe fassen und eine Badenanstalt errichten zu dürfen, nicht vorlag.

Genau hundert Jahre blieb die Angelegenheit ruhen. Im Volke war aber der Glaube an die Heilkraft der Quelle nicht untergegangen, vielmehr sind Nachrichten vorhanden, daß die Quelle fortwährend von den untern Volksklassen jeweilen, wenn das Bedürfniß vorlag, benützt wurde.

Die ersten Kunden von der Errichtung einer kleinen Badeanstalt fallen in das Jahr 1740. Unterm 30. Januar erklärt Hans Christen, der Meyer von Bubendorf, vor dem Rath zu Basel, daß das Bad, das Hans Jakob Rudin, des Schneiders, von dort auf seinem Acker „Furleten“ aufzurichten gedenke, sowohl der Gemeinde als den Hochwäldern des Staates zum merklichen Schaden gereichen dürfte, wenn das von ihm benötigte Brennholz, das ohnehin schon oft mangle, bewilligt würde. Der Rath möge den Rudin anhalten, das Holz außerhalb des Bannes zu kaufen oder bei Privaten aus eigenen Wäldern oder aus Gabenholz. Am 30. November gleichen Jahres kam Rudin und seine Frau Barbara Wiknerin ein, man möchte ihm sechs Hölzer zum Bau bewilligen. Diese werden vom Rathe bewilligt mit der Bemerkung, „soll sich aber nicht mehr anmelden.“ Bald auch widersetzen sich die Bürger der Gemeinde Bubendorf der Errichtung eines Bades, allein Bürgermeister und Rath beschließen unterm 1. Februar 1741, daß es bei dem jüngsten Erkenntniß bleibe; auch werde dem Rudin zu wissen gethan, daß, wenn er zu seinem Bad noch einiges Bau- oder Brennholz benötigt wäre, er sich dasselbe

von Außen her anschaffen, auch des Wirthens sich keineswegs unterfangen solle. Am 25. Februar, also drei Wochen später, wird noch nachträglich von Rathswegen beschlossen, es sei dem Jakob Rudin nicht zu gestatten, dieses Bad je zu vergrößern, sondern solle dasselbe verbleiben, wie am 1. Februar erkannt worden.

Der Bau kam zu Stande, aber Rudin behielt das aus Holz gebaute Bädlein nicht lange; noch im Oktober gleichen Jahres trat er dasselbe an die Frau Wittwe Antonia Katharina Heuslerin, geb. Burckhardtin von Basel ab, unter Eingehung eines Pfrundvertrages für sich, seine Frau Barbara Wifnerin und seine fünf Töchter Barbara, Madle, Maria, Elisabeth und Anna. Es scheint, daß die neue Eigenthümerin ihre Aufgabe vom richtigen Gesichtspunkte aus erfaßte, denn sie hatte das Bad durch Aufführung eines neuen steinernen Gebäudes in bessern Stand gestellt und glaubte deshalb auch durch die zweckmäßigeren Anstalten für die Aufnahme der Heilung Suchenden ein Anrecht zu haben auf ein Privilegium von Seite des Rathes. Am 2. Juni 1742 kam sie deshalb um die Bewilligung ein, Wein auschenken zu dürfen. Allein gegen dieses Begehren protestirte sofort die Konkurrenz. Die Wirthe Martin Wenth, Samuel Brodbeck und Durs Blattmer zu Viestal und Höllstein petitionirten gegen die Ertheilung des Rechtes des Weinauschanks, da dasselbe zum Schaden der Wirthshäuser zum Köfli in Höllstein, zum Schlüssel, Kopf und zur Sonne in Viestal gereiche. Ja selbst die Verpfründung und die Abtretung der Güter, die zwischen Rudin und der Heusler stattgefunden, wurde als zu Recht bestehend bestritten und auf ein Gesetz vom Jahre 1738 verwiesen, wonach kein Basler Bürger besugt sei, eigene liegende Güter, die dermalen in Bauernhänden sich befinden, innert 10 Jahren an sich zu bringen. Auch die Vortrefflichkeit der Badquelle wurde angezweifelt. Das Badhaus liege zu nahe an andern Wirthshäusern und sei deshalb kein so dringendes Bedürfniß, wie z. B. Schauenburg. In der Nähe befänden sich Wirthschaften in Bubendorf, Viestal und Höllstein, die Landleute könnten sich von dort Wein verschaffen, und ohnehin sollten die Badegäste ihren Wein selbst mit sich bringen. Zudem sei zu bedenken, sagt die Eingabe der Wirthe, daß ein solches Weinausgeben die benachbarten Unterthanen, sonderheitlich zur Badezeit mehr als ein Wirthshaus an sich locken, „sie zum Debouchiren, zu Ausgelassenheiten und Muthwillen, Untrew, auch Schlägereyen, zeitlichem und ewigem Verderben, und andern ungebührn verleiten und vielen Verdrus und Unfomlichkeit nach sich ziehen würde.“ Die Wirthe schlossen

mit folgendem Begehren: Da die Badhütte im Frühjahr 1741 erbaut, im Winter des gleichen Jahres aber wieder abgerissen und von der Heuslerin, trotz der Erkenntniß vom 1. Februar 1741, sie dürfe nicht vergrößert werden, ein großes, steinernes Gebäude erstellt worden sei, so möchte der Rath erkennen, daß die Heuslerin ihr Haus wieder abreißen und in den vorigen Stand zu stellen habe, „gemäß unserm Wirthsprivilegio“.

Acht Tage nach dem Eintreffen dieser Petition erschienen vor dem Obervogt Joh. Ulrich Wagner zu Waldenburg drei weitere Wirth: Johann Sitz zum Schlüssel und Albrecht Haasen zum Löwen in Waldenburg, sowie Fridlin Thommen, Badwirth zu Oberdorf und trugen demüthig vor, was die Wirth von Riestal und Hölstein bereits verlangt hatten, indem sie noch befügten, daß sie durch das neue Geschäft merklichen Schaden leiden und nur mit Noth und Gott durch die Welt kommen.

Auf diese Einwendungen hin mußte der Rath eine Vorkehr treffen. Er beschloß am 20. Juni, die Deputirten zu den Landsachen mit der Untersuchung zu beauftragen, warum der Rathschreiber von Riestal die mehrfach genannte Verpfändung expedirt und warum der Landvogt auf Waldenburg diese Veränderung des Bades gestattet habe, wie es sich mit der Landabtretung verhalte u. s. w. Es muß diese Untersuchung für die Besitzerin des Bades nicht ungünstig ausgefallen sein, denn am 2. Juli wird vom Rathe der Frau Heuslerin das Recht, Wein auszuschenten, gestattet, doch also, daß zu keiner Zeit allda ein Wirthshaus errichtet und das Weinauschenken nicht länger als vom 15. Mai bis 15. September zugelassen werde, mithin vor dem 15. Mai kein Wein angeschnitten (angestochen) und nach dem 15. September jeweilen das Siegel abgenommen werden soll; ferner dürfen keine andern Leute als Badgäste bewirthe, das Tanzen und andere Ueppigkeiten keineswegs gelitten und kein Haus an die Landstraße gesetzt werden u. s. w.

Die Frau Heuslerin war mit diesem Entscheide nicht zufrieden, nunmehr trat ihr Sohn, Johann Heinrich Bäsli vor den Rath, doch dieser erkannte theilweise in Bestätigung des Antrages der Deputirten zu den Landsachen am 7. Juli 1742: daß das Badhaus in ewigen Zeiten weder zu einem Meyenwirthshaus, noch zu einem Ordinairi-Wirthshaus gemacht werde; man werde darin Niemand als die Badgäste traktiren, wie solches in den beiden Schauenburg, Ramsen und andern in der Landschaft gelegenen Bädern geschehen. Das Badhaus soll nicht länger als vom 1. Mai bis Mitte September offen gelassen und hernach alsbald geschlossen und Niemand weder das Geringste zu essen noch zu trinken

gegeben werden. Bau- und Brennholz sind außerhalb des Bannes Bubendorf anzuschaffen.

Das Bedürfniß der Landleute gestaltete indessen das Bad allmählig ohne Zuthun der Behörden in der Weise um, wie man es bei andern Bädern der Landschaft gewohnt war, weshalb auch bald Klagen von Seite der Konkurrenz erfolgten. Schon am 1. August beschwerte sich Martin Wenkh zum Röfli in Höllstein beim Landvogt, daß die Frau Heuslerin entgegen dem jüngsten Rathserkenntniß tanzen lasse und Jedermann Wein und Essen verabreiche. In der vom Obervogt angestellten Untersuchung wurde aber nur soviel erheblich gemacht, daß ein fränklicher Geiger hie und da musizirt habe, daß aber nie getanzt wurde, dagegen wird zugegeben, daß daselbst gegessen und getrunken, auch von einer Partie Schnitter gefegelt wurde. Das Haus war also in aller Form und für alle Bedürfnisse eingerichtet. Gegenüber den Klagen des Wenkh wurde am 13. März des folgenden Jahres von den Deputirten erklärt, daß es bei der Erkenntniß vom 7. Juli 1742 in allen Stücken sein Verbleiben habe, außer daß die Badezeit bis Ende September verlängert werden könne. Das Bad stieg in der Gunst des Publikums und der Behörden, so daß schon 1751 im Herbst der damalige Badwirth Heinrich Wirz es wagen durfte, um die Erlaubniß zu bitten, ein Freischießen unter Aufsicht des Landvogts abhalten zu dürfen; der Obervogt Emanuel Schmidt empfahl das Begehren, und dasselbe wird wohl bewilligt worden sein, denn im Juli 1755 erbat sich der neue Badwirth Wilhelm Zeller die Gunst, ebenfalls ein Freischießen abhalten zu dürfen. Diese Freischießen waren seit einigen Jahren im benachbarten Solothurn- und Bisthumsgebiet, in Seewen, Büren, Dornach u. a. D. sehr beliebt geworden, weshalb im Jahre 1765 Friedrich Gysin, der Badwirth von Bubendorf, mit fünf Bürgern von Viestal sich beim Waldenburger Obervogt Karl Ründig um die Bewilligung zur Abhaltung eines Freischießens beim Bad bewarben und zwar auf den Tag nach der Piketmusterung im September. Die Hauptgabe bestand in drei Wucherstieren, wovon der erste in die Hauptscheibe, der zweite in die Kehrscheibe fallen, der letzte mit dem Kegelfugelspiel verkurzweilt werden sollte.

Während eines Zeitraumes von vierzig Jahren fehlen nur alle Nachrichten über das Bad. Am 21. März 1804 erkaufte Mathias Flubacher zur Sonne in Läuelfingen, des Großen Raths Mitglied, von alt Schultzeiß La Roche und Andreas La Roche, Sohn, die ganze Besizung und Gerechtigame des Bades Bubendorf sammt Inventar um 23,000 Pfund.

Flubacher's Gattin, Anna Maria Blauenstein, stand in lebhaftem Briefwechsel mit dem bekannten Schriftsteller Jung-Stilling. Die Briefe des Letztern befinden sich noch im Besitze des Urenkels. Im Januar 1820 trat der genannte Mathias Flubacher bei herannahendem Alter das Bad an seinen Sohn gleichen Namens ab und seit dem Jahre 1871 ist es im Besitze des gegenwärtigen Eigenthümers, Hrn. C. Flubacher.

Wie die jeweiligen Besitzer, die das Geschäft zu erweitern und zu verbessern trachteten, bald in Streit geriethen mit der Konkurrenz der benachbarten Wirthe, bald mit der Gemeinde, so in den Jahren 1755 und 1808, so konnte es nicht fehlen, daß sie auch in Konflikt geriethen mit dem Rathe von Basel und der neuen Regierung von Baselland. Diese letztere z. B. suchte dem Mathias Flubacher II. im Jahre 1835 das Tavernrecht zu entziehen, das einem Vorfahr zur Revolutionszeit bewilligt worden war. Flubacher machte in einer Eingabe vom 28. Oktober 1835 an die Justiz- und Polizeidirektion in Liestal geltend, daß sein Vater das Haus im Jahre 1804 übernommen habe, wie solches der Vorfahr seit der Revolution von 1798 besessen hätte. Sein Vater habe das Wirthschaftsrecht während 32 Jahren in vollem Umfange ausgeübt, unbestritten und unbehelliget und habe darin obrigkeitliche Personen sowie Fremde zu allen Jahreszeiten beherbergt. Im Jahre 1816 sei ein Fremdenbuch eingeführt worden, welches existirt habe bis zum 3. August 1833, wo es beim Ueberfall des Hauses nebst andern Schriften und Büchern aus einem Schranke abhanden gekommen. Das Bad gehöre in die Kategorie der Wirthschaften, die je nach ihrem Debit ihr Dhmgeld bezahlen. Da der Gasthof nicht einmal im Banne Liestal liege, so bringe er den Liestalern auch keinen Schaden (!). Flubacher protestirte gegen alle Eingriffe in seine Rechte und wies auf die beschworene Verfassung hin, die das Eigenthum gewährleiste. Er gab allerdings zu, daß er keinen andern Rechtstitel besitze, als die 32jährige Tradition der Wirthschaftsführung. Die Justizkommission ihrerseits bestritt das Recht der Verjährung und der Tradition, die auf Mißbrauch beruhe: da der Loskauf der Tavernenrechte nach Verfassung stattzufinden habe, so sei dieses Recht als dahin gefallen zu erachten und Flubacher habe den Betrieb der Taverne einzustellen. Flubacher protestirte am 7. Dezember gegen diesen Entscheid beim Regierungsrath unter Hinweisung auf das Wirthschaftsgesetz, das demnächst in's Leben treten werde und dem Berufszweig der Wirthe eine gänzliche und freie Umgestaltung gebe. Der Fortbetrieb der

Wirthschaft wurde schließlich bewilligt und so ist der Eigenthümer heute im ungestörten Genusse seines Rechtes.

Der Vollständigkeit unserer Darstellung wegen erwähnen wir, daß im Bad Bubendorf, das schon 1791 eine kleine politische Rolle spielte, die Wirren der Dreißiger Jahre ihren Anfang nahmen. Eine am 18. Oktober 1830 daselbst privatim von etwa 40 Notabeln aus den fünf Landbezirken berathene „ehrerbietige Bittschrift an den Großen Kantonsrath“ im Wesentlichen auf Anbahnung einer Verfassungsverbesserung nebst unbedingter Realisirung der 1798er Freiheitsurkunde abstellend, ward binnen acht Tagen von 747 Landbürgern unterzeichnet, blieb jedoch beim Rathe unbeachtet und wurde einstimmig an den Kleinen Rath zurückgewiesen. Wenige Wochen nachher, am 29. November 1830 fand beim Bade im Freien eine zweite Versammlung statt, welche von etlichen hundert patriotischen Landleuten besucht war und den Zweck hatte, über die vorher genannte Petition einen raschern willfährigen Entscheid herbeizuführen. Die Forderung der unverzüglichen Wahl eines Verfassungsrathes und die Aufstellung von Freiheitsbäumen beantwortete die Stadt Basel dadurch, daß sie sich in einen militärischen Schutz- und Trutzzustand versetzte. Die Dinge nahmen nun ihren bekannten Verlauf. Durch die beiden Versammlungen aber hat das Bad Bubendorf (wie das Bad Bocken bei Horgen und das Bad Rothenburg) eine gewisse politische Berühmtheit erlangt.

Das Bad Bubendorf ist heute ein großes stattliches Haus mit Nebengebäuden, 38 Zimmern, einem großen Speisesaal, 7 Badkabinetten mit 13 Wannen aus Holz und Zink. Die Badquelle, die vor 240 Jahren vom medizinischen Kollegium zu Basel als eine unbedeutende, kaum der Untersuchung werthe Quelle erachtet wurde, hat ihren Ruf einer alkalischerdigen Mineralquelle bewahrt; eine chemische Analyse derselben machte im Jahre 1826 Herr Professor Stähelin. Eine längere bei Bruckner abgedruckte Untersuchung des Wassers vergleicht dasselbe mit den Quellen von Pfäfers und sagt: es sei zu vermuthen, daß dieses Wasser an flüssigen alten Schäden, Ausschlägen, Nauden, Beißen und andern aus unreinem Gebülte entstehenden Zufällen der Haut, wie auch insonderheit in Stärkung der sowohl durch schmerzhaftes Gliederkrankheiten als andere Ursachen abgeschwächten Glieder sehr gute Wirkung haben könne. Die Bäder werden fleißig benützt, der Landaufenthalt ist gemüthlich und genussreich und soll die Quelle heute noch wie die Schwarzenbergquelle bei Gontenschwyl im Aargau gegen hartnäckige Rheumatismen und Gicht wirksam sein, nur

werden heute keine Wiedertäufer mehr peinlich vernommen, wenn etwa einer behaupten wollte, das Bubenbürfen Wasser sei besser als das Gontenschwylen.

## Die Erdmannshöhle bei Hasel im südwestlichen Schwarzwald.

Von Samuel Felscher.

Aber bald erschloß ein weiter  
Höhlenraum am End' des Gangs sich,  
Riesenhoch die Felsenwölbung:  
Schlank gewund'ne Säulen senkten  
Von der Decke sich zum Boden,  
An den Wänden rankt' in buntem  
Formenspiel des grauen Tropfsteins  
Geisterhaftes Steingeweb,  
Bald wie Thränen, die der Fels weint,  
Bald wie reich verschlung'ne Zierrat  
Riesiger Korallenäste.

Scheffel's „Trompeter“.

Im Haselbachtal, einem rechten Seitenthal der Wehra, unweit von dessen Ausgang, etwa eine halbe Stunde vom Marktflecken Wehr und ungefähr 500 Schritte südlich, thalab, vom evangelischen Pfarrdorfe Hasel, das vom Amtsorte Schoppsheim anderthalb Stunden östlich gelegen ist, befindet sich die berühmte Erdmanns- oder Haseler-Höhle, von den Umwohnern im vorigen Jahrhundert gewöhnlich das „Erdmännleinsloch“ genannt.

Diese bedeutendste Kalkgebirgshöhle unserer Gegend war zwar schon im vorigen Jahrhundert bekannt und auch besucht, nämlich die vordere oder alte Höhle bis zum Erdmannsbache, denn um das Jahr 1770 besuchte Markgraf Karl Friedrich, der spätere Großherzog von Baden, zu dessen Landgraffschaft Sausenberg die Ortschaft Hasel gehörte, in Begleitung seiner edlen und kunstsinigen Gemahlin Karoline Louise, diesen, um jene Zeit noch beschwerlich zu begehenden Höhlentheil.

Doch erst, als in den Jahren 1799 und 1800 im Dorfe Hasel mehrere bedeutende Erbeinbrüche erfolgten und den Ort bedrohten, wobei daselbst große Höhlungen und auch ein unterirdischer Bach zum Vorschein

kamen, wurde die Erdmannshöhle von Neuem geöffnet und wissenschaftlich genauer untersucht. Bei diesem Anlasse wurden die interessantesten Partien des Höhlenlabyrinthes entdeckt und möglichst aufgeschlossen. Berginspektor Joh. Chr. Paul verfertigte genaue Pläne und Landeskommissär Karl August Lembke verfaßte eine einläßliche und sorgfältige Beschreibung der verschiedenen Höhlenräume. Er ließ auch die merkwürdigsten Partien der unterirdischen Hallen durch den Kupferstecher C. Meißelt nach der Natur zeichnen und die Aufnahmen in Kupfer äßen. Seine Beschreibung der Erdmannshöhle, die er 1803 zu Basel in Großfolio mit 12 Kupfern erscheinen ließ, ist heute noch die zuverlässigste und sehr belehrend.

Seit dem wird die Haseler Höhle von den Fremden oft und gerne besucht. Im Jahr 1811 kam auch die Großherzogin Stephanie nach Hasel, um die Höhle zu sehen.

Das Dorf selbst ist ziemlich alt, vermuthlich war es in der frühesten Zeit ein Lehenbesitz der Herren von Bärenfels, die es von dem Markgrafen von Hochberg-Sausenberg empfangen hatten und auch wieder an dieselben veräußerten. Die Mühle daselbst war ein Besitzthum der Herren von Schönau, welche dieselbe 1400 an den Markgrafen Rudolf III. verkauften. Die Deutschordenskommende Beuggen war zu Hasel zehntberechtigigt.

Der Boden um Hasel besteht aus einer Humusschicht mit Geröll oder aus kalkartigem Lettboden, hin und wieder vermischt mit gelbem und ockerartigem Thon oder auch mit Bohnerz. Versteinerungen finden sich häufig; auf der Oberfläche kommen Calzedone, Jaspis, Breccin, Hornstein und Kalkspath in Kugeln und in Bruchstücken vor.

Das in der Gegend vorherrschende Kalkgebirge, hauptsächlich Muschelkalk, findet sich in Schichtenlagern oder Flözen, bald höher, bald tiefer, auf kalkhaltigen Letten oder auf Thon und Thonschiefeln von grauer oder bläulicher Farbe aufgelagert vor. Der Kalkstein zeigt ein feines Gefüge, splitterigen oder muscheligen Bruch, erscheint oft an den Kanten durchscheinend (häufig mit Versteinerungen), von gelblichgrauer oder grauer Farbe und von feinem und grobem Korn. Man findet auch Lagen von Breccin und solche von bituminösem Kalk oder Stinkstein. Die Kalksteinlager sind aber so sehr zerklüftet, zerrissen und nach allen Richtungen verdrückt, daß man, wo das Gestein ansteht, Klüfte, Ritzen und Spalten von sechs bis dreißig und fünfunddreißig Centimeter Weite wahrnehmen kann.

Daß in diesem Kalkgebirge große Höhlen und Klüfte ebenfalls vorkommen müssen, ist sehr begreiflich und naheliegend, auch durch die vielen

Einsenkungen des Bodens in der ganzen Umgegend in Folge von Erdbebrüchen vielfach nachgewiesen. Die Kalksteinlager nehmen thalaufwärts, etwa einen Kilometer oberhalb Hasel, ihren Ausgang und zwar in einer vertikalen Erhebung von etwa 40 Meter über dem Eingang zur Erdmannshöhle. Sie verflachen sich von Norden nach Süden unter einem Neigungswinkel von 4 bis 5 Graden. In den Lett-, Thon- und Thonschieferschichten, auf welche das Kalkgestein aufgesetzt ist, findet sich auch Schwefelkies eingesprengt, an einigen Orten zeigen sich wohl auch Gypslagen. Darunter folgen wieder Kalkstein- und Thonschieferlagen, sodann eisenschüssiger, rother Sandstein, reiner, rother Sandstein und zuletzt das Granitgestein und Urgebirge der Gersbacher Höhen.

Der forellenreiche, starke Haselbach, der von den Bergen um Gersbach (2 Stunden von Hasel) niederrinnt, verliert (wie schon 1803 beobachtet wurde) oberhalb des Dorfes Hasel, wo das Kalkgestein seinen Anfang nimmt, bis zum Orte schon einen bemerkbaren Bruchtheil seiner bisherigen Wasserfülle; wenn er aber das Dorf verläßt, hat er oft beinahe die Hälfte des Wassers verloren und bis unterhalb des Einganges zur Erdmannshöhle liegt sein Bett nicht selten schon vollends trocken. Die vielen Krümmungen des Wasserlaufes sind in der jüngsten Zeit durch Wuhrunen abgesehritten worden.

Im Jahre 1800 wurde im Dorfe beim alten Pfarrhause in ziemlicher Tiefe eine geräumige Höhle angetroffen, welche einen bedeutenden Erdsturz verursacht hatte und durch welche ein unterirdischer Bach fließt, der nachgewiesener Maßen mit dem Bache in der Erdmannshöhle in Verbindung steht und offenbar die Wassermengen sammelt, welche aus dem oberflächlich fließenden Haselbache und sonst von Tagwassern in der nähern Umgebung durch das klüftenreiche Kalkgestein des Bodens in die Tiefe sinken.

Der Eingang zur Erdmannshöhle liegt am Fuße eines niedrigen Höhenzuges am linken Rand des Wiesenthales, durch welches der Haselbach der Wehra zueilt und zwar 387,3 Meter über dem Meerespiegel, während der mit Gebüsch und Laubholz besetzte, felsig und steil abfallende Hügel selbst eine Meereshöhe von 430 Meter aufweist. Die gewöhnlich verschlossene Eingangsthüre ist mit einem hübschen Häuschen überbaut, in welchem ein Ankleidezimmer für den Besucher nebst leinenen Ueberwürfen mit Kapuzen zum Schutze der Kleidung zur Verfügung steht und wo ein Fremdenbuch aufgelegt ist.

Zum Besuch der Höhle wendet man sich an den Rathschreiber zu Hasel, Gustav Greiner, der nun die Führung in der Höhle von der

Familie Uehlin übernommen hat. Gewöhnlich nimmt die Person, welche die Fremden führt, ein tüchtiges Bündel dünner aber breiter, meterlanger Buchenspäne mit, welche als Fackeln dienen. Man thut aber besser, eine Anzahl Kerzen, an Stäbe gebunden, mitzunehmen, da diese stetiger und heller brennen und keinen Rauch geben. Je zahlreicher die Gesellschaft zum Besuche der unterirdischen Räume sich eingefunden hat, desto besser, indem jeder Besucher ein Kerzenlicht oder eine Fackel trägt, wodurch die Beleuchtung verstärkt und der Genuß wesentlich erhöht wird.

Der Höhleneingang geht von Norden nach Süden, zuerst etwas eng und schachtähnlich eine Anzahl Stufen hinab, dann aber kommt man in einen natürlich gebildeten, fast ebenen Gang von 1 Meter Breite und 2 $\frac{1}{2}$  Meter Höhe und kann bequem vorwärts gehen. Bald erreicht man einen hohen und weiten Raum, der querüber vor der Mündung des Eingangstollens liegt. Es ist die sogenannte „Vorhalle“, ein Theil der langgestreckten und weit gewölbten vordern oder alten Höhle, die sich hallenartig in drei Hauptabtheilungen von Westen nach Osten ausdehnt.

Hier wird man in der Richtung nach links geführt und kommt, von Westen nach Osten vorschreitend, in eine imposante Halle, deren Weite und Beschaffenheit den Besucher in Erstaunen setzt. Die weit gesprengte Felsendecke dieser Höhlung ist fast völlig flach, von kolossalen Kalksteinplatten gebildet. Die hohen Seitenwände dieser eigenthümlich gebildeten Felsenhalle geben daher im flackernden Lichte der Fackeln oder Kerzen einen überraschenden Anblick. Aus einem Riß in der Decke, der die Deckplatten klaffend durchsetzt, tropft beständig Wasser herab. Man heißt diese Partie „die Höhle mit der flachen Decke“. Sie hat eine Weite von 10,2 bis 11,3 Meter und eine Höhe von 4,6 bis 5,13 Meter. Die Wände sind theilweise mit Kalkfinter überzogen und trocken. Von links her öffnet sich, etwas oben in der Wand, die Mündung einer Seitenhöhle; es ist der frühere Eingangstollen, der nun geschlossen, etwas nordöstlicher gegen Hasel liegt, aber unbequem zu begehen war. Ganz im Hintergrunde dieser Höhlenansicht, seitwärts an einem künstlich aufgeführten Pfeiler vorüber, der die Decke stützt, bemerkt man schon die Treppe, welche zur Höhle mit dem „See“ hinauf führt.

Am verwunderlichsten erscheinen uns in dieser Höhlenabtheilung die Kalksteinplatten der Decke, welche ihre Schwere verloren zu haben oder zu schweben scheinen.

Wenn man vom Eingangstollen aus nach rechts, also in westlicher Richtung vordringt, so setzt sich der Höhlenraum (in dieser entgegengesetzten

Richtung) noch weiter fort, indem die Weite desselben noch immer 6 Meter und die Höhe 5,4 Meter beträgt, allein eine Unmasse von gewaltigen, herabgestürzten Steintrümmern versperrt hier den Weg, so daß man nur mühsam und mit Gefahr über dieselben hinan und gegen die Felsenwölbung hinauf klettern könnte. Eine  $1\frac{1}{2}$  Meter weite Kluft reicht noch 3 Meter hoch in das Kalkgestein hinauf. Man hieß dieses westliche Ende der Höhle ehemals die „Kluft im Bruch“; gegenwärtig wird sie das „Burgverließ“ genannt. Diese Partie reicht fast bis zu Tag hinauf; sie wird aber wegen der schwierigen Zugänglichkeit und daheriger Gefährlichkeit nicht begangen.

Von der „Höhle mit der flachen Decke“ gelangt man über herabgestürzte und über einander gelagerte, doch zum bequemen Gehen zurecht gelegte Steinblöcke hinweg, in gleicher östlicher Richtung fort zum sog. „Tempel“, einem gewaltigen Felsengemach von 24 Meter Länge, 14 Meter Weite und bis 6,6 Meter Höhe mit ebenfalls ziemlich flachem Gewölbe von fünf Plattenlagen. Diese majestätische Felsenhalle mit ihrem eigenthümlich abgestuften Plattengewölbe macht auf den Besucher einen überwältigenden Eindruck. Oben rechts in der Decke gewahren wir wieder die Kluft, welche auch die eben passirten Nachbarhöhlen durchzieht. Aus diesem großen, freien Centralraum und Sammelplatz führen nun fächerähnlich Nebenhöhlen und Gänge nach verschiedenen Richtungen, weshalb man beim Besuch derselben immer wieder hieher zurückkommt. Die Luft in der Höhle ist keineswegs dumpf und schwer, sondern überraschend rein und leicht. Die Fackeln brennen hell und der Rauch wird nicht lästig, wenn man sich verständig einrichtet und zuerst die obern Höhlungen be- geht. Man vernimmt nun in nächster Nähe das Klauschen eines unterirdischen Wassers und das Plätschern und Tröpfeln von niederrieselndem und abtropfendem Gewässer in den untern Theilen der Höhlung.

Ringsum gewahrt man nun die Zugänge zu den höher oder niedriger liegenden Nebenhöhlen und Gängen.

Zuerst rechts gegen Süden führt eine Treppe hinauf in die langgestreckte obere Tropfsteinhöhle mit der „Todtengruft“ und dem „Nittersaal“; dann mehr links davon geht es in die Tiefe zum Höhlen- oder Erdmannsbach und zur untern Höhle hinab. Noch mehr links, also gerade direkt vor uns, führt abermals eine Treppe in die Höhe zur obersten Tropfsteinhöhle mit den Wasserbehältern, dem sog. „See“. Und endlich links rückwärts gewahren wir die breite Mündung einer kurzen Nebenhöhle, die aber von Felsstrümmern verschüttet und nicht zugänglich ist.

Wir wenden uns zunächst rechts zur obern langen Tropfsteinhöhle, die 1800 entdeckt worden ist und die „Fürstengruft“ sowie den „Rittersaal“ enthält. Zunächst an der Treppe zeigt der Höhlengang eine Breite von 4,6, aber nur eine Höhe von 1,6 Meter; in demselben vermögen wir uns nur unbequem und gebückt fortzubewegen. Man hat diesen Durchgang künstlich erweitert und gangbar gemacht; anfänglich war er ab und zu nur eine enge, niedrige Schlupfröhre mit vorstehenden Gesteinstanten und mit mehreren Wassertümpeln. Zur Linken zeigt man eine Tropfsteinfigur: „das Todtengerippe“ oder „der Todtenkopf“. Der Gang macht mehrere Wendungen und nimmt zuletzt bleibend südliche Richtung an; man kommt an zwei gemauerten Stützfeilern und an mehreren vereinzelt stehenden Tropfstein-Säulen und Säulenstümpfen vorüber. Wieder der Höhlengang sich erweitert und eine Höhe von 2,3 bis 2,6 Meter gewonnen hat, beginnt links und rechts eine ganze Reihenfolge von Tropfsteingebilden aller Größen, die sozusagen zur Schau ausgestellt sind und ihrer eigenthümlichen Gestaltung zu Folge verschiedene Namen erhalten haben. Zur Linken begrüßt uns „Barbarossa“, gleich daneben „Gambrius“; es folgt ein „Bergmännchen“, dann zwei „Verliebte“. Rechts zeigt man uns gleich darauf einen „Juden“, dann „die Madonna mit dem Jesuskinde“. Links schauen wir die „Krippe zu Bethlehem“, gleich dabei auch den „Thurm zu Babel“ und „die drei Weisen aus dem Morgenlande“, sowie „die Zwillinge“.

Indem haben wir etwa 100 Meter Weges in dieser Höhle zurückgelegt und sind zur sog. „Fürstengruft“ gelangt. Die Höhlung hat sich auf einmal zu einem Raume erweitert, der eine Weite von 7 Meter und eine Höhe von 6 Meter aufweist. Wir haben die malerisch bedeutendste Ansicht des ganzen Höhlenbereiches vor uns; der Anblick dieser Höhlenkammer ist wahrhaft überraschend und phantastisch großartig. Gewaltige Tropfsteinsäulen, wie Baumstämme, von regelmäßiger Gestaltung und gelblich weißer Farbe, wachsen zu beiden Seiten unseres Weges frei vom Boden bis zur Decke empor, als seien sie derselben zur Stütze gesetzt. Zur Linken stehen zierliche Tropfsteingestalten reihenartig aufgestellt und von der Decke herab hängen niedliche Figuren in regelmäßigen Ordnungen und Gruppen. Vor sich links erblickt man den riesigen sog. „Sarg“ mit den hübschen, kegelförmig aufgestellten Tropfsteinsäulchen.

Der bisher verfolgte Säulengang ist hier, mitten in der „Fürstengruft“, von einer Vertiefung unterbrochen, über welche ein Steg gelegt



**Die „Fürstengruft“ der Haseler Höhle.**

(Aus dem Büchlein „Basel und seine Umgebungen“ von S. Pletscher.)

ist und in welche die Ausgänge von tiefen Höhlungen, namentlich derjenigen, die sich vom Bache herüberzieht, ausmünden.

Wer die Meichelt'schen Abbildungen der „Fürstengruft“ in Lembke's „Beschreibung der Erdmannshöhle“ mit Aufmerksamkeit betrachtet und mit der natürlichen Ansicht vergleicht, der findet leicht, daß die augenfälligeren, frei stehenden Tropfstein-Gestalten seit 1800 an Größe und Umfang merklich zugenommen haben, daß sie sich auch künftighin verhältnißmäßig verändern, also wachsen werden. Zugleich merkt man aber auch mit Bedauern, daß viele Tropfsteine vom Fackelrauch und vom wieder-

holten Abstreifen der verkohlten Lichtspäne sehr beschmutzt und verunreinigt aussehen.

Der Rückblick auf die „Fürstengruft“, jenseits des erwähnten Steges, ist noch malerischer als der vorherige Anblick. Links neben dem Weg, aus der tiefer liegenden Höhlung heraus, streckt sich der gewaltige Tropfsteinstamm, gleich einem Baum mit verbreiteten Wurzeln, in die Wölbung der merkwürdigen Höhlentammer hinauf; rechts steht ein ebenso mächtiger Felsenkoloß mit eigentümlich schräg daran empor gewundenen Wulstungen. Der erstere zeigt oben eine Gestaltung, ähnlich einer riesengroßen Wachskerze, an welcher geschmolzene Tropfen herabgefloßen sind. Um diese horngelben Steinsäulen herum ist eine Anzahl mittelgroßer und kleinerer Tropfsteinfiguren phantastisch hingruppirt und zahllose Zierate hängen von der Decke herab. Der ungeheure, vierkantige Steinkloß, mit Tropfsteinmasse überzogen und mit aufgesetzten Tropfsteintegeln geziert, „der Sarg“ genannt, wird von stollenähnlichen Stützen aus Tropfstein getragen. Man sieht den Eingang in die untere Höhlengalerie, welche mit der Bachhöhle in Verbindung steht; derselbe ist mit einem vorhangähnlichen Steingebilde drapirt. Auch bemerkt man, daß von der Decke aus Klüfte und Risse noch höher in das Gestein hinauf reichen. Der Anblick dieser von der Natur gebildeten Todtenkammer ist dem ungeachtet äußerst fesselnd und anregend.

Von hier, immer in südlicher Richtung, führt der Höhlengang wieder verengert weiter. Am sog. „Amerikanischen Ofen“ und an der „Ruine Bärenfels“, zur Linken vorüber, gelangt man auf einer Wegstrecke von 26 Metern, die sich merklich senkt, zur sog. „Kapelle“, 2,6 Meter weit und 5 Meter hoch, welche ein konisch zulaufendes Gewölbe und deutliche Spuren ehemaliger Ausfeuerung zeigt, die durch Wasserströmung bewirkt worden sein muß. Die Seitenwände sind mit herabhängenden Tropfsteinbildungen bekleidet. Der Boden, mit Kalksinter überzogen, tönt wie hohles Eis. Die früher hier vorgefundene Wasseransammlung ist gegenwärtig nicht mehr vorhanden.

Nun verengert sich der Gang merklich. Auf eine Wegstrecke von 20 Metern findet man endlich nur noch eine schmale Felsenspalte, durch welche eine Person mit Vorsicht durchpassiren kann. Da heißt es Aufgepaßt! Denn von der finstern Höhe hängt ein kolossaler Tropfstein bis vor die Nase des Besuchers herab. Es ist das sog. „Krokodil“. Unter diesem bedrohlichen Thier vorüber muß man einige Schritte bergan steigen und endlich — nur recht bücken! geht es unter einem tief herab-

hängenden Felsenjoch durch und man gelangt, zu seiner Ueberraschung, plötzlich in einen mächtig ausgedehnten, hohen Felsenraum von länglich viereckiger Form. Es ist der sog. „Rittersaal“, 32,3 Meter lang, 6,6 bis 11,6 Meter hoch und etwa 6,6 Meter weit. Dieser Höhlenraum wurde 1867 von Oberförster Bayer in Schopfheim entdeckt und zugänglich gemacht. Man heißt diese Halle deshalb auch die „neue Höhle“. Die majestätisch hohe Felsdecke ist ganz flach, wie von einem Baumeister hergestellt; an den Wänden der Langseiten bemerkt man Tropfsteinbekleidungen, die an der linken Wand auffälligere Formen angenommen haben, denn dort hat man einzelne Gestaltungen „die Ritterbildnisse“ genannt. Gegen die Mitte der Halle ist der Boden derselben etwa 3 Meter hoch mit Felstrümmern bedeckt, gegen die beiden Enden der Höhle hin aber baut sich das übereinander gestürzte Trümmergestein zu kleinen Bergen auf. Man steigt auf der rechten Seite des Langraumes auf den zurecht gelegten Blöcken zuerst hinab und dann jenseits der Vertiefung in der Mitte wieder den Trümmerhaufen hinan zur sog. „Klaufe“, einen hochgelegenen Abatz empor, wo eine Gruppe kleiner Tropfsteinsäulchen „das Kegelspiel“ genannt wird. Zwei in die Tiefe führende Höhlenmündungen in den beiden äußersten Enden dieses Höhlenraumes bilden die Zugänge zu neuen, noch wenig bekannten Höhlengängen, die nach den Angaben von solchen, die sich hinein wagten, noch sehr weit in der Erde fortlaufen und auch den Bach noch einmal berühren sollen.

Wir aber treten hier den Rückweg durch den langgestreckten Höhlengang an der „Fürstengruft“ vorüber an und gelangen wiederum in den „Tempel“ zurück, von wo aus die andern Höhlenabtheilungen besucht werden müssen.

Nun aber geht es in die Tiefe! Auf einer Treppe und auf eisernem Steg gelangen wir in die untere oder Bachhöhle hinab und über den geheimnißvoll rauschenden, im Fackellicht blinkenden Bach. Von der Decke bis auf den Steg mißt diese Höhle 8 Meter; vom Steg vollends auf den Bach hinab beträgt die Höhe etwas über 1 Meter; vom Steg bis zur Wölbung des „Tempels“ 13,6 Meter. Beim Herabsteigen auf der Treppe muß man dem rechts herüberhängenden, mit Wasser überströmten sog. „Kanzeldeckel“ ausweichen, einem gewaltigen, überragenden Tropfsteingebilde, dessen Benennung seine Gestaltung verräth. Eine noch merkwürdigere Erscheinung aber begegnet dem in die Höhe gerichteten Blicke gerade über dem Stege, welche nichts weniger als einer Steinfigur ähnlich sieht. Von der Decke hängt nämlich neben einer finster gähnenden Fels-

öffnung ein riesiger Tropfstein herab, der genau einem aufgehängten, schmutzig braunen und triefenden Teppich oder Mantel gleicht. Er heißt daher auch der „Mantel“ oder auch der „Chormantel“. Von diesem frei schwebenden, viele Centner schweren, graubraunen, faltig geformten Stalaktiten tröpfelt unaufhörlich Wasser herab und fällt klingend in den Bach nieder. Seit 1803 ist dieser Tropfstein, wie auch der „Kanzeldeckel“ merklich gewachsen.

Der Bach ist, wo er unsern Weg kreuzt, gewöhnlich nur  $\frac{1}{3}$  Meter tief und völlig klar und durchsichtig. Er wächst aber zu Zeiten gewaltig an und überfluthet dann den Steg und die Nebenhöhlen. Die Höhlenweite am Bach beträgt 8 Meter. Man sieht unter einem niedrigen Felsgewölbe hindurch auf etwa 20 Meter Entfernung dem Bachlaufe entgegen; auf der andern Seite aber verbirgt er sich schnell durch eine Krümmung unter die Kalksteinlagen.

Es ist nachgewiesen, daß dieser Höhlen- oder Erdmannsbach in Verbindung steht mit den neun sog. Wehrer Brunnen, einer Reihe von starken Quelladern, etwa 1 Kilometer weiter abwärts im Haselbachthal, deren Wasserreichthum dem Wassergehalt des unterirdischen Baches ziemlich entspricht.

Nun ist noch zu bemerken, daß der Bach vom Höhleneingang im Wiejenthal etwa 61 Meter südöstlich entfernt ist und 13,8 Meter tiefer liegt als die Thalebene daselbst.

Die Höhle verengert sich nun in ihrem weitem Verlaufe gegen Süden und wir gelangen über eine kleine Erhöhung des Weges hinweg wieder abwärts und abermals zum Bache, der von rechts her wieder zum Vorschein gelangt. Ein zweiter Steg ist darüber gelegt. Die Bachhöhle hört hier plötzlich auf; wir stehen den geschlossenen Felswänden gegenüber; diese Höhle hat eine Länge vom ersten Stege an bis hierher von 15 Meter und eine Weite von 3,3 Meter. Nur der Bach wendet sich in gerader Richtung in seinem Höhlenbette nach Süden ab und kann noch 360 Meter weiter in demselben verfolgt werden. Auf dem Wege stehend, schlägt der Führer die sog. „Orgelpfeifen“ an, eine Reihe starker, ungleich dicker, nahe über dem Steggeländer abgebrochener Stalaktitensäulen, welche vom Deckengewölbe herabhängen und ehemals auf den Boden des Bachbettes hinunterreichten. Ange schlagen ertönen sie dumpf und lassen eine Art Tonteiler oder einen Afford vernehmen. Der frühere Schullehrer Mehlin von Hasel, der ehemals in der Höhle den kundigen Führer machte, sang

hier gewöhnlich einen kurzen Choral und ließ dazu diese Tropfsteinfäulen ertönen, was einen eigenthümlich ergreifenden Eindruck gemacht haben soll.

Unten im Bachbette öffnet sich gerade, unter dem Stege, ein tiefer Höhlengang, der 1800 entdeckt wurde und der als die Verbindungshöhle erscheint, welche von hier zur „Fürstengruft“ hinüber führt.

Wir kehren also wieder zurück in den „Tempel“, den Sammel- und Warteort.

Noch einmal geht es auf eine kleine Nebentour und zwar diesmal wieder in die Höhe, nämlich eine hohe Treppe hinauf zur obersten Tropfsteinhöhle mit dem „See“. Diese Höhlenabtheilung wurde 1800 entdeckt. Sie hat eine Längenausdehnung von 23,3 Meter, eine Weite von 5,88 Meter, aber eine Höhe von nur 1,87 bis 2 Meter. Sie ist mit weißlichen Sintern überzogen und enthält niedliche Tropfsteinbildungen, allein zwei ziemlich tiefe Wasserbecken und die niedere Höhlendecke machen das Vordringen in derselben beschwerlich.

Zur Linken herwärts desselben erblicken wir abermals die Mündung eines weitem Höhlenganges, der ebenfalls 1800 entdeckt wurde, 36 Meter lang und nur schmal, aber nicht gangbar ist.

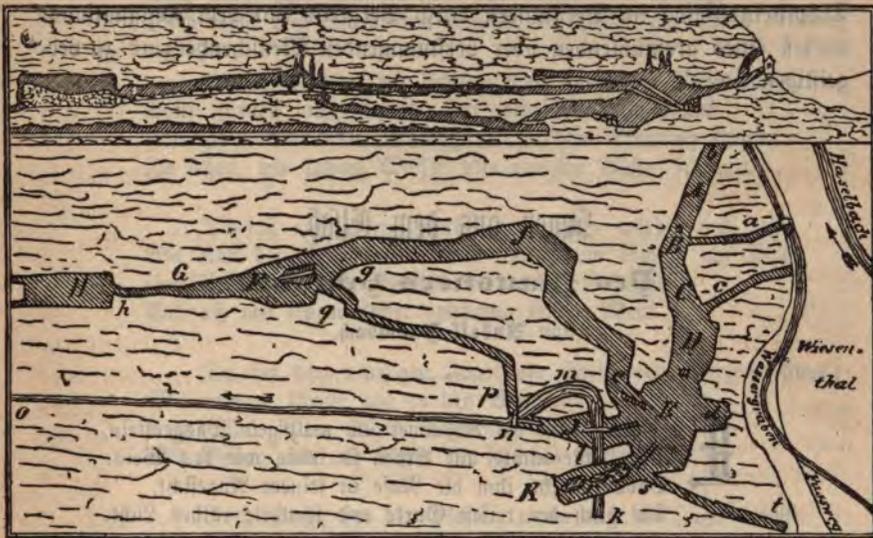
Der Eindruck, den der Anblick dieses Höhlenlabyrinthes auf den Besucher ausübt, ist sehr verschieden, hängt aber hauptsächlich ab von der mehr oder minder günstigen Beleuchtung, indem nur bei guter, hinreichender Beleuchtung eine vollständige Ansicht der ausgedehnteren Höhlungen ermöglicht wird, währenddem bei weniger als fünf bis sechs Facellichtern kaum das Dunkel der nächsten Umgebung durchbrochen wird. Störend wirkt indessen beim Marsch durch die niedrigen Gänge der Anblick der rußgeschwärzten Decken und der kohlengeschwärzten Tropfsteinbildungen, die manchmal keine Spur mehr von ihrer natürlichen hellgelben oder weißen Farbe erkennen lassen. Im Uebrigen macht die Erdmannshöhle trotzdem immer noch einen bedeutenden Eindruck auf den Freund der Natur und Niemand, der in die Nähe derselben gelangt, sollte versäumen, sie zu besuchen.

Die Durchwanderung dieses Höhlenbezirkes ist nicht gerade bequem, doch auch nicht mühsam und beschwerlich zu nennen. Doch darf man ja die angebotenen leinenen Ueberwürfe mit Kapuzen nicht zurückweisen, weil an manchen Stellen Wasser niedertropft und die Wände hie und da naß und schlammig sind. Auch mag man sich immer wohl vorsehen, wenn der Weg sich verengt, damit man nicht unversehens den Kopf gegen den harten Felsen rennt. Es ist zwar in jüngster Zeit für bessere Be-

gehung der Höhle Sorge getragen worden, doch verlangen einige Strecken immer noch Vorsicht. Die Höhle ist der Aufsicht der Oberforstei Schoppsheim unterstellt.

Nach den alten Sagen der Umwohner war diese Höhle ehemals bewohnt von Erdgeistern, nämlich von dem zwerghaften Volke der Gnomen, das auch in andern deutschen Gebirgen und auch im benachbarten Jura seine sagenhafte Rolle spielte. In der Höhle bei Hasel hausten Erdmännlein und Erdweiblein oder Bergkinder, welche mit den Menschen in der Nachbarschaft freundlichen Umgang pflogen. Daher die Benennung Erdmannshöhle oder Erdmännleinsloch. Diese Zwergwesen kamen gern in die Häuser und machten sich den Leuten durch allerlei Dienste nützlich; als aber Vorwitzige Aische streuten, um zu sehen, ob die Erdleuten wirklich Gänsefüße besäßen, da wurden sie erzürnt und verschwanden für immer.

#### Grundriß und Durchschnitt der Erdmannshöhle.



#### Erklärung der Buchstaben:

A, B, C, D, E vordere oder alte Höhle; B, C Vorhalle; C, D Höhle mit der flachen Decke; E großer Tempel; F Fürstengruft; G Kapelle; H Ritteraal; I Bachhöhle; K oberste Tropfsteinhöhle mit dem See; a Eingangsstollen; b Kluft im Bruch oder Burgvertiefl; o alter Eingangsstollen; d Seitenhöhle im Tempel; e, f, g, h, obere Tropfsteinhöhle mit der Fürstengruft; h Protobil; i Klausje mit Kegelspiel; k, l, m, n, o Erdmannsbach; n Regelspeisen; p, q Verbindungshöhle; r Wasserbeden, sog. See; s, t, Seitenhöhle.

Diesen Sagenstoff hat der Dichter J. B. Scheffel benützt, um in seinem „Trompeter von Säckingen“ die prächtige Episode von dem

Alten in der Erdmannshöhle, der „stille Mann“ genannt, und dem Zwerge zu gestalten, denen Jung Werner einen Besuch abstattet. Wie wunderbar poetisch und märchenhaft muthet uns diese Szene in der zauberreichen Höhle an! Die Verse am Eingang dieser Beschreibung sind Scheffels schwungvoller Schilderung entnommen. Wer indeß diese Erdmannshöhle zu besuchen gedenkt, wird gut daran thun, Scheffels Höhlenszene erst nachher, nicht vorher zu lesen. Der Eindruck, den die Erscheinung der wirklichen Natur auf die Empfindung des Besuchers und Beschauers auszuüben im Stande ist, wird sonst durch die hohen Vorstellungen der Einbildungskraft zum Voraus abgeschwächt, welche durch das Lesen der Dichtung hervorgerufen worden sind. Beim nachherigen Lesen der dichterischen Schilderung aber wird man sich um so mehr an der herrlichen Fülle poetischer Gestaltungskraft ergötzen können, welche die Kunst verstand, die öden Räume dieser Felshöhlen mit fühlenden Wesen zu beleben und den langsam verlaufenden, chemischen Prozeß der Tropfsteinbildung im Berginnern durch Vergleich mit dem Resignationsprozeß eines großfühlenden aber verstummenden Menschenherzens zu vergeistigen.

## Sagen aus dem Elsaß.

### Des Klausners Schwur.

Von Rudolf Baumbach.\*

**E**s hauste einst ein Klausner am wald'gen Wasgenstein,  
 Der liebte nichts auf Erden so innig wie den Wein.  
 Davon wuchs ihm die Nase in seinem Angesicht,  
 Die glich der reifen Gurke und spendete rothes Licht.

Einst saß der fromme Bruder am klaren Waldesbach  
 Und hielt den Kopf in Händen und stöhnte: „Weh und Ach!“  
 Ihm war's als ob ein Kobold die Haare ihm einzeln rauft.  
 (Die Aerzte haben später das Uebel „Kater“ getauft.)

Aus den „Liedern eines fahrenden Gesellen“ von Rudolf Baumbach.  
 (Liebeskind.)

Und wie er starrt in's Wasser, das vor ihm murmelnd quillt,  
 Erschaut er seines Hauptes getreues Spiegelbild.  
 Es schimmert seine Nase so glühend wieder her,  
 Als ob ein großer Karfunkel in's Wasser gefallen wär'.

Der Eremit sieht schauernd den rothen Widerschein,  
 Und schwört: „Nie trink' ich wieder in meinem Leben Wein!  
 Vielleicht daß Wassertrinken die Nase wieder bleicht —“  
 (Der Mensch im Bann des Raters faßt guten Vorfaß leicht.)

Den Wasgenwald, den grünen, durchschritt zur selben Zeit  
 Der Förster von Bergzabern zu fröhlichem Gejaid;  
 Fürsichtig thät er folgen des grauen Wolfes Spur,  
 Er sah den frommen Bruder und hörte seinen Schwur.

Da hat ein heftig Grämen des Jägers Herz gefaßt;  
 Oft hielt er bei dem Krüge des Eremiten Raß,  
 Doch wenn zum Wassertrinken der Bruder sich befehrt,  
 Wird wohl dem Waidmann nimmer im Wald ein Trunk besichert.

Verdroffen kehrt der Förster nach Haus zur Abendstund',  
 Sein Zären muß entgelten der wedelnde Hühnerhund.  
 Mit Hohn am andern Morgen er zu dem Klausner kommt  
 Zu sehen, wie kühles Wasser dem reuigen Bűßer frommt.

Da saß auf seinem Stuhle der Zecher würdig und hehr,  
 Wie einst der König von Thule auf seinem Schloß am Meer,  
 Und hielt auf seinen Knien ein bauchig Schűffelein  
 Und aß mit einem Löffel andächtig seinen Wein.

Da fiel dem durst'gen Jäger ein Stein vom Herzen schwer;  
 Mit raschem Griffe zog er den Weinkrug zu sich her,  
 Und in der stillen Klaufe begannen d'rauf die Zwei  
 Mit Zecher und mit Löffel ein scharfes Weinturnei.

Noch häufig hat der Förster, wenn aus die Jagd getobt,  
 Beim Krug des Eremiten den Herrn des Walds gelobt;  
 Bescheid thät ihm der Andre, doch mit dem Löffel nur.  
 Hier hat die Mähr ein Ende. Das ist des Klausners Schwur.



## Hans Feldmann, der Geiger von Laufenburg.

Von Fr. F. Wagner. †

Der beste Fiedler, den es gab im Lande weit und breit,  
Den Schwarzwald auf, den Schwarzwald ab, im Fricthal noch wie bis heut,  
Der war Hans Feldmann lobesan, beliebt in Stadt und Land,  
Wo irgend je ein Tanz begann, man auf dem Platz ihn fand.

Und wo er stand und wo er ging in Haus und Feld und Tann,  
Er immer an zu singen fang, weil's ihm wie angethan.  
Wenn draußen weithin in dem Frei'n sein geistlich Lied erscholl,  
Drang es in jedes Herz hinein wie Zauber wonnevoll.

Und wenn er dann die Fiedel strich, da wo er ein sich fand,  
That er es also meisterlich mit kunstgeübter Hand,  
Daß, hört' es wer von weitem schon, er nach dem Takte sprang,  
Und gleich ihn lockt der süße Ton zum Saal, woraus er klang.

Kam in die Stadt zum Markt herein der Bursche mit der Maid,  
Muß es sein Allererstes sein: Ist Feldmann da nicht heut?  
Und ward's bejaht und wußt' er: wo, eilt' er im Flug dahin,  
Und schwenkte sich recht überfroh im leichten Walzer hin.

Da ging's juchheisa! ohne Ruh bis in die tiefe Nacht,  
Der lust'ge Feldmann hat dazu noch manchen Schwank gemacht;  
Doch nahm er Geld nie an als Lohn für Fiedelspiel und Schwank,  
Und straks lief er im Zorn davon, bot man ihm Geld zum Dank.

Nur was des Lebens Lust erhält und schaffet heitern Sinn,  
Verschmäht er nicht wie schnödes Geld, nahm es mit Lachen hin:  
Das ist ein Glas, gefüllt mit Wein, doch guter muß es sein,  
Sonst sah er spöttelnd nur hinein: Der Schluck ist mir zu klein!

Und eh' sein Durst sich hat geregt, manch Bursch zum Glase greift,  
Daß Hans, wie man zu sagen pflegt, fast ward im Wein erkäuft;  
Und that er manchmal auch zu viel nach Musikantenart,  
Stets edel blieb der Fiedel Spiel und rein ihr Ton und zart.

Wenn's vor dem Aug' ihm flirrte, schlich er still und sacht sich weg;  
Ging's kreuz und quer und über sich und neben Weg und Steg,  
Ja, lief er obendrein noch irr, er machte sich nichts draus,  
Sang vor sich hin: Dank Herrgott dir! bis endlich er zu Haus.

Zu Laufenburg am blauen Rhein geht einst vom Tanz er fort,  
 Als ohne Mond und Sternenschein die Erde Nacht umflort.  
 Den ganzen Tag hat er gespielt auf seiner Fiedel froh,  
 Den Durst im besten Wein gekühlt, wie er's that selten so.

Und als vom Tanzfaal nun hinaus der eil'ge Schritt ihn führt,  
 Sieht er schon vor dem Städtlein draus im Dunkel sich verirrt.  
 In Büdingen wohnt er und sein Weib, und kömmt nach Rheinsulz jetzt,  
 Allein dem Feldmann das — bei Leib! in Kopf nicht Grillen setzt.

Er wandert flink des Wegs dahin mit unverdroß'nem Schritt,  
 Beim Kranzwirth Melcher zu Rheinsulz nimmt er 'nen Schoppen mit;  
 Dann eilt er fort nach kurzer Rast, sagt nicht: woan, woaus!  
 Löst einen Nachen los in Hast, fährt in die Fluth hinaus.

Erst als das Schifflin weit vom Strand, greift nach dem Ruder er,  
 Vergebens doch sucht seine Hand, an Fahrzeug ist es leer.  
 Der Zug des Rheines sturmesjach reißt fort den kleinen Kahn;  
 Des Armen Jammern, Weh und Ach jetzt Niemand hören kann.

Da geht des Todes Schrecken ihm entsetzlich groß vorbei,  
 Er hört der Wellen Ungeflüm, des Weibes Klageschrei;  
 Es faßt ihn die Verzweiflung an, er rauft sein Haar mit Graus  
 Und schreiet was er schreien kann in's stumme Land hinaus.

Weh! Niemand hört's! des Rheines Fluth packt schneller nur den Kahn;  
 Doch mächtig kehret neuer Muth dem hartbedrängten Mann.  
 Er beichtet seine Sünden dem, der Alles hört und sieht,  
 Dem auch der Sünder ist genehm mit reuigem Gemüth.

Wenn auch der Mond durch tiefe Nacht sein Licht nicht läßt erblühn,  
 Wenn auch der Sterne helle Pracht nicht sanft herniederglühn,  
 In seinem Herzen etwas spricht und das ermunthigt ihn:  
 Verzweifelte Menschenherz nur nicht, dein Feh! ist dir verzieh'n!

Ob jetzt ihn Niemand hört und schaut, und ob stets wächst die Noth,  
 Er zaget nicht mehr, er vertraut allein dem lieben Gott.  
 Der frohe Fiedler, wie zuvor, ist er im Mißgeschick,  
 Die alte Geige nimmt er vor und spielt darauf sein Stück:

„Und Herre Gott! Dich loben wir im Glücke und in Noth,  
 „Und treue Kinder bleiben dir im Leben wir und Tod!“  
 So singt er aus der tiefen Brust, mit Herz zugleich und Mund,  
 Als harr' er nun mit rechter Lust der nahen Todesstund'.

Da brüllt heran mit wildem Schall, mit Wirbeln klein und groß,  
Mit Wogenschwall der Wasserfall zu Laufenburg am Schloß;  
Und wilder reißt des Stromes Zug hinab den Geigersmann,  
Weh! an des ersten Joches Bug zerichellet schon sein Kahn.

Doch nimmer stört das seinen Muth im halbzeriss'nen Schiff,  
Und ob auch tobt und brüllt die Fluth, und Strudel droht und Riff;  
Er siedelt fort im Wellenbraus, sein frommes Lied er singt,  
Und wie das zieht so hell hinaus, der Wirbel Muth es zwingt.

Der Sturz ihn blitzeschnell erfafst wie einen Federball,  
Und wirft den leichten Fiedlergast weit über'n Wasserfall;  
Und weil dem Tod er festiglich in's Antlig sah hinein,  
Führt ihn die Fluth gar säntiglich in's „Todtenloch“ hinein.

Da denkt Hans Feldmann alsogleich: 'Des Spaffes ist genug!  
Bewahr' der Kutuf, Wellen euch, in eurem wilden Flug!  
Das Teufelspad, es hätte mich bei einem Haar ertränkt,  
Hätt' es die Allmacht gütiglich zum Besten nicht gelenkt.

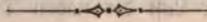
Doch hat's gewiegt mich, meiner Tyeu, daß jede Ripp' gekracht;  
Mein Leben lang, ich schwör' es, sei der Wasserfahrt gedacht.  
Drauft wirft die Klippen erst hinan die liebe Fiedel er,  
Und aus dem Schiff, so schnell er kann, klimmt er dann hintenher.

Dann auf dem schroffen Felsenjoch kniet er in Andacht hin,  
Und zu dem Wolkenhimmel hoch läßt ein Gebet er ziehn:  
„Nimm Preis und Dank, o Herrgott, an, der mich erhört in Noth,  
Daß mir nichts Leidens ward gethan, als mich der Tod bedroht!“

Nach seiner Fiedel griff er dann und ging im Dunkeln fort,  
Hat sich die Sünde abgethan in Werken und in Wort;  
Und sein Gelübde, fromm gethan, als er bedrängt so sehr,  
Hielt treulich er und ging fortan zu keinem Tanze mehr.

„Und Herre Gott! dich loben wir im Glücke und in Noth,  
„Und treue Kinder bleiben dir im Leben wir und Tod!“ —  
So sang er in dem Leben oft in Leiden hart und schwer,  
Vergebens hat er nie gehofft, es half ihm stets der Herr.

Als einen frommen, lust'gen Greis, die Fiedel in der Hand,  
Von Haaren schlicht und silberweiß, hab ich ihn selbst gekannt.  
Er reiste, fiedelte und sang im Lande auf und ab,  
Doch weihte Fiedelspiel und Sang dem Herrn er bis an's Grab.



## Georg Forster's Abschied.

Eine Geschichte aus dem Jura.

Von L. v. Gregerz.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift darf zwar das Leben Georg Forster's als bekannt voraussetzen, indessen möchte es nicht unzweckmäßig sein, dasselbe an der Hand der neuesten Forschungen und einer ausführlichen Biographie von Alfred Dove (Deutsche Biographie VII. 172—181) in Kürze hier anzubringen.

Johann Georg Adam Forster wurde am 27. November 1754 zu Nassauhuben bei Danzig als der älteste Sohn des Reisenden und Naturforschers Johann Reinhold Forster (22. Oktober 1729, † 9. Dezember 1798) geboren. Ueber die Hälfte seines kurzen Lebens verbrachte er in solcher Gemeinschaft mit dem Vater, daß durch dessen Wesen und Schicksal seine eigene Entwicklung und Haltung fast durchaus verhängnisvoll bestimmt ward. Die ersten zehn Jahre verlebte er im Pfarrhaus des Dörfchens Hochzeit; bei seiner frühen Kränklichkeit wurde er zeitlich ernst, geistig ungemein regsam und höchst lernbegierig, was seinem Vater, der ihn im Latein, Französisch und Naturgeschichte unterrichtete, große Freude verursachte. Die theoretische und praktische Kräuterkunde, verbunden mit einem frühlichen Umherstreifen in der ländlichen Gegend, weckte den Blick des Knaben sehr frühe, legte aber auch den Keim der Unstätigkeit in seine Seele. Im Sommer 1765 folgte er, erst elf Jahre alt, seinem Vater nach Saratow, wo er in den Wolgasteppeu oft botanisiren ging; in der Petrischule zu Petersburg setzte er seine Studien fort. Im Sommer 1766 siedelte er nach London über, wo er zu einem Kaufmann in die Lehre kam, in eine schwere Krankheit fiel und im Herbst 1767 nach Warrington in Lancashire zog, aber schon 1770 nach London zurückkehrte. Sechszehn Jahre alt, übersetzte er des Erwerbs wegen fremde Reisebeschreibungen in's Englische, die dann der Vater mit gelehrten Anmerkungen versah.

In der gleichen Rolle des treuen Gehülfen, bei den Studien und Exkursionen, stand er dem Vater zur Seite auf der dreijährigen Weltfahrt Cook's in den Jahren 1772 bis 1775, über die er ein großes Werk im Druck erscheinen ließ. In diesem letztern Jahre begab er sich sodann nach Paris und von da 1777 über Holland nach Deutsch-

land, wo ihm der Landgraf von Hessen-Kassel zwei Jahre später einen Lehrstuhl am Karolinum in Kassel anbot, den er auch fünf Jahre lang einnahm. Im Jahre 1784 folgte er einem Rufe als Lehrer der Naturgeschichte nach Wilna und als drei Jahre darauf die Kaiserin Katharina eine Reise um die Welt zu veranstalten beabsichtigte, wurde er zum Historiographen dieser Reise ernannt. Die Reise unterblieb indessen des Türkenkrieges wegen und Forster lebte nun eine Zeitlang in Göttingen ohne Amt, bis ihn der Kurfürst von Mainz 1788, in Folge Vermittlung unseres schweizerischen Landsmannes Joh. von Müller, zu seinem ersten Bibliothekar und zum Professor ernannte. In seinem Amte aber war er ebenso nachlässig und gleichgültig, wie in seinen Professuren, dagegen widmete er sich mit Eifer und Ernst der Schriftstellerei. Seine Hauptstärke bestand in zusammenfassender geographischer Schilderung, und darin ist er mir von Wenigen übertroffen worden. Der Arbeit war viel, sie war uneinträglich, seine Gesundheit litt, seine Wirthschaft ging schlecht und die Schulden häuften sich. Die ernstere Weltanschauung, der er sich wieder zugewandt, erhielt durch den unablässig äußern Druck und weit mehr noch durch schweren Kummer allmählig eine düstere Färbung. Daß er dem Vater völlig entfremdet war, trug er gelassen als unabänderlich; bei dem Tode zweier Kinder wußte er sich noch zu fassen; der Zerfall seiner Ehe aber erschütterte sein innerstes Dasein. Mit derselben fast leidenschaftslosen Weichheit, die von Anfang an nicht vermocht hatte, die achtungsvolle Freundschaft der viel selbständigeren Braut in ganz hingebende Liebe zu verwandeln, sah Forster seit 1790 das Herzensverhältniß zwischen seiner Therese und Ferdinand Huber entstehen und über sich ergehen wie seine andern Schicksale auch. Von diesem aber nahe der Wurzel getroffen, war seine Seele vollends außer Stande, dem letzten und gewaltigsten Stoße zu widerstehen, den gerade jetzt das Zeitalter selbst durch die aus Frankreich herüberdringende Revolution gegen ihn richtete. Den Grundsätzen der Revolution war er mit Eifer ergeben, aber nichts hatte ihm ferner gelegen als praktische Politik. Nach kurzem Bedenken trieb ihn die innere und äußere Zerrüttung seiner Existenz und vor Allem der Fatalismus seiner Schwäche der Umwälzung in die Arme. Am 25. October 1792, vier Tage nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen, trat er in den Klub, wurde eifrig agitirender Redner, als Kommissär in die kleinen Nachbargebiete gesandt, um deren Lossagung vom Reich zu veranlassen; vom 17. bis 24. März saß er als Abgeordneter von Mainz im rheinisch-deutschen Konvent in Paris, um die Vereinigung mit Frankreich nachzusehen. In allen diesen Stellungen entfaltete er eine rastlose Thätigkeit, seine Gewandtheit im Französischen, seine weltmännische Bildung zogen ihn selbst in den Vordergrund. Bei all dieser fieberhaften Thätigkeit quälten ihn unaufhörlich Seelenkämpfe, der Bruch mit seinen alten Freunden, die wachsende Einsicht in den Unwerth seiner Partei und die Bodenlosigkeit ihrer Bestrebungen mit dem Glauben an die revolutionären Ideale. Anfangs Dezember verödete auch sein Haus;

vergebens bot ihm der junge Thomas Brand, später Lord Dacre, den er 1790 aus England als Pensionär mitgebracht, eine rettende Reise nach Italien an; Forster blieb, aber Therese ließ sich mit den Kindern nach Straßburg geleiten und fand bald in Neuenburg eine Zufluchtsstätte, wo auch im Sommer 1793 Huber zu ihren Schutze eintraf. Dem verlassenem Forster drang indessen die in Mainz abenteuernde Karoline Böhmer Trost und Pflege auf, bis ihn die Sendung nach Paris für immer hinwegriß.

Die Reichsacht sperrte ihn von Deutschland ab, andere Auswege thaten sich nicht auf, in Frankreich litt er tief unter der gräßlichen Wirklichkeit, zu wissenschaftlichen Arbeiten vermüßte er seine Bücher und Papiere. Ohne Besitz, ohne Familie, Freunde, Heimath und Vaterland, wehrte er sich doch noch mit finsternem Muth gegen die Verzweiflung; nur beim Gedanken an seine Kinder schmerzt ihm das Herz. Anfangs November treibt ihn die Sehnsucht nach ihnen über die Schweizer Grenze nach Travers, wo er drei Tage über auch Therese und Huber sah; nach Paris zurückgekehrt, zog er sich am 8. Dezember eine Brustentzündung zu, die sich täglich verschlimmerte, bis ihn am 10. Januar 1794 im vierzigsten Jahre eines fast freudlosen Lebens ein einsamer Tod befreite.

Forster gehört zu den klassischen Schriftstellern Deutschlands; in seiner Prosa verbindet sich französische Leichtigkeit mit englischer Würde. Abgesehen von seinen zahlreichen Uebersetzungen sind von seinen Schriften zu erwähnen, die anziehende, für Naturgeschichte und Menschenkenntniß wichtige Beschreibung der denkwürdigen „Reise um die Welt in den Jahren 1772 bis 1775“ (2 Bde., London 1777; neue deutsche Ausgabe in 3 Bänden Berlin 1779); seine „Kleinen Schriften, ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens“ (6 Bde., Leipzig 1789—97) und insbesondere seine „Ansichten vom Niederrhein, Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich 1790“ (2 Bde., neueste Auflage Leipzig 1868). Auch hat er die „Sakuntala“ des Kalidasa auf deutschen Boden verpflanzt.

Forster's Gattin, Therese Huber, gab seinen Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben (2 Bde., Leipzig 1829), Forster's Tochter seine „Sämmtlichen Schriften“ mit einer Charakteristik des Verfassers von Gervinus (9 Bde., Leipzig 1843) heraus. Forster's Briefwechsel mit Therese publicirte der jüngst verstorbene Professor Hettner (1871). Sein Leben behandelt der 1869 verstorbene Romanschriftsteller Heinrich König in einem dreibändigen vorzüglichen Roman „Die Klubisten in Mainz“ und in „Forster's Leben in Haus und Welt“ (Leipzig 1858).

Im Spätherbst des Jahres 1793 war's, als eine schwerfällig gebaute Reisetutsche aus den Thoren der damals noch preussischen Stadt Neuenburg rollte und zwar auf der zu jener Zeit noch holperigen Land-

straße längs des See's in der Richtung nach Serrières fuhr. Die Straße war weder so breit angelegt, noch so reichlich mit Villen und Gärten begrenzt, wie heutzutage, noch barg Serrières die großen Schokoladen-Fabriken des weltbekannten und nun unter der Erde ruhenden Père Süchard. Die Wasser der aus enger Schlucht hervorbrausenden Serrière trieben nur Mühlen und der kleine Ort hatte einzig durch Pierre de Bingle einige Berühmtheit erlangt, weil dieser zu des Reformator Farel's Zeiten die erste durch P. N. Olivetan in's Französische übersezte Bibel hier hatte drucken lassen. Immerhin war die Straße nicht öde und langweilig, denn aus dem Grün der zahlreichen Weinberge ragten einzelne Landhäuser hervor, die mit ihren in den Epheuranfen halb versteckten, altmodisch gestreiften Fensterladen und soliden Gittern aus Schmiedeeisen etwas Vornehmes, Abgeschlossenes an sich trugen. Nach einem dieser Häuser winkte die Insassin der Karosse zurück. Ein noch jugendlicher Frauentopf kam bei diesem Anlaß zum Vorschein. Die Frau mochte gegen dreißig Jahre zählen. Braune Locken beschatteten eine hohe, schön geformte Stirn. Geistvolle, dunkle Augen blickten unter scharf gezeichneten, edel geschwungenen Brauen. Der Mund war nicht hübsch durch die Form, wohl aber durch den Ausdruck der feinen Winkel. Das Ganze dieser weiblichen Erscheinung war höchst anmuthig und interessant, ohne eigentlich schön zu sein. Eine Wolke von Sorgen und Bedrücktsein schien über ihr Thun und Lassen ausgebreitet.

„Es sind treffliche Menschen, diese Rougemonts!“ wandte sich die junge Frau dann lebhaft und mit wohlklingender Stimme zu ihrem Reisebegleiter. „Mein Papa stellte mir dieselben vor, als ich noch daheim in Göttingen weilte. Sie schlossen sich an des Hofrath Heyne's Tochter an, wie sie jetzt der armen, emigrierten Frau Forster-Heyne Asyl gewährten!“

„Freilich sind es seltene Menschen!“ gab ihr Reisebegleiter zu, der den Rücksitz des Wagens ihr gegenüber einnahm. „Sie gehören nicht zu jenen Feiglingen, die Klärchen im „Egmont“ mit den Worten bezeichnet: „Ihr verbergt euch, da es Noth ist, ihr verleugnet . . .“

„Nein, bester Freund, zu' diesen, die doch wohl den großen Haufen bilden, gehören sie nicht! Es ist mir und der treuen Lise, die mit mir und den Kindern die Flucht von Straßburg nach der schönen Schweiz durchgemacht hat, unter ihrem Dach wohl geworden!“ — Frau Therese Forster blickte freundlich unter ihrem malerisch gefalteten Spizentuch nach dem Vorderisig, wo ihr Kindermädchen Lise thronte, eine Dienst-

magd mit einem Herzen, treu wie Gold und anhänglich wie eine Brombeerranke! Diese wirkliche Perle eines Dienstboten hielt mit derben Armen zwei niedliche Mädchen fest, um die fünfjährige Claire, ihres Vaters Herzblatt und die siebenjährige Therese, „Röschen“ genannt, vor den Stößen der steinigen Bergstraße möglichst zu bewahren. Denn die Karosse hatte nun schon die Seestraße verlassen, noch bevor Serrières erreicht worden war und die beiden kräftigen Pferde leuchten langsam den Berg bei Peseux hinan. — Hier sprang der gleichaltrige Reisegefährte Theresens aus der Kutsche, indem er rief: „L'attelage suait, soufflait, était rendu!“

„Du hast recht, alter Lafontaine!“ fuhr er fort, „ich werde zu Fuß gehen, um die Last etwas zu erleichtern. Am Wagenschlage nebenhergehend, kann ich gleichwohl mit Ihnen plaudern, verehrte Frau!“

„Ja, lassen Sie jetzt Ihre häufigen Citate, Herr Legationssekretär, Ihre Verse und Tiraden passen heute nicht, es ist ein ernster Tag. Mir klopft das Herz! Wie wird es sein, wenn wir nach drei Tagen von Travers wiederkehren? Wird er wohl kommen? Was wird seine Entschlieſung sein?“

Huber erwiderte: „Natürlich, das ist die große Hamlet'sche Frage! Und dennoch . . . falle sein Entschluß aus, wie er wolle, nach diesem Wiedersehn mit meinem — Ihrem — Freund muß ich wiederum sagen:

Er war ein Mann! Nehmt Alles nur in Allem,  
Nie werd' ich wieder seines Gleichen seh'n!

Ja dies Wort gilt von meinem Freund Forster!“

Frau Therese lächelte schmerzlich, wehmüthig. Ferdinand Huber, der junge, feurige Mann, der so rüstig im herbstlichen Morgennebel dahinschritt, nannte den, zu dessen Wiedersehn sie jetzt in die Thäler des Jura reisten, nicht mehr ihren „Gatten“, sondern nur ihren „Freund“. Und doch war sie einst so stolz gewesen, die Braut des berühmten Weltumseglers Georg Forster, des Naturforschers, des großen Gelehrten zu heißen.

Tempi passati! Welche Kluft lag zwischen dem Ehemals und dem Heute! Die französische Revolution, welche sich in diesen Tagen zu ihrer vollsten Blüthe entfaltete, schickte sich an, ihre üppigsten, wildesten Ranken zu treiben und den Idealisten und Freiheits-Enthusiasten Forster in ihren gefährlichen Wirbel zu ziehen.

Georg befand sich in Paris und sollte nun über Pontarlier in die Schweiz kommen. Da die nöthigen Papiere und Ausweise weder Huber

noch Therese zu Gebote standen, durften sie sich nicht über die Grenze bei Verrières hinauswagen. Deshalb schrieb Forster: „Ich komme nach Travers!“

Frau Therese sann und sann. Aus den Augen und Mienen ihrer Kleinen blickte sie der geniale Vater an. Noch jetzt füllte warmes Wohlwollen und Mitleid für den Gatten ihrer Jugend ihre erregte Brust. Weßhalb hatte Forster in seinem Geistesdrange die Schranken so weit gezogen! Wie oft hatte er zu ihr und zu dem Hausfreunde Huber gesprochen: „Kinder, ich hasse Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet, sich zu entwickeln, Blüthen und Früchte zu tragen.“

Ach, hatte es dieser Aufmunterung bedurft, um die Knospe der Zuneigung, die erst schüchtern zu dem Hausfreund emporgewachsen war, in die volle Blüthe der Liebe sich entfalten zu lassen! Aber hatte die geistvolle Frau Therese wohl diese Maxime des Gatten richtig angewendet? Hatte Georg es in Bezug auf die Ehe in diesem gefährlichen Sinne gemeint? Gewiß nicht. Aber die bittere Nothwendigkeit einer Trennung war da und die Stürme der Zeit zeitigten sie rasch.

„Mutter! Wird der Vater mir bunte Muscheln, wird er mir getrocknete Pflanzen bringen, wenn ich ihn heute sehe?“ fragte das sanfte Kößchen, indem es mit dem kleinen, ausgestreckten Finger die in Träumen Versunkene schüchtern antippte.

„Nein, mein Herzchen! Deines Vaters Sachen sind in Straßburg geblieben. In Tonnen verpackt wurden sie von Mainz dorthin geschickt.“

„Und sie werden dort untergehen!“ rief mit dem weisagenden Blick die treue Waise schmerzlich aus.

Die noch jüngere Claire sah eine bethaute, purpurrothe Ranke in der Morgensonne blitzen und rief, die kleinen runden Arme nach ihr ausstreckend:

„Väterchen, gib mir die schöne, blutrothe Blume!“ Huber willfahrte freundlich dem Wunsch. Es freute ihn, daß das Kind ihn schon jetzt kaum von seinem wirklichen Vater unterschied. Er fütterte die beiden Mädchen mit Süßigkeiten aus seiner Dütte.

„Haben Sie's gehört, theure Freundin?“ flüsterte er Theresen leise, doch leidenschaftlich zu. „Das Kind nennt mich „Väterchen.“ — Die Mutter der Kleinen wandte den Kopf bei Seite. Ihr war von der Anrede des Kindes nur das Wort „blutroth“ im Gedächtniß geblieben. Sie gedachte ihres Gatten, der als Abgeordneter von Mainz in Paris weilte.

Sie sann über seine inhaltsreichen Briefe nach, die immer mehr den Abgang der edlern gemäßigten Girondisten beklagten, die immer lebhafter die Herrschaft der Jakobiner prophezeiten. Das Weil der Guillotine hing blutroth gefärbt vor ihren Augen. „Nur das nicht, o Himmel, du Allgütiger, laß' das edle Haupt meines Georg nicht auf solche Weise enden!“

Die dampfenden Pferde waren stillgestanden, um auszuruhen und Athem zu schöpfen. Der junge Legationssekretär brachte den Mädchen ein Büschel frischer Haselnüsse, die er sorglich an den Hecken gepflückt. Frau Therese lächelte ihm dankbar zu. Das war ganz ihr Freund, wie er ja schon in Mainz so hausväterlich für die Ihrigen besorgt gewesen war; wenn die Mittel, die Forster ihr gewährt, den Bedarf der Hausfrau nicht zu decken vermochten, hatte Ferdinand Huber auf die zarteste, schonungsvollste Weise ihr beigegeben. Diese Aushülfe hatte eine Art Brücke gebildet zwischen Huber und Therese. Jetzt kam der Baumeister der Brücke und mahnte erst leise, dann dringlicher an den ihm gebührenden Lohn. Und er forderte den höchsten Lohn . . . Freundschaft schien ihm fürder nicht mehr genug. Frau Therese, die geistig bedeutende, edle Natur, legte so viel Dankbarkeit, gepaart mit gemessener Zurückhaltung in ihr Betragen, als sie vermochte, aber was fruchtete es? Die beiden Rivalen, Georg und Ferdinand, schienen sich selbst untereinander verständigt zu haben. Huber war nicht der geniale, bedeutende Mensch, wie der weltberühmte Forster, aber seine Bildung, seine Aufopferungsfähigkeit, seine finanziellen und praktischen Tugenden hatten etwas überaus Bestechendes. Er war der Erste, der Forster bewunderte, entschuldigte. Frau Therese befand sich in einer seltsamen Ausnahmestellung. Beide Männer, die ihr nahe standen, lebten in der aufrichtigsten Freundschaft zu einander. Da war nichts von jener banalen, weltlichen Nebenbuhler-Feindschaft, wie solch schiefe Verhältnisse sie sonst in der Gesellschaft hervorzurufen pflegen; auch nicht jene Gleichgültigkeit, mit der ein Weltmann einen Hausfreund an seinen Herd treten läßt. Es war ein Höheres, Geistiges, ein Erkennen Forsters: Ich kann nicht mehr für die Meinigen sorgen; ein überaus liebevolles Eintreten Hubers: „Ich muß und will fürderhin sie die Meinen heißen!“

Außerhalb Besenx stieg Huber wieder in den Wagen. Die Nebel hatten sich gelichtet, die Aussicht wurde hell und klar, schimmernd im Morgenduft zeigten sich die Berge. Das Seegelande lag zu ihren Füßen in die bunten Farben eines herrlichen Spätherbstes gekleidet. Die Welt prangte im Festschmuck. „Durch Nacht zum Licht!“ rief die junge Mutter

aus. Des Begleiters Auge traf voll und warm das ihrige, dann recitirte er hastig und sich überstürzend:

. . . Majestät'sche Sonnenrosse!  
Durch des Lichtes weiten Raum  
Leitet Phöbus goldner Zaum.

„Schillers Triumph der Liebe?“ fragte Frau Therese leise erröthend. Ferdinand Huber nickte beseligend und fuhr fort, indem er immerzu das dunkle, geistvolle Auge seiner Begleiterin mit dem seinen suchte:

Wüsten öd und schauerlich  
Lichten sich in deiner Strahlenquelle,  
Düstrer Zukunft Nebelsterne  
Goldet sich in deinem Sterne!

Die Angesprochene bewegte leis abwehrend die Hand und es entfloß ihrem Mund der Vorwurf: „Bester, können Sie denn nicht vergessen, daß Sie mit Schillern ein halbes Jahr lang in Dresden gelebt und gewirthschaftet haben? Es mag wohl eine schöne Zeit gewesen sein, eine Zeit der Genialität und Unabhängigkeit, in der Sie lebten? Aber ich dünkte, ich hätte Ihnen in Mainz alle Tiraden und jede Verhimmelung abgewöhnt, Huber! Leben wir jetzt der Gegenwart, diese ist ernst genug. . .“

Der Wagen näherte sich dem Ziele. Die Landschaft wurde düsterer, das Laubholz blieb zurück. Dunkle Tannen schlugen ihre zähen Branten in den Fels. Corcelles und Rochefort waren erreicht. Träumerisch haftete das Auge der jungen Frau auf den Trümmern eines alten Schlosses auf einer Anhöhe. „Zerstört, zerfallen der einst so stolze Bau!“ flüsternten ihre Lippen, „wie das Gebäude meines ehelichen Glückes!“ — Und obwohl Ferdinand diesmal keinen Kommentar zu ihrem Selbstgespräch machte, hatte er sie doch mit intuitiver Sympathie verstanden.

Endlich, noch ziemlich früh am Nachmittage, wurde über Noiraigue das Pfarrdorf Travers erreicht. Aengstlich fragten die Reisenden nach einem einzelnen Herrn, der vor ihnen angekommen sein sollte. Die Wirthin schüttelte verneinend den Kopf und brachte den beiden kleinen, durstigen Mägdlein schäumende Milch, um ihre Ungeduld nach dem „Papa“ zu beschwichtigen. Klein Köschen sagte mit wichtiger Miene: „Der Herr hat Kleider an, wie man sie in Paris trägt! Französischer Schnitt und einen großen Jabot vorne an der Brust!“

Alärchen, die Fünfjährige, bewegte ihr lichtbraunes Haarschöpfchen lebhaft hin und her und rief lustig dazwischen: „Und denken Sie nur,

Frau Wirthin, Väterchen trägt auch keinen Zopf mehr. Er schneit sich denselben in Mainz selber ab!“

\* \* \*

Unterdessen war an demselben Herbsttage ein einsamer Reisender von Pontarlier aus durch das obere Traverssthal unermüdlich, unaufhaltsam dem Pfarrdorf Travers entgegengewandert. Die Gegend am Doubs bei Pontarlier schien den Wanderer wenig in Anspruch zu nehmen. Sein aufmerksames Forscherauge haftete zwar oft auf den Umgebungen, aber der nach Innen gerichtete staunende Blick schien nichts zu sehen, nichts zu erfassen. Kinder am Wege nahmen vor dem Manne die Flucht, denn das Weiße seines Auges war dunkel und gelblich gefärbt, pockennarbig die Haut und der ganze Anzug, obwohl modernen, französischen Schnittes nach der Revolutionstracht, schien vernachlässigt und etwas abgetragen. Trotz Alledem! Welch' edles Profil, Welch' regelmäßigen Züge! Welch' tiefer Ernst auf der Denkerstirne! Diese Brust mußte erfüllt sein von hohen, unerreichten Idealen! Um den feinen Mund das schmerzlichste Lächeln der Entsagung! — Es war Georg Forster, der Weltumsegler, der Gelehrte, der Bibliothekar und gewesene Hofrath am kurfürstlichen Hofe zu Mainz, der Gatte der geistreichen Frau Therese. . und jetzt! . . der glühende Freiheitsfreund, der seine Ideale für die Wohlfahrt der Menschheit — wie so Viele — in der französischen Revolution suchte. Von Verrières de Joux bis Verrières an der Neuenburger Grenze schritt Forster besonders lebhaft weiter. In letzterem Orte athmete er ordentlich auf, lüftete seine hoch hinaufgehende Weste mit dem spitzenbesetzten Busenstrich und nahm wie grüßend den Hut vom Haupte. „Ah, Schweizerluft!“ rief er dann befriedigt. „Ich athme jetzt dieselbe Luft mit meinen herzlieben Kindern, mit . . .“ Er brach plötzlich ab und schritt rasch fürbas. Bei Boveresse hörte er das Donnern der Wasserwerke, welche von Henri Petitpierre angelegt, in einem Felsenschlund Fuß gefaßt haben. Er betrachtete Alles, still, mechanisch, stumm, wie er das alte Fort de Joux betrachtet hatte, wo auch ein Freiheitskämpfer wie er selbst, Mirabeau, ungefähr zwanzig Jahre früher seiner persönlichen Freiheit beraubt war. Wortlos schritt er weiter.

Von St. Sulpice bis Boveresse war die Gegend noch malerischer geworden. Oft hielt sich die Landstraße ganz tief im Grunde, troch durch überwölbte Felspartieen wie durch einen Tunnel. Dort lag nordöstlich von Boveresse der kleine See von Tallières mit seinem unterirdischen

Wildbach, der bei dem Dorfe die vielen Sägen und Gewerke treibt. In dem freundlichen Flecken Fleurier gestattete sich der Dahineilende noch keine Ruhe! Nein, er wollte nach Motiers, das den armen Jean Jacques Rousseau mit einem Asyl, aber auch mit Steinwürfen bedacht hatte, als er von da sein „Lettres de la Montagne“ in die Welt schleuderte. Forster hatte viel über den Genfer Verbannten nachgedacht und Vieles, doch nicht ganz unbedingt Alles an ihm bewundert. Namentlich in letzter Zeit rief er oft aus: „Die Tage sind vorüber, wo man für die Freiheit schreiben konnte, die vorwärtsstrebende Geschichte erheischt die That.“

Mit Behmuth betrachtete Georg Forster das Haus, wo der Philosoph gelebt und gelitten hatte. Er dachte daran, welch' schattiges Asyl dem Flüchtigen nach dieser Episode die reizende St. Peters-Insel im Bielersee gewährt haben mußte. „O des Glückes! Sechs Wochen lang solch' einer erquickenden Insel-Einsamkeit froh zu werden!“ rief Forster verlangend aus. Er wischte sich die hohe Stirn. — „Mit Steinwürfen bedachten ihn die unverständigen Leute,“ murmelte er, „dann . . . o ich fenne Schicksalsschläge an die innerste Herzensspforte, die viel weher thun! Verbannt! Bin ich es nicht auch selbst! Verstoßen aus der sogenannten guten Gesellschaft!“

Im Wirthshaus zu Motiers ließ unser Wanderer, nachdem er seinen Imbis eingenommen, sich das Zimmer zeigen, wo Rousseau gewohnt hatte; er stand an seinem Pult, wo er gearbeitet, er schaute aus den zwei schmalen Fensteröffnungen, aus welchen der menschenhene Philosoph die Vorübergehenden heimlich zu beobachten pflegte. Er hörte mit gemischten Gefühlen die Nachricht, wie die benachbarte Gemeinde Couvet die Verfolgung Rousseau's gut zu machen getrachtet, indem sie ihm einmüthig das Bürgerrecht schenkte. Das Bürgerrecht? Er selbst, der berühmte Forster, der für die Naturwissenschaft bis an die Ufer der Wolga, in das unwirthliche Polen und bis an die fernsten Grenzen des Südpols gewandert war, er hatte es verloren, er war heimathlos! Was Wunder, wenn der Ausgestoßene kosmopolitisch dachte und die ganze Welt als seine Heimath ansah. Wie gern wäre er von Paris nach Indien gegangen, wären ihm nur die Mittel dazu flüßig gewesen, wie gerne wäre er nach England gereist, wäre wenigstens nur von dorthen ein Ruf an ihn erfolgt! Er dachte an ein ruhiges Plätzchen in der schönen Schweiz, wo er in Frieden und Stille seine Geistesprodukte hätte ausarbeiten dürfen. Aber nein, er hatte nur drei Tage Frist, um seine Lieben wiederzusehen. . . Dann hieß ein unabweisbares, weitherziges Gefühl, das geträumte Asyl seiner

Ruhe dem Freunde Huber und Theresen zu überlassen. Er gestand sich in seiner Demuth selbst, die an Größe grenzte, daß er das häusliche Glück verschert habe. Er war kein guter Haushalter gewesen, er hatte zuviel für seine Bücher, für seine Reisen verbraucht; er hatte die Hausfrau und die Kinder darben lassen. Da war Freund Huber stets in den Riß getreten und hatte mit zartester Fürsorge das Nöthige beigebracht. Geiz gegenüber den Seinen lag ganz und gar nicht in Forsters Charakter, wohl aber Mangel an Einsicht in die praktischen Dinge dieser Welt. Eben jetzt hatte er von einem Freunde und Gesinnungsgenossen, Professor Dorisch aus Mainz, eintausend Livres gegen eine Handschrift aufstreiben können. Den Löwenantheil davon wollte er seiner Therese und den Kleinen bringen. Er war die freigebigste Seele der Welt, so lange er etwas zu geben hatte. „Seiner Therese?“ War sie auch wirklich noch die Seine?

\* \* \*

Endlich war das Dorf Travers erreicht. Forster sah von ferne kleine Gestalten wie Wichtelmännchen sich bewegen. Trotzdem er ermüdet war, ermunterte er dennoch seine Schritte. Plötzlich ließ er einen Lockruf erschallen, mit dem er sonst seine Kleinen zu sammeln pflegte, einen Ruf, den er den Fuzulanern der Südsee abgelernt zu haben schien. Ein Augenblick des Aufstrebens, des Erkennens und die Wichtelmännchen saßen ihm im Arm, hingen ihm am Nacken. Er fühlte die heißen Küsse der rosigen, frischen Kinderlippen auf seinem welken Munde. Er war nicht mehr vereinsamt. Umringt von seinen Kindern trat er in die Weinlaube, wo Huber mit Theresen gegessen hatte, beleuchtet von den rothen Strahlen der untergehenden Herbstsonne. Wie späte Rosen erglühten die goldgelben und purpurfarbenen Blätter auf! Das sich erhebende stattliche Paar schien wie in der Glorie einer Glückssonne zu stehen. Sie begrüßten den Ankommenden freundlich, herzlich, ja stürmisch, — vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen. Forster wappnete sich, so gut er konnte, gegen die fragenden, theilnehmenden Blicke aus den großen, dunkeln Augen seiner Frau. Gegen Huber war er von einer weitherzigen Offenheit und Freundlichkeit, wie es nur ein großangelegter Charakter zu sein vermag. Er erzählte viel und äußerst Interessantes aus Paris. Oft sagte er begeistert: „Die Franzosen scheinen dazu bestimmt, die Märtyrer der Freiheit zu sein!“ Dann erwiederte wohl auch Frau Therese: „Ach, Bester, ich lobe mir die Freiheitskämpfer der Schweiz, die Verschwornen des Rütli! Sie

vollbrachten Alles, so zu jagen, ohne Blutvergießen, das edle Maß stets innehaltend. O! es ist ein herrliches Land, unser Asyl!"

„Ein Land für Liebende! Seid glücklich darin, Kinder!“ sagte Forster weich.

Während drei vollen Tagen war es den Freunden vergönnt, zusammen zu sein! Sie schienen dem sonderbaren Kleeblatt lang zu sein in Betracht der Trennungsstunde, von der alle wünschten, sie möchte bald vorüber gehen; sie schienen kurz zu sein, weil instinktiv drei Seelen fühlten, daß es das letzte Zusammenfinden sein dürfte! Bald sprach Forster von der gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte, von dem leidigen Storbud, der fort und fort zu spucken für gut finde und von dem er befürchtete, daß aus den verdorbenen Säften die Gicht entstehen könnte. Mit einer Art von Bewunderung betrachtete er dann Huber, seinen Freund; seinen Nebenbuhler, wie die Welt ihn hätte nennen mögen. Der blühende Mann war kraftvoll gebaut. Selten sah man so viel Anmuth mit fester Männlichkeit gepaart. Seine Liebenswürdigkeit war unbestreitbar, seine Unterhaltungsgabe half über alle Klippen hinweg. Ferdinand drängte sich nicht zwischen die Gatten; sie sollten sich gegenseitig aussprechen. Er gedachte sich mehr an die Kinder zu halten, aber es glückte ihm nicht ganz; denn Forster schien sich an seine Mädchen, wie an sein einzig ihm verbliebenes Gut anzuklammern. Eine uralte Stechpalme stand im Garten. Die treue Lise hatte den Kindern viele Zweige davon abgepflückt, wohl um sich zu beschäftigen, damit die Frau Hofrätthin die Thränen nicht gewahr würde, die stets in ihren braunen Augen sichtbar wurden, wenn sie ihren „alten Gebieter“ ansah. Röschen und Claire hatten ihre Wärterin gebeten, einen Kranz für den „rechten Papa“ zu flechten. Lise willfahrte ihnen. Der Kranz wurde gemacht und sah sehr hübsch aus. „Ganz wie ein ächter Lorbeer,“ meinte das verständige Röschen, das eigentlich auf den Namen der Mutter „Therese“ getauft worden war. In der That hatten die festen, glänzenden, dunkelgrünen Blätter jeglichen Stachel verloren, eine Eigenthümlichkeit der alternden Stechpalme — und die ästhetische Frau Therese hatte dem Kranz jene Form gegeben, wie man sie auf Dichterbüsten sieht. Was Wunder! Nahmen doch ihre innersten Gedanken viel eher einen antiken als einen modernen Gang. Thereschen eilte zum Vater und wollte ihm den Kranz mit kindischem Ungestüm aufsetzen.

„Nicht doch, mein Herzblatt! Er gebührt mir nicht!“ rief Forster und entzog sein Haupt durch plötzliches Aufstehen dem Kinde. „Sieh! es haben sich doch noch jüngere scharfgezackte Blätter mit eingeschlichen!

Vorbeer bringt stets Dornen! Du hast aber richtig gehandelt, indem du mir nur einen unächtten Vorbeerfranz aufsetzen willst; ich habe den vollen, ächten Vorbeer nie verdient!"

Das Kind begriff den Vater nicht, dessen Antlitz sonst so milde, jetzt so strenge dreinschaute.

Georg wandte sich zu den Erwachsenen: „Krönt man auch einen Kopf, auf den von Deutschland her hundert Dukaten gesetzt worden sind?"

Therese schrak jäh zusammen und wurde todtenblaß. „Also es ist doch wahr?" murmelte sie.

„Ja, Kind, es ist wahr,“ erwiderte der Verbannte. „Denkt Euch nur: Hundert Dukaten ist der Kopf eines Weltumseglers, eines Naturforschers, eines Gelehrten und Patrioten werth! Der arme Schelm von einem General,“ fügte er mit stolzeſtem Selbstbewußtsein hinzu, „der nicht eine Idee davon hat, was solch ein Forster-Kopf werth ist! Ich gäbe keine sechs Kreuzer für den seinigen!“

Therese strich ihm mit liebender Hand über seine Stirn, wie um sich zu vergewissern, daß das immerhin noch so theure Haupt bis jetzt unverfehrt sei.

„Und was sagt Ihr Schwiegerpapa Heyne in Göttingen denn dazu, lieber Idealist, daß Sie sich der Freiheit so ganz in die Arme geworfen haben, daß Sie sich von den Mainzern als Deputirten erwählen ließen, um nach Paris an den Herd des Vulkans zu gehen?“ Huber fragte es in einem eindringlich-ernsten Ton.

„Ich achte Heyne,“ erwiderte Forster achselzuckend, „als einen seltenen Menschen, aber auch er ist in den Mechanismus des deutschen Gelehrtenlebens verrannt und bleibt verknöchert! Ich habe wegen meiner politischen Ansichten und Grundsätze bittere Vorwürfe aus seiner Feder schlucken müssen; aber ich habe mir den Groll über dieses Philisterthum von der Seele geschrieben in einem Manifest gegen diese gelehrte Sippe!“

„Vergiß nicht, Georg, daß es mein Vater ist,“ mahnte Therese.

„Huber wird bald statt meiner die Stelle eines Schwiegersohnes in Göttingen einnehmen,“ erwiederte Forster nun wieder mit weicherer Stimme und ganz ohne Groll und Bitterkeit. „Ferdinand wird es verstehen, einen vollkommenen Ersatz für meine stürmische Wenigkeit zu bieten. Ich übergebe ihm dich hiermit feierlich und unabänderlich! Halte Therese hoch,“ wandte er sich an Ferdinand, „sie verdient es, mein Freund! Sie ist ein gediegener Charakter, eine große Seele, ein wissensdurftiger, arbeitender Geist. Wer weiß, welche Schätze, welche Talente du noch in

ihr zu heben versteht! Sorgt für meine Kleinen, — ach, ich kann es nimmer . . . daß ich es noch könnte! — Therese! — Huber! — Meine Liebe sei die Eure! — Doch ich fordere, ich flehe um Eure Freundschaft! Sind mir schon Sömmering und Stadion, meine Mainzer Freunde entfremdet, so kann ich Eurer Liebe, Eurer herzlichen Briefe um so weniger entbehren.“

Es war geschehen! Forster hatte das bedeutsame Wort abschließend gesprochen, das Opfer war vollbracht. Die Folge jener Verschiebung des ehelichen Verhältnisses, die dem Hausfreund gestattete, die Mittel zum Haushalt zu geben, statt daß es der Hausvater gethan, war geführt!

Der letzte der drei bestimmten Tage war erschienen. Der Herbstregen, welcher in der Nacht gefallen war, hatte aufgehört. Es war keine helle, brillante Witterung, aber der Nebel versprach, sich lichten zu wollen. Forster beehrte mit seinen Kindern allein einen Morgenspaziergang zu unternehmen. Freudig tänzelten die niedlichen Mädchen an seiner Seite den tannenumkränzten Waldpfad hinan, ohne Ahnung und Sorge, was ihnen die Zukunft bringen werde. Fest hielt Forster die kleine Claire an seiner Rechten und leitete ihre mitunter noch schwanken Schritte, während Kösschen ihre Kinderhand freiwillig in seine Linke eingelegt hatte. Der gelehrte Mann war sehr ernst gestimmt. Traurig blickte das tief-liegende Auge, schmerzlich zuckte der in männlicher Resignation zusammengepreßte Mund. Erst jetzt, nun er allein mit den Trümmern seines Glückes war, sah man, wie stark seine Züge gealtert hatten, wie gebeugt er ging, — — ach, wer erst gefühlt hätte, welche Schmerzen sein Innerstes bewegten! Er schaute nicht zum Himmel auf, um da Trost für seine Prüfung zu suchen. Es war dies nicht seine Art. Es lag auch nicht im Geiste der Zeit, das zu thun. Seinen Trost wollte er in großen Reisen suchen, die er zu unternehmen und nachher zu beschreiben gedachte, er wollte arbeiten für sie! Weßhalb hatte er nicht das wohlwollende Anerbieten seiner Mainzer Zöglinge Thomas Brand angenommen, der mit ihm, statt allein nach Paris, eine Fahrt in's schöne Italien zu unternehmen beabsichtigte? — Weßhalb? — Ja, das war es ja eben: seine politischen Ideen und Grundsätze ließen es ihm nicht zu. Er war bereit, Frau und Kinder selbst zu verlassen, um seinen hochfliegenden Unabhängigkeits träumen Raum und Verwirklichung zu geben. Ein Schauer der Befriedigung überlief ihn, wenn er der patriotischen Heldenthat einer Charlotte Corday gedachte, für welche er mit seinem Freund und Mitdeputirten Lux solch lauten Enthusiasmus an den Tag legte, daß wohl die Gefahr

einer Verhaftung nahe lag. Freilich! — Dies waren die Lichtpunkte. Aber er gedachte auch des verworrenen, ekelhaften Labyrinthes der Pariser Intriguen; vollzog sich vielleicht in diesem Augenblick nicht selbst der Sturz der edlen Gironde in der Seinestadt? Wußte er nicht selbst aus eigener Erfahrung, wie seine idealen Bestrebungen nur Schmutz und Schlamm statt festen Boden gefunden hatten?

In Deutschland waren alle Brücken hinter ihm abgebrochen. Huber konnte noch einmal daselbst in geregelte Thätigkeit treten. Forster nicht! Und jetzt, hier? In dieses enge, felsumschlossene Thal war er gekommen, um sich noch von dem Letzten, was er besaß, von Frau und Kindern und von seinem einzigen Freund Huber zu trennen. Er betrachtete seine jungen Begleiterinnen: das braunäugige Röschen, welches ihm einen Eichenzweig entgegenhielt und das, nach alter Gewohnheit, von dem an botanischen Kenntnissen so reichen Vater wissen wollte, woher die sogenannten Galläpfel am Laube kämen?

„Es ist der Biß eines Insektes, welches die vorher vollkommene Form des schönen Eichblattes verdirbt!“ sagte er dem Kinde und er gedachte jener fremden Liebe, die an seinen Glückesherd gekommen war, er wußte nicht wie . . . Er liebte des Kindes blonden Kopf und sprach wie im Traume vor sich hin: „Du, meine Aelteste, wurdest mir in Wilna, im unwirthlichen Polen geschenkt, ein Vollmondgesichtchen mit der Mutter Lebhaftigkeit, ein Trost in äußerlich recht trüber Zeit! Aber innerlich, wie war ich glücklich, wie war ich hoffnungsvoll!“\* Klärchen hatte unter dessen Steinchen, Beeren und Waldschwämme gesammelt und Alles dem Vater in seinem Hute zugetragen, mit jenem reizenden Lächeln der unschuldsvollen Kinderwelt, welches nur eine Fülle des zartesten Wohlwollens, der treuesten Liebe für die Zukunft verheißt.

„Du wirst ein wirthliches Hausmütterchen werden, meine süße Claire!“ rief Forster entzückt aus. „Wohl dem Manne, der dich einst an sein Herz nimmt, möge es ein Biederer und Getreuer sein. Das wißbegierige Röschen aber hätte wohl das Zeug an sich, zur Erzieherin sich auszu-

\* Das war um die Zeit, wo er an Jakobi schrieb: „Ich habe in Theresen einen Geist und ein Herz kennen gelernt, wie ich es nie in der Welt zu finden hoffte. Ich konnte Ihnen die Gute, Liebenswürdige, Seltene nicht zeigen — das thut wehe. Meine Theresen ist anmuthig, ist interessant, ist natürlich und frei im edelsten Sinne des Wortes!“

biliden, um andere junge Geister — mit der Zeit — zu unterrichten? Also sann der besorgte Vater. — Es währte jedoch nicht allzulange und unsere Spaziergänger wurden von Therese und Huber eingeholt, die, an die Mittagsstunde mahnend, die Zerstreuten zum Wirthshause herunterriefen.

Am späten Nachmittage begleiteten Alle unsern Forster eine Strecke gegen Pontarlier zu. Sorglich hatte Frau Therese den ganzen Morgen an ihres Gatten Wäsche und Kleidern gearbeitet, um Alles in möglichst guten Stand zu setzen. Huber gab an Tüchern und Halsbinden her, was er von Neuenburg heraufgebracht hatte. Therese war flink mit der Nadel. Die gute Nise wusch und bügelte noch für ihren frühern Herrn, als ob es gelte, für eine neue Reise um die Welt zu sorgen. Das Felleisen wurde gepackt und vorausgesandt. Die Wanderer folgten. Hier und da nahm man Fußpfade, ja man suchte den Schatten, denn die Herbstsonne war wieder kräftig hervorgetreten. Ab und zu ließen die Einschnitte in den bewaldeten Felsen einen Blick auf See und Gebirg gewinnen. Hier blieb denn auch Forster stehen und rief gegen die Schweiz gewendet zu den Begleitern: „Ein herrliches Land, Kinder! Seid glücklich und heiter darinnen! So kann ich in Paris doch an einen Erdenfleck denken, wo zufriedene Menschen sind.“

Und als Huber sagte: „Es fragt sich nur, wie und mit was wir unser Leben fürder fristen wollen?“ da sprach Forster: „Sie fragen noch? Mit der Feder, Freund! Ich sende Euch für die Kinder, was ich verdienen kann. Sie selber, Huber, werden Kritiken schreiben, Blätter redigiren. Ja, Sie werden diesen Zauberstab in die Hand Ihrer Frau, unserer Therese, drücken und noch eine berühmte Schriftstellerin aus ihr machen. Sie hat das Zeug hiezu in sich. Therese Forster hat geliebt und gelebt, wie Ihr Freund Schiller sagt, als Therese Huber soll die Nachwelt sie kennen lernen. Dies übermache ich Ihnen als Ihre Geistesaufgabe.“

„Wir werden vielleicht bald von Neuenburg wegziehen,“ sagte Therese, „denn man spricht davon, die Emigranten aus der Stadt zu weisen. Könnte man das Dörfchen Böle sehen, ich möchte es dir zeigen, Georg, denn dahin gedenken wir uns zu wenden.“

„Wohl! Thut das!“ Und Forster lehnte sich weit vor, das blühende Land zu überschauen, um wenigstens die Lage des genannten Dörfchens zu erspähen. „Bereitet euch dort ein Asyl des Friedens, des Glückes

... der Liebe! Schreibt mir oft! Jetzt keinen Schritt weiter — — es ist genug — — laßt uns scheiden!"

Lange, innig und zärtlich hielt er die Kinder umarmt und ließ sich von der treuen Lise das freiwillige Versprechen geben, ihre Herrin nie zu verlassen; dann schüttelte er Huber die Hand und bot ihm die Stirne zum Kuß mit den einfachen Worten: „Ich bleibe Dir gut! Freund! Wahre den Schatz, den ich Dir übergebe!"

Von Theresen ließ er sich umarmen, doch so, als ob er keinen Theil an ihr mehr hätte. Nun winkte er mit der Hand und schritt fürbaß, müde und wie gebrochen. Lautlos, stumm schauten die Zurückgebliebenen ihm nach, bis er am Waldsäume verschwand. Therese und Huber wußten es: Dieser Abschied war ein ewiger, auf Nimmerwiedersehen!

\* \* \*

Den 12. Januar 1794 starb Forster in Paris an einer Brustentzündung, an den Folgen des Storbuts und an den Regungen der Gicht, verbannt, vereinsamt, verlassen. „Sa femme absente“, hieß es auf seinem Todtenschein. „Hütet Euch vor der Krankheit; küßt meine Herzblättchen!“ Das waren seine letzten brieflichen Worte an Theresen.

Diese wurde nach seinem Tode noch in Neuenburg Hubers Gattin. Die gute Lise hat ihr Wort gehalten und ist in der Familie geblieben, bis sie alt wurde, d. h. bis zu ihrem Tode. Köschen wurde Erzieherin, die holde Claire glückliche Familienmutter einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Huber hat Wort gehalten und aus seiner Frau die begabte, vielseitige Schriftstellerin Therese Huber herausgebildet, welche Forster damals voraussagte. Ja, sie war nach dem Tode ihres zweiten Gatten die Leiterin des in Deutschland so verbreiteten „Morgenblattes“ geworden. Dazu führte sie in Bôle und später in Stuttgart ihr Hauswesen mit musterhafter Wirthlichkeit und Sparsamkeit und mit Kochlöffel und Nadel wußte sie ebenso behende umzugehen, als mit der Feder.

Ehre ihrem Andenken! Oder wie? Dürften wir das nicht ausrufen! Hätte diese Trennung im Thale von Travers etliche Leser veranlaßt, einen Stein auf eine so seltene Frau zu werfen? Das sei fern! Wir haben nicht die Aufgabe hierin zu richten — sondern zu schlichten.

Drei Ausnahme-Charaktere in stürmischer, gefährvoller Zeit. In einer Geistesströmung befangen, wo selbst ein Schleiermacher auf die Lösung eines ehelichen Verhältnisses dringen durfte, sobald es inner-

lich unwahr sei; in einer Strömung, wo Göthe's Wahlverwandtschaften das große Wort redeten und eine Dorothea Veit sich von ihrem Manne trennte, um einen Schlegel zu freien, — in einer solchen Zeit ist es schwer richtig zu wandeln und zu handeln.

Fern sei es von uns zu entschuldigen oder gar zu vertheidigen! Gott der Allweise aber ist unser Meister — auch im Urtheil. Schön bleibt die Herzlichkeit Forsters gegen seinen Nachfolger! Groß die Opferfreudigkeit Hubers und seine rührende Treue in Zeiten dringendster Noth und Gefahr. Und sonderbar! Kein Unsegen des Himmels schien den neuen Bund heimzusuchen. Die neuen Ehegatten fanden das gesuchte Glück in der innigsten Seelenharmonie. Zwar starben von sechs Kindern vier. Schatten und Prüfungen suchten auch das Idyll in Völe auf. Aber an den zwei lebenden Kindern erwachsen der alternden Mutter Therese nur Freude und hohe Befriedigung.

Die reizende Tochter Louise heirathete den Sohn des Dichters Herder. Der Sohn, Viktor Aimé Huber, ein bedeutender Kopf und gebiegener Charakter, der in literarischen Arbeiten seiner Mutter einige Zeit bei der Redaktion des „Morgenblattes“ helfend zur Seite stand, war derselbe Huber, welcher, ein Jögling des großen Fellenberg auf Hofwyl, später bahnbrechend auf dem Gebiet der kirchlichen Sozial-Politik wirkte. Keine Frage — Therese Forster, seine Mutter, nachmalige Frau Huber war eine der interessantesten Frauen ihrer Zeit und in Travers hat sich eines der wichtigsten Begebnisse ihres Lebens vollzogen.



## Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Von J. Keller in Aarau.

(Schluß.)

Hat unser hauptsächlichste Gewährsmann für den Acker- und Weinbau der Schenkenberger mehrfach Anerkennung ausgesprochen, so ist er dagegen wenig erbaut von der Art und Weise, wie sie ihre Viehzucht betreiben. „Das Vieh ist sehr schlecht gehalten,“ sagt er geradezu; „auf sein Vieh stolz seyn, ist eine hiesigen bauren fremde ehre.“ Er besitzt

Einsicht genug, die verschiedensten Schwierigkeiten, welche einem schwunghaften Betrieb dieses Zweiges der Landwirthschaft hier sich entgegenstellen, zu würdigen; doch hält er mit wohlgemeinten, ziemlich tief eingreifenden Verbesserungsvorschlägen keineswegs zurück. Wir werden im Verlaufe des Referates mit zwei Worten darauf zu reden kommen. Vorerst ein allgemeiner Etat aus dem Jahre 1771, dem ein solcher aus unseren Tagen zur Vergleichung und weitläufigeren Nutzenanwendung für Sachverständige beigegeben ist.

Von den einzelnen Kirchgemeinden des Amtes Schönenberg hatten

		Pferde	Ochsen	Kühe	Kälber	<small>Jungvieh unter (1. 2 Jahren)</small>	Schafe	Ziegen	Schweine
Böghberg	1771	14	150	136	71	—	33	124	
	1883	18	110	323	209	19	132	262	
Bögen	1771	23	127	106	47	—	34	145	
	1883	22	69	221	62	6	243	294	
Densbüren	1771	7	88	62	46	77	66	75	
	1883	9	44	131	102	—	57	50	
Mandach	1771	14	112	90	31	180	18	94	
	1883	11	50	282	148	4	121	177	
Mönthal	1771	2	30	46	26	—	12	15	
	1883	7	27	76	28	—	87	77	
Rein	1771	28	218	210	86	100	57	219	
	1883	47	179	478	240	11	206	529	
Thalheim	1771	11	84	72	47	—	18	92	
	1883	4	72	140	125	—	136	160	
Umifen	1771	9	57	58	12	—	6	58	
	1883	4	14	123	41	—	39	95	
Veltheim	1771	10	55	45	25	—	13	64	
	1883	12	30	122	26	—	32	113	

Es bleibe dem Liebhaber überlassen, kirchgemeindeweise statistische Parallelen zu ziehen; uns genügt es hier, den summarischen Bestand des ehemaligen Amtes Schönenberg an Einwohnern und Hausvieh im Jahre 1769 bezw. 1771 einer- und 1880 und 1883 andererseits zusammenzustellen und diesen Ziffern dann drittens diejenigen für Pferde, Ochsen u., welche neben der gegenwärtigen Einwohnerzahl stehen sollten, beizufügen. Die kleine Unebenheit zwischen 1769 und 1771, 1880 und 1883 möge man uns zollfrei passiren lassen.

Einwohner	Pferde	Ochsen	Kühe	Kälber	Schafe	Ziegen	Schweine
(1769) 5659 (1771)	118	921	825	391	357	257	886
(1880) 8711 (1883)	134	595	1896	981	40	1053	1757
8711	182	1418	1269	602	549	449	1364
Differenz	- 48	- 823	+ 627	+ 379	- 509	+ 604	+ 393

Hält man, was die in dritter und vierter Ziffernlinie stehenden Angaben betrifft, entgegen: die „ökonomischen“ Dinge liegen in dieser Gegend auf den verschiedensten Punkten jetzt überhaupt nicht mehr, wie ehemals, so bemerken wir, daß es gerade unsere Absicht gewesen, arithmetisch jene Thatsache etwas spezieller statistisch nachzuweisen. Der Bestand an Pferden, Kühen, Kälbern, Ziegen und Schweinen hat demnach auf dem in Rede stehenden Areal absolut, derjenige der vier letzteren auch relativ zugenommen, wogegen für das Zug- und Wollvieh eine entgegengesetzte absolute und relative Abnahme zu konstatiren ist.

Mit der Masse ist es zur Zeit wohl viel besser bestellt als ehemals. Sehr wenig Jungvieh ward im Lande selber wäherlich und sorglich aufgezogen; auf die Mastung verlegte man sich nur selten. Die eigentlichen Bauern kauften ihren Bedarf an Vieh fast ausschließlich auf den Märkten der nahen im Aarethal gelegenen Städte oder gingen wohl lieber nach Bremgarten oder gar nach Sursee hinauf; der ärmere Mann klammerte sich an die Juden, welche ihm auf Kredit recht billige und dafür auch recht schlechte Waare brachten.\* Im Herbst lüchtete der Schenkensberger seinen Viehstand aus Mangel an Nahrung; im Frühjahr stellte er nach Nothdurft und Vermögen wieder ein, meistens hochbeinige, leicht- und schlankfüßige Exemplare, welche den starken Brauch und magere Diät vertrugen und nicht viel kosteten. Junges Vieh war als weniger zur Arbeit tauglich nicht gesucht; für einen dreijährigen Ochsen bezahlte man insgemein fünfzig und sechzig Gulden, für einen sechsjährigen siebzig und achtzig — immerhin eine ansehnliche Ausgabe zu Handen der Bewirth-

\* Der Helvetische Kalender für das Jahr 1794 verzeichnet für Aarau 7, Bremgarten 6, Brugg 3, Lenzburg 2, Mellingen 4 und Sursee 5 Jahrmärkte.

Basel gestattete damals den Juden die Handelschaft mit den Unterthanen nur, wenn baare Bezahlung geleistet werde. Diese Maßregel hatte Zscharner's Billigung durchaus und er schlug seiner Regierung den Erlaß eines gleichlautenden Gesetzes vor. Im Berner Land war bisher gesetzlich bestimmt, daß die Juden ihrerseits zahlen sollten. Zscharner's Vorschlag erhielt 1773 Gesetzeskraft durch die „Ausung“. (Zscharner an Helv.)

schaffung des Ackers, wenn der reichere Bauer nicht etwa mit schmaler Kost den Arbeitsstier über den Winter noch zum Mastochsen vorbereiten und so sich irgend schadlos halten wollte.

Der Milchertrag der Kühe war mit demjenigen im Oberland gar nicht zu vergleichen. Hier warf man übrigens für eine Kuh gerade so viel Gulden aus, als dort Thaler. Wenige Bauern besaßen mehr als eine: was diese an Milch gewährte, vier bis fünf Maß per Tag, reichte gerade für den Hausbedarf; statt der Butter diente in der Wirthschaft gewöhnlich Lawat- und Ruzöl. Pferde fanden sich bei den Müllern und denjenigen Bauern, welche für den Kriegsdienst solche stellen mußten; in Bözen und Effingen (und auf der entgegengesetzten Seite des Bözbergs gab es mehr, als gut war für ihre Besitzer, die mit dem Vorspann die steile Höhe hinauf rasch ein Stück Geld verdienen wollten und so für ihren eigentlichen Beruf verdarben. Mandach, Hottwyl, Billigen und Densbüren lagen der Schafzucht ob, ohne doch daraus ein Handelsgewerbe zu machen. Die Ziege war und ist bekanntermaßen das Attribut des armen Mannes, dem eine Kuh unerreichbar bleibt. Das Schwein allein wurde gemästet und schließlich, mit Ausnahme der Mühlen, wo man auf städtische Lust an Schinken und Rippensteer Bedacht nahm, gewissenhaft in's Haus geschlachtet.

Sonst hielt der Schentenberger auch in normalen Zeiten gewöhnlich nicht eben viel auf gutes Essen und Trinken. Und wie er selber hierin anspruchslos war und des Lebens bessere Hälfte in der Arbeit fand, so muthete er auch dem Vieh mancherlei zu, worüber Tschärner, der an andere Verhältnisse gewöhnt war, unwillig sich verwunderte. Der eigentliche Großbauer, welcher aber in dieser Gegend nicht gar häufig zu treffen war, besaß, meist endlos zerstückelt und selten eingefriedet, weil lebende Bäume zuviel Areal beanspruchten hätten und todte aus Mangel an Holz nicht gut herzustellen waren, höchstens vierundzwanzig Zucharten Land (mit Ausschluß der Neben); davon entfielen auf jede Zelge sechs Zucharten Ackerboden, so daß im Ganzen noch sechs Zucharten Mattland übrig blieben. Auch für unsere Begriffe\* liegt hier ein Mißverhältniß vor.

\* „Ueberhaupt und beiläufig kann man annehmen, daß ein Stück groß Hornvieh zu seiner jährlichen ganzen Unterhaltung braucht  $1\frac{1}{2}$  Zuchart gute Wiesen, oder zwey bis  $2\frac{1}{2}$  Zuch. mittelmäßige, oder aber 3 Zuch. schlechte. Von 1 Stück Hornvieh können  $1\frac{1}{2}$  Zuchart Ackerfeld und  $\frac{2}{3}$  Zuchart Neben gedüngt und erhalten werden, und ohne Neben  $2\frac{1}{4}$  bis  $2\frac{1}{2}$  Zuch. Acker. . . Laßt uns also vorläufig in einem wohlbestellten Land folgendes Verhältniß fest setzen: 2 Theil Mattland,

Sechs Stück Vieh, zwei Kühe und drei bis vier Ochsen entsprachen diesem Grundbesitz. Der Halbbauer mußte zur Zeit des Pflügens bereits den Halbbauer um Hilfe ansprechen, weil der einzelne Zug drei, gewöhnlich vier Ochsen erforderte. Oft stand auch, ein widriger Anblick, neben dem großen Stier die unscheinbare Kuh oder gar ein blüdes „Chalbeli“: das italienische „Föchli“ erlaubte dieses Gespann; auch das bergige Land und die Billigkeit des Geschirrs gaben ihm den Vorzug vor dem Joch. Der „Taurer“ (Tagwaner) oder „Tagwerker“ nahm zur Bewirthschaftung seines Ackers den Großbauern in Anspruch und leistete als „Werkmann“ diesem, seinem „Fuhrmann“, durch Handarbeit Gegendienste, was letzterem um so eher zu paß kam, weil die Tagelöhner im Schenkenbergischen damals eine noch ziemlich unbekannte Erscheinung waren.

Der Tagelöhner erhielt in gewöhnlichen Zeiten während des Sommers sechs Bagen per Tag, in der Erntezeit sieben, im Winter vier. Letzteren Taglohn bezahlte man auch dem Frauenvolk, z. B. für Arbeiten im Weinberg, Hacken, Heften, „Rühren“ u. s. f. Die jenseits der Aare auftretende Industrie hatte die Tagelöhne emporgeschraubt. Als Anfangs der Siebziger Jahre jene darniederlag und theure Zeit im Lande war — die ärmeren Schenkenberger aßen damals, wie Tschärner in einem ungedruckten Brief an Iselin schreibt, Gras, Messeln, Schnecken u. s. f. und jenseits der Aare stand es nicht viel besser, worüber S. 108, 121, 160 der Jubiläumsausgabe von Pestalozzi's Lienhard und Gertrud verglichen werden mögen — erhielt der Bauer Arbeitsleute für die einfache Kost. — In Suhr wurde während der Sechsziger Jahre per Stunde Arbeitszeit 1 Kreuzer Taglohn berechnet (für leichtere Arbeit, die auch von Frauen verrichtet werden konnte). Arner gab seinen Tagelöhnern in Bonnal 25 Kreuzer.

Hatte nun so der Ochse, welchem übrigens sein Herr von ferne nicht dieselbe fast väterliche Anhänglichkeit entgegenbrachte, wie der Bauer im mittleren Gebiete Berns, der den Gehülfsen und Gesellschafter aufgezogen, von Morgen bis Nachmittag acht Stunden ununterbrochen vor dem Pfluge gestanden, so ward er auf die magere Wiese oder in die Stoppeln getrieben. Und das war für ihn doch noch eine rechte Weide. Nur wenn er im Frühjahr unter dem Beile des Schlächters fallen sollte, erhielt er während des Winters im dumpfigen Stall als Hensermahl Rüben und Getreide, sonst mußte er mit trockenem Stroh vorlieb nehmen. Nicht

3 Theil Ackersfeld,  $\frac{1}{6}$  Aeben,  $\frac{7}{8}$  Holzboden und allgemeine Weide.“ (Vom Kornbau. 1761.)

anders erging es in der kalten Jahreszeit der Kuh, wenn der Besitzer sie nach der Spätweide nicht bereits verkauft hatte: im Frühjahr und Herbst überließ man ihr die schlechtesten Berganger, und die Thiere hätten über den Sommer vor Hunger schier zu Grunde gehen müssen, wären nicht die Hausfrauen und Töchter Abends mit dem gereinigten Gätgras, Blättern vom Felde, Gelaube und Schossen aus dem Weinberg der guten Milchspenderin vorsorglich beigeprungen. Etwas besser daran waren die zwei mal zwölf Kühe auf der Lezi und im Kilt Holz (zwischen Thalheim und Oberzeihen), den beiden einzigen Herrschaftsweiden der Vogtei: da wuchs kurzes, blätterreiches und schmackhaftes Gras; zwei Bezirke, wie gemacht für Sennten oder Alpweiden. Gemeinweiden von einiger Bedeutung gab es nur in dem schafreichen Gerichte Gottwyl; statt deren diente die Wiese des Privatmannes nach dem letzten Schnitt im Herbst, das Brachfeld, der junge Wald. Im letzteren hauste, schlecht bewacht und daher mannigfachen Schaden stiftend, das Thiervolk der Armen, die Ziege.

Das Gesamtareal an Ackerfeld der Vogtei (7793 Zucharten) stand zu demjenigen der Wiesen (2290 Zuch.) im Verhältniß von 3,4 : 1 — \* daher der Futtermangel und daher auch der Mangel an Dünger zu Gunsten des Feldes. Tschärner bezeichnete als Mittel zur Hebung der Mißstände: Praktische Abolition der Dreizelgenwirthschaft; Verwandlung grasreicher Aecker in Wiesen; intensivere Bewässerung der Wiesen, wie sie in den beiden Kirchspielen Veltheim und Schinznach bereits stattfand; Verbesserung derselben durch Anwendung von Kalk, Gyps und Mergel; Kreirung von künstlichen Wiesen durch Anblümmung des geringeren Ackerbodens mit Klee, Sparfette (welches Gras auch im Schenkenbergischen von der baselschen Landschaft her bekannt geworden) u. s. f.; Abschaffung der Gemeinweide auf dem Privatbesitzthum.\*\* Der erste und der letzte Mißstand waren, wenigstens theoretisch, zu Tschärners großer Freude kürzlich beseitigt worden: „Es haben die neun Gemeinden der Vogtei,“ berichtet er, „das recht ihre güter zu willkürlichem anbau einschlagen und von der gemeintrift befreien zu können, als eine gnade von der Hohen Landesregierung begehrt. Welche denenselben auch huldreichst solche freyheit um den zehenden pfenning des werthß der güter zugesprochen, und ihnen

\* Für Rüttigen, welches ungefähr gleichzeitig (1765) 640 Zuch. Ackerfeld und 245 Zuch. Wiesen besaß, weit günstiger, d. h. wie 2,6 : 1; 1864 (so ändern sich die Zeiten) wie 1,37 : 1 (Müller I, S. 514).

\*\* Die „Kämpfe gegen den Weidgang“ erreichten in Schinznach 1765 ihren Abschluß (B. Fricker a. a. D.), in Wohlen 1787 (Müller).

auch diesen pfenning zu handen ihrer armengüter geschenkt hat. Die vermehrung der wiesen, des futters, des viehs, des dungs, die verbesserung der äcker wird nach und nach die nothwendige folge dieser verordnung seyn, und dem landbau in dieser gegend eine andere gestalt geben.“ Die Einkehrung dieser Loskaufssumme in die Armentasse war nicht ein Akt blinder Humanität, sondern der Billigkeit. Wer über diese in Graubünden zur Zeit praktischen und scharf ventilirten Fragen sich gründlich orientiren will, möge die schon angeführte Abhandlung von Johannes Meyer nachlesen.

Man kann zu der Frage, ob die Einrichtung des Dreizelgensystems und die Benutzung der Brachzelge als Gemeintrift dem gesammten Volke mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht, sich verschieden stellen: sicherlich nachtheilig erwies sich den Schenkenbergern das althergebrachte Recht, für die Ziegen, Schafe u. s. f. den Jungwald als „Trieb und Trät“ anzusehen. Der Forst war überhaupt damals auf unserem Territorium in einem erbärmlichen Zustand. Widmete man dem Apfel-, Birn- und Kirschbaum wegen der süßen und auch zur Gewinnung von Branntwein\* verwerthbaren Frucht nicht gemeine und dem Nußbaum, der vortreffliches Holz und einen Ersatz für die Butter gewährte, sehr große Aufmerksamkeit, so war in unserem Zeitraum von den herrlichen Fruchtbaumalleen,

\* Schon die alten Berner hatten ihre liebe Noth mit dem Branntwein. Im Jahr 1718 wurde, nachdem zwanzig Jahre früher das Brennen von allen Früchten untersagt worden, die Bereitung des Weintresterwassers unter der Bedingung gestattet, daß es als Handelsartikel exportirt werde. Allein das edle Getränk fand im Lande selber Liebhaber in Hülle und Fülle. 1732 nahm denn die Regierung ihre Verordnung zurück, damit wenigstens nicht der mittlerweile zum Brauch gewordene „Mißbrauch“ fortbestehe. Allein nun warf man sich auf die Produktion von Fruchtshnaps. Da ging den Bernern die Geduld aus. Im Jahre 1739 erließen dieser Erlaß: „Wir haben mißfällig vernennen müssen, daß hin und wieder auff dem Land auß allerhand Getreid Branntwein gebrönt und Verkauft werde, wie nun solches dem Intent unserer zu hemmung der gebrönten wasser hiebevorn Publicierten mandaten zuwiderlauft, benebens der genannte frucht Branntwein sowohl der Gesundheit schädlich als auch dem ganzen Land nachtheilig, als habend wir auß Landesväterlicher Vorsorg uns gemüthiget befunden, jedermänniglich zu Statt und Land das Brönnen und den Verlauff des genannten fruchtbrandtweins hochoberteiltlich zu verbiethen bey Straff der Confiscation, Zerstückung des Brönnofens und 50 Pfund Buß, damit die Ueberträter ohne schonen sollen belegt werden“ (Aus einem Mandatenbuch). Jahr für Jahr erhielt die Schweiz bedeutende Summen für Kirschwasser, welches nach Deutschland und Holland seinen Weg nahm (Zur Lauben).

durch welche im unteren Emmenthal die Straße den hocherfreuten Wanderer führte (Hirschfeld, Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweiz. 1769), hier wenig oder nichts mehr zu bemerken; man rebete der Einschränkung des Weinbaus schon darum das Wort, weil die Rebstecken im eigenen Lande nicht mehr auf ehrliche Weise könnten beschafft werden; die Privat- und Gemeindewälder waren dermaßen zu Grunde gerichtet, daß die Obrigkeit denjenigen, welche neue Häuser errichten wollten, Bauholz unentgeltlich (so theuer und rar war es) aus dem Herrschaftswald überlassen mußte. Für solchen Mangel ist freilich nicht bloß die Institution der Gemeinrist haftbar zu machen; dem Jurassier in dieser Gegend fehlte schon damals das ästhetische und ökonomische Auge für die Schönheit und Rentabilität eines wohlgepflegten oder wenigstens nicht verwahrlosten Tannen- oder Buchenwaldes. An weisen Verordnungen hat es die Berner Obrigkeit nicht fehlen lassen: Miniker (Das Forstwesen des Kantons Aargau. 1878) nennt das Forstgesetz vom Jahre 1786 einen „wohlburchdachten und gutgegliederten gesetzgeberischen Erlaß“. Schon durch dasjenige von 1725 war es verboten, Schmalvieh in junge Einschläge zu treiben; sechszig Jahre später erweiterte man diese Vorschrift auf die Wälder überhaupt, wo nicht nachgewiesene Weiderechte existirten, und auch auf diesem Areal mußte der Einschlag jedenfalls unbehelligt bleiben. Es waren Anweisungen gegeben, wie geschwändet (abgeholzt), wieder angepflanzt und eingegriftet werden sollte, wie der Wald zu benutzen, vor Bränden zu wahren sei; Grasen und Laubrechen war verpönt u. s. f.: aber was half all das, wenn, wie im Amte Schenkenberg, das Volk bei aller Obforge der Regierung in seiner alten Sorglosigkeit verharrte, auf's „Freveln“\* im Staatswald sich verlegte und den schlecht bezahlten Wannwart mit Drohungen bearbeitete, bis er zum Dieb und schließlich auch zum Stehler ward?

Genoß also die Schenkenberger Waldung wegen ihres Forstbestandes nichts weniger denn einen beneidenswerthen Ruf, so war doch das Wild, welches sie hegte, aller Beachtung würdig. Nicht nur gab es Füchse, Marder und Iltisse in Menge, sondern auch viele Hasen, an Geschmack für den Gaumen des Kenners die besten im Kanton, und dazu, was be-

---

\* „Wofür muß ich immer euer Narr sein? Wenn ihr Holz frevelt und ganze Fuder raubet, so muß ich nichts wissen; wenn ihr in den Schloßtriften weidet und alle Zäune wegtraget, so muß ich schweigen“ — in dieser Weise rebet Pestalozzi's Bogt Hummel zu seinen Dorfgemoffen.

sonders die Jäger unter unseren Lesern interessiren wird, Hirsche und Rehe zur Lust genug. Ebenfalls erwähnenswerth ist die Angabe, daß in der die Grenze bildenden Aare und ihren Zuflüssen neben Forellen, Aeschen, „Trisken“ und Hechten auch Salmen (für diese vergl. besonders die Aarauer Chronik von Ehr. Delhafen S. 156) und Lachse keineswegs zu den Seltenheiten gehörten.

Die Revolutionszeit hat das Gewild in unseren Gegenden fast völlig vertilgt. Die Obrigkeit des neuen Kantons richtete denn ihre Aufmerksamkeit wieder auf diesen Punkt. Oberforst- und Berginspektor Heinrich Fscholke weiß 1816 freudig zu erzählen, es werden „seit einigen Jahren schon wieder zuweilen Wildschweine und Rehe geschossen, wo vorher kaum einige Hasen und Füchse gesehen wurden.“ Im Jahre 1816 nahm der Staat Aargau an Jagdpachtzinsen 4045 Franken ein, fünfzig Jahre später laut dem Rechenschaftsbericht von 1867 Fr. 17,531.16.

Jakob Gravisseth bemerkt in seiner Heutelia (1668), im Gelände, welches unserer Juralandschaft gegenüberliegt, fänden sich zwar viel Füchse und Hasen, dagegen weniger Hirsche, Rehe und Wildschweine: die einen „Amptleut“ ließen, entgegen den obrigkeitlichen Verordnungen fast Jedermann jagen, nicht zwar umsonst, sondern gegen gehörige Entschädigung an die Kasse des Landvogts; andere huldigten dem Sprichlein: „Nach Mist Weil du Landpfleger bist!“ und plünderten den Forst so gründlich, als es ihre Amtszeit erlaubte. Es werden damals schon „Schlida“ gelegt, um das Kleinwild zu fangen, eine Art zu wildern, bei der man nicht leicht ertappt wird. Das sehr häufige Vorkommen von Häunen und Hagen war übrigens der Vermehrung des Wildstandes auch hinderlich. Von „dem“ oder auch „einem“ Vibersteiner Landvogt hört man noch jetzt in Aarau Jagdstücklein erzählen, welche an Schilda gemahnen.

Die guten Jurassier ließen es sich gar nicht beifallen, dem Staate das Jagdregal im Walde zu beanstanden, wie die Brüder am Leman; einzig den Fröschen gingen sie ernstlich auf den Leib und trugen das Erbeutete dann nach Baden und Bremgarten, wo man, zumal in der Fastenzeit, auf derartiges Wildpret wohl zu sprechen war.

Nur wenige Schenkenberger hatten es damals versucht, die Heimath zu verlassen und in der Fremde das Glück zu erjagen: es fehlte die große Triebfeder des alten Berner Geistes, die Begierde nach Ehre und Reichthum. Während der Waadtländer in Frankreich und anderwärts Kriegsdienste nahm und daselbst brünstig um Auszeichnungen rang, welche sogar den Gnädigen Herren an der Aare Achtung einflößten, blieben diese Jurabewohner gleichmüthig und gleichgültig auf ihrer Scholle, wo sie kein Kommando in dem armen aber freien Leben aufstörte. Von den:

paar Duzenden, welche „z'Chrieg gebingt“ und den französischen Soldatenrock trugen, kehrten die meisten zurück, als im Heer eine strengere Disziplin aufkam, und steckten sich daheim, merkwürdig genug, wieder gleich in den Bauernkittel. Wenige sind in der Ferne verschollen oder alt geworden. Wir erinnern uns noch wohl, dergleichen Knasterbärten-geläuscht zu haben, wenn sie phantasiengewaltig ihre Kriegsabenteuer erzählten. Die gute holländische \* Mannszucht verschaffte dem heimgekehrten Soldaten nicht selten angesehene Verschwägerung und Ehrenstellen in der Gemeinde; der eine oder andere von denen, welche zuletzt noch unter Napoleon gedient, verzehrte seine Pension als reisender Wirthshausgast oder fand wieder halb-militärische Beschäftigung als Ausrufer und Nachwächter.

Im Jahre 1769 betrug die Gesamtzahl derjenigen, welche sich außer Landes befanden, nur etwa 300, und doch hätten das südwärts gelegene lachende Gelände, \*\* der belebte Aarestrom, die an der Grenze vorüberlaufenden Verkehrswege und besonders die uralte Basel-Zürichstraße, welche die Vogtei in zwei fast gleich große Stücke schied, einladen können, nach der Ferne zu ziehen. Die letztere Straße freilich hatte

\* In holländischen Diensten standen gewöhnlich 10,000 Mann Schweizer. Im Jahre 1694 wurden die ersten Kompagnien im Kanton Bern angeworben und „aufgerichtet“. 1771 betrug die Zahl der in Frankreich dienenden Schweizer-soldaten 15,594 (B. D. S.).

\*\* Unter dem Eindruck, welchen dasselbe auf ihn gemacht, schrieb Storr a. a. D.: „Der Wohlstand des bernischen Landmanns vergnügt in allen Stücken das Auge. Wolgebaute, fruchtbare Felder, ansehnliche Baurenhöfe, hübsche Dörfer wechseln mit ununterbrochener Annehmlichkeit ab. In der Ferne hervorragende Bergschlöffer und näher an der Straße schöne Landhäuser verzieren das Gemälde. Froh und sich fühlend schaut das Landvolk dem Durchreisenden in's Gesicht, und vermeidet nicht, dagegen betrachtet zu werden, im sichtbaren Bewußtsein der Vorzüge seiner Gestalt, die auch in der Kleidung nicht vernachlässigt wird. Insbesondere setzen die-berner Landmädgen in die Feinheit ihrer Strohhütgen einen großen Werth. Ein solches Hütgen von der gleichsten und feinsten Arbeit, das ohne alle Verzierungen 2 Louisd'or kosten kan, findet in bernischen Baurenhöfen ohne Anstand Käuferinnen.“ Und Gercken, welcher von Narau über Lenzburg nach Baden ging, bemerkt: „Schon seit der Gegend von Lenzburg wird alles bergigt und schlecht. Auch die Bauern und gemeinen Leute dieser ganzen Gegend zeichnen sich durch ihre kleine schlechte Statur und häßliche Gesichter von den Gegenden des Canton Bern sehr aus, und sind auch mehrentheils arm, wie ihre Dörfer, Vieh, Kleidung und alles übrige zu erkennen giebt.“ Sehr vortheilhaft lauten zumal für die Gegend zwischen Wilbegg und Windisch auch die Schilderungen von Maurer a. a. D.

noch am Anfang unseres Zeitraumes wenig Verführerisches: ein Deutscher nennt sie „scheußlich“; Andrea beschreibt die Strecke, als hätte man einen recht wilden und gefährlichen Bergpaß vor sich. Isaaß Iselin, welcher 1755 mit seiner Mutter nach „Oberbaden“ eine Lustfahrt machte, fand den Weg von Basel bis an die Grenze des österreichischen Frickthals (Hornussen) in sehr gutem Zustand, den eigentlichen Uebergang dagegen „abscheulich, besonders für die Gutschen“. Dergleichen Ansichten mögen wohl die meisten Reisenden bestimmt haben, von Basel aus, wo man die Schweiz betrat, den oberen, selten den unteren Hauenstein als Eingangspforte zu wählen; für diejenigen, welche über Schaffhausen kamen, lag es nahe, bei Brugg linker Hand das Aarethal hinauf zu ziehen.

Bis in die Sechsziger Jahre hinein berührte der Hauptverkehr zwischen Schaffhausen und Zürich einer- und Bern andererseits die beiden Aarestädtchen Brugg und Narau. Von dem durch seine Messen berühmten Zurzach aus gelangte man über Tegerfelden und Würenlingen vermittelt der Fähre von Stilli nach Brugg, von Zürich aus ebendahin über Weiningen, Würenlos und die Linmatbrücke zu Baden. Von Brugg strich der Fahrweg der Aare entlang über Schönenwerd und Starrkirch nach Olten, sprang dort über den Fluß, wo der untere Hauenstein anfängt, dann das Gäu hinauf bei der Alus (oberer Hauenstein) vorbei nach Bielisbach, Solothurn u. s. f. Noch vor der Mitte des Jahrhunderts gingen die Berner energisch an den Bau einer 25 Fuß breiten Straße, welche den ganzen deutschen Landestheil unmittelbar mit der Hauptstadt verbinden sollte. Burgdorf ließ man diesmal noch rechts liegen und legte den schönen Heerweg über Kirchberg und Herzogenbuchsee an. Bei Murgenthal trat derselbe auf unteraargauisches Gebiet. Sehr nahe wäre der Gedanke gewesen, von Niederwyl aus irgendwie nach Aarburg vorzudringen und so in kürzester Zeit Olten und die alte Straße zu erreichen. Zu dem Behuf wäre freilich bei und unter Aarburg (in der „Alos“) der Durchgang am Felsen vorüber bedeutend zu erweitern gewesen. Es heißt nun, etliche Schenkwirthe (cabaretiers) von Olten hätten, aus Furcht, ihre Stadt möchte durch die neue Linie Zürich-Bern wesentlichen Schaden an Brückenzolleinnahmen &c. nehmen, allerhand Mittel ergriffen, um zu verhindern, daß der Stand Solothurn zu der Ausführung des Projektes seinerseits sofort Hand biete. Bern ließ geraume Zeit sich hinhalten und sprengte den Felsen bei dem Städtchen Aarburg vorerst auch nicht. Als aber im Jahre 1766 die Rätthe von Narau bei der Obrigkeit neuerdings Schritte thaten, damit ihre Stadt nicht von der

reichen Verkehrsader abgeschnitten werde,\* war es bereits zu spät. Bern mochte freilich über die Solothurner, welche schließlich nur sich selber schaden würden, ungehalten sein und ließ dieselben fortan auf der schlechtbesorgten Registorferstraße seine Praktiken fühlen: es erging sich aber ohne Zweifel nebenbei, abgesehen von militärischen, auch in solchen Betrachtungen, welche man hundert Jahre später bei der Anlegung der Nationalbahn auf genau demselben Terrain abermals machte. Kurz, die volksmäßige „Land“-Straße schwenkte von Niederwyl aus ostwärts ab, erklomm die Höhe des Striegels und befand sich damit an der Pforte der Vogtei Lenzburg. In Suhr mündete die von Aarau und aus dem Bibersteinischen (im Sinn Aaraus: eventuell auch von dem Frickthal) herkommende, schon 1766 mit „Fuhr- und Lastwägen“ (Delhafen) stark frequentirte „Bachstraße“; in Hunzenschwyl zweigte die „Grande Route à Brugg et Zurzach“ ab; die Fähre bei Auenstein brachte die Schentenberger und Kasteler auf den Weg, welcher von dem Eintritt eben jener „Grande route“ in die Hellmühle-Rupperschwylstraße weg durch den Lenzhard geradlinig nach Lenzburg zog. Das untere Na- und Bünzthal war mit der zuletzt genannten Stadt ebenfalls durch eine Verkehrslinie verbunden; von Brugg und dem Eigenamt aus gelangte man an der Grenze des Lenzburger Amtes in die Heerstraße. Die Zugänge von Süden her sind von der Natur unmißverständlich vorgezeichnet gewesen.

Im Jahre 1787 war dieser Hauptverkehrsweg der deutschen Lande Berns sammt Fortsetzung nach Baden noch nicht überall so vollendet, wie es im Plane der Regierung gelegen hatte: die „Carte topographique“, welche P. Bel „avec permission et privilège exclusive de L. L. E. E. de Berne“ erscheinen ließ, zeigt auf der ganzen Strecke, welche für unsere Juralandschaft etwa in Betracht fällt, als fertig die Partien vom Leimengraben (östlich von der „Kreuzstraße“) bis Kölliken, von Suhr durch den Breitenloowald bis Hunzenschwyl, von „Ottman-

\* Schon 1760 reichten sie ein Memorial ein, worin sie wünschten, es möchte die Straße von Safenwyl weg über die Höhen zwischen Kölliken-Entfelden einerseits und Schönenwerth andererseits gegen den Aarauer Steinbruch hin geführt werden: das Terrain sei ebener, kumpflos, der Bau billiger. Man trat in Bern nicht darauf ein. Später wurde die Route Aarau-Aarburg merklich verbessert, und die „große“ Landstraße erwies sich für Aarau so ungefährlich, wie später die Nationalbahn, während die Stadt andertheils auch im Hinblick auf die geringe Gefährlichkeit der Bögbergstraße sich über das Scheitern des Staffeleggprojectes trösten konnte. Parallelen für die Gegenwart zu ziehen liegt nahe. Jedenfalls verdankt Aarau, was es geworden ist, sich selbst.

singen" bis Mägenwyl, von dem „Kefweler Hof" (Eckwyl) bis über Mellingen hinaus, endlich von dem „Dätwylter Hof" bis Baden. Reisende, welche von Zürich nach Bern wollten, benutzten fortan selbstverständlich diese Straße, ohne daß Brugg und Aarau darum fortan, wie wenigstens das letztere fürchten mochte, zu dem Range von förmlichen Landstädtchen herabgesunken wären; wer von Osten nach Basel wollte, wählte nach wie vor den Weg über die Bözberghöhen.

Als N. E. Tschärner Landvogt war, ließ er es an der doch sehr kostspieligen Reparatur desselben, welche zweimal des Jahres vonnöthen erschien, nicht fehlen; er sah inzwischen ein, daß die ganze Anlage der Straße eine bessere sein könnte, und arbeitete sowohl bei der Berner Regierung als bei den wegen ihres Handels stark mitinteressirten Baslern für einen Neubau. Damals waren die Zeiten bedenklich, Bauernstand und Verdienst lagen darnieder, der erstere war kaum in der Lage, mit seinen eigenen Bedürfnissen fertig zu werden, und für Frohndienste also nicht verwendbar. Tschärner meinte, gerade durch einen Straßenbau käme wieder Geld in's Land: „Wozu diene solches dem Staate? Wollen wir es einem Feind aufbehalten oder Fremden auf verlorene Capitalien zu nützen hinleihen?" (Brief an J. Iselin vom 22. Dez. 1772.)

Berns Finanzen waren im 18. Jahrhundert blühender, als diejenigen irgend eines anderen europäischen Staates. In den Neunziger Jahren betrug der Zins von den auswärts angelegten Staatsgeldern mehr als eine halbe Million Franken. Zu den Schuldnern Berns gehörten im vorigen Jahrhundert ab und zu Holland, England, Leipzig, Ulm, die sächsischen Landstände, der Herzog von Württemberg, der von Mecklenburg-Schwerin, der König von Dänemark, der von Sardinien, Frankreich u. s. f. Die Verluste, welche Bern anlässlich des Law'schen Bankraches (1720) machte, waren sehr bedeutend. Andere folgten nach der Mitte des Jahrhunderts. Wie Frankreich 1798 dann seine Bruderliebe bethätigte, ist bekannt. — Von den Franzosen erhielt der Gläubiger etwa lebenslänglich 10 Prozent; mit seinem Tode war aber auch die Schuld erloschen. Solche Kapitalanlagen wurden indessen schließlich von Staats wegen verboten.

Die Staats Einkünfte Berns bestanden aus dem Ertrag der Domainalgüter, der Posten, des Salzes, aus den Ohmgeldern, den Zöllen, den Zinsen der angelegten Capitalien, dem Zehnten, dem Bodenzins und wenigen anderen, unbedeutenden Revenuen. Der Bodenzins lastete auf dem Grundstück und war von dem jeweiligen Besitzer zu entrichten. Auf die Schultern des Bauersmanns drückte am meisten der Zehnten. Der ward insgemein in natura abgeliefert. Es gab Kornzehnten, Roggenzehnten, Heuzehnten, Weinzehnten, Hanfzehnten, Erdäpfelzehnten,

Zehnten u. dgl. Den Ertrag dieser Steuer veräußerte die Regierung an dem Ort, wo sie eingegangen war: es sollte dadurch das zur Bewirthschaftung des Bodens nothwendige Düngmaterial und der Ertrag des Landes überhaupt demselben gewahrt werden. Für richtigen Preisansatz sorgten Geschworene, welche von den Amtleuten jeweilen zu dieser besondern Funktion berufen wurden. Die hiebei erlösten Summen flossen der Hauptsache nach in die Kirchen- und Armengüter und kamen so wieder den Gemeinden, aus denen sie gezogen worden, zu gute. Inwiefern der Bauer bei fruchtbaren Jahren viel, bei schlechten wenig steuern mußte, war der Zehnten für ihn eine bequeme Form, an die Kosten des Gemeinwesens beizutragen. Unbillig im höchsten Grad muß es genannt werden, daß der Landmann die Schulden, welche auf seinem Gute lasteten, nicht in Abzug bringen konnte: so ging der Kapitalist, mochte er nun in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, bei der Steuererhebung leer aus. Die Helvetik hat einen andern Modus der Besteuerung eingeführt, welcher in mancher Beziehung gerechter war, als der alte, zunächst aber die im Interesse der religiösen und sittlichen Wohlfahrt des Volkes gegründeten Anstalten nicht weniger empfindlich schädigte als die Armenhäuser.

Acht Jahre darauf war die neue Bözbergstraße hergestellt. Am 8. Oktober 1779 fuhren Jakob Sarasin und Frau nebst ihrem 8½-jährigen „Buben“ von Effingen aus in einer Kutsche „über den neuen Bözberg, der zum Erstaunen eines Jeden, der die alte Straße befahren hat, nun so schön und eben ist, daß man ihn ohne Vorspann besteigen kann.“ Hart an der Bammelle der Stadt Brugg schwenkte sie von der Römerstraße ab und lief derselben parallel gegen den Sindel, zog sich aber dort nach links, wo jetzt an herrlichem Aussichtspunkt die vier Linden stehen, und gegen den neuen Stalden, wo auf der Höhe des Uebergangs (574 Meter) damals das Gasthaus zum Bären entstand, dann durch die Langenbuchen hinunter; mitten im Dorfe Effingen mündete sie in den alten Weg. Noch lebt bei dem Volke die eine und andere Sage von Unglücksfällen, welche vorzeiten „im Berg“, an der steilsten westlichen Steigung der Straße, sich zugetragen; in Effingen und zu Königsfelden, wo der Bauherr Mirani ab und zu gewohnt, gab es vor Kurzem noch „Meranistübli“ und spukte er selber herum. Die neuesten Veränderungen haben jenem bernischen Oberingenieur (Tilkier V, 428), welcher, Niemand weiß mehr, in was für einem Streithandel, bei seiner Seelen Seligkeit geschworen, die Langenbuchenstraße bewege sich überall auf der Sommerseite des Berges, die Ruhe der Vergessenheit gebracht. That- sächlich liegt jene Straße, zumal seit dem Bözbergtunnel, im Schatten.

Großes Leben hat Miranis Bauwert kaum in die Vogtei gebracht. Die Güterwagen, die Fischerschen (Brief-) Posten, und die Extraposten, der Personenverkehr auf privatem Fuß, der Bözberger Baselpote: sie gingen eben durch.

Der „Bözberger Mercurius“, wie Joh. Georg Zimmermann von Brugg ihn nennt, besorgte den internen Verkehr zwischen Basel und Brugg und hatte 1765 sein Absteigequartier am ersteren Ort im grünen Pfahlgäßli bei einem Herrn Rippel. Für Zimmermann muß er z. B. besorgen: Bücher von Freunden, junge Hähnen zum braten, fette Gänse, grüne Erbsen oder Zuckerkiesel, Artefisi (Bocksbart, Tragopagum hortense), Artischofen, Spargel, Blumenkohl u. s. f. Der Doktor von Brugg verpricht Iselin, welcher jene Sachen angekauft, dafür „ergäuische“ Produkte, „zum Ex. Neben (weiße Rüben) und Schnätterlig (gehachelte Rüben), die hier der Edelmann und zu Basel die Schweine speisen“ (Ungeedr. Briefe 3.3 an Iselin). — Laut dem Helvetischen Kalender von 1794 ging je am Dienstag früh die Messagerie nach Zürich von Basel ab, nachmittags die Post (ebenso die Post am Mittwoch), Freitags und Samstags ebenso. — Die ersten Spuren einer Post im Freistaat Bern geht nicht über den Anfang des XVII. Jahrhunderts hinauf. Seit 1675 war die Besorgung des Berner Postwesens der Familie Fischer anvertraut. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hatte dieselbe auch das Postwesen anderer schweizerischen Stände in Pacht (Tillier). Im Kanton Zürich besorgte die Familie Heß eine geraume Zeit das Postwesen (Zurlauben).

Das Nachsehen war inzwischen für Alt und Jung schon damals eine erfreuliche Beschäftigung. Am meisten Gewinn machten neben den im Land ansässigen Fuhrleuten, welche den Vorspann besorgten, die großen mit Ehehaften versehenen Gasthöfe, denen man noch jetzt als Zeugen lange verschwundener Herrlichkeit am Fuße des Bözbergs begegnet. Da übernachteten die Wagenlenker mitsammt ihrem Gespann, es fanden ihre Geschäftsfreunde aus dem Dorfe sich ein, hin und wieder auch arbeitsscheues Volk, die baumwollene oder wollene Strumpfmütze oder die Soldatenkappe auf dem Ohr, um ein Gläslein in der Ecke zu trinken und dabei zu sein, wenn der fremde Fuhrmann sein „Ordinäri“ (Suppe, Fleisch und Gemüse) verzehrte und dabei das Neueste aus dem Reiche des Wizes und der Weltbegebenheiten zwischen Paris und der Türkei zum Besten gab. Solche Berichte vernahm der eigentliche Bauer dann erst aus zweiter Hand. Denn während der Woche das Wirthshaus zu besuchen, gehörte damals noch nicht allgemein zum unabweislichen Bedürfnis.\*

\* Doch darf nicht verschwiegen werden, daß in der zweiten Hälfte unseres Zeitraums der Ruhm des Bauers im „untern Aergöw, wo Weinwachs ist“, auf

Erlaubte er sich etwa das Vergnügen an Sonn- und Markttagen oder wenn der Trüllmeister seine Leute einberief, so bildeten Vieh-, Heu- und Fruchtpreise, Wetter, Jahresaspekten, seltener politische Dinge den Stoff für seine Unterhaltung. Und wenn er mit Fragen des Staates sich bemühte, so waren seine Anschauungen insgemein äußerst harmlos. Ein Exempel dafür bietet Tscharner's Briefwechsel. Da erzählt er am 25. November 1772 dem Freund Zselin — die Wiener Regierung hatte sich damals dem Verner Petz gegenüber etwas pagig gezeigt —: „Apropos von Oesterreich, ich habe ihnen vielleicht lezthm gemeldet, daß das Faustrecht desselben unsere Landleute sehr beschäftigt. Da lezthm solches in einer Schenke abgehandelt wurde, waren die Politiker in ihren weiten Hosen eins, daß der Kayser für sich alleine noch so sehr nicht zu fürchten wäre, aber seine Allianz mit Preußen und Rußland ihm unstreitig eine Uebermacht über Meine Gnädigen Herren gäbe. Sie beschäftigten sich damit, wie dieser zu begegnen seyn möchte, als ein dritter darzukame und sie mit der Nachricht beruhigte, daß dieselben gegen diese dreifache Allianz wirklich eine andere mit Basel und Solothurn geschlossen hätten.“ Eine solche vertrauensvolle Wohlgezogenheit gehörte zum Wesen des alten Schenkenbergers auch im Wirthshaus. Er war zäh und nicht heißblütig, und wenn ihn etwa die Weinlaune an Tanz- und Marktenden übernahm und seine Zunge nicht gerade mit dem unnüßlichen Nennen von heiligen und unheiligen Namen bethätigte, so sang er hochgemuth in übergroßer Heiterkeit Psalmen und geistliche Lieder. An Volks- und Gesellschaftsweisen traf man nämlich hier zu Lande so zu sagen nichts; von den Lavaterschen Schweizerliedern, welche die Helvetische Gesellschaft von Schinznach so hoch anpries, mochte kaum etwas über die Aare gelangt sein. — Bern war auf solche Sachen so wenig gut zu sprechen, als Else auf Goethe's „Der du von dem Himmel bist“ (Christoph und Else \*I, 270): „vor dergleichen Welt-Kindern soll die Christliche Jugend mit allem Fleiß verwarnet und abgezogen werden, damit sie nicht durch solche

diesem Punkt auch anfang, unsein zu werden. Glaubte er doch bereits, „es stehe ihm nichts zu verweisen, wenn er neben den Sonn- und Festtagen in der Woche nur einen Tag die Schenke besucht, oder wie sie es nennen, zum Wein geht, und sich berauscht“ (A. Stapfer). Man rechnete damals an weinarmen Orten, wenn ein Bauerngastmahl veranstaltet wurde, per Kopf zwei Maß. „Wie wird es denn an denen Orten sein, wo Wein wächst!“ ruft unser Gewährsmann aus. Wein, für welchen der Wirth 2 Bagen per Maß bezahlt hatte, schenkte er für 3 Bagen aus. Jetzt ist das Verhältniß freilich ein anderes. — Im benachbarten „Donnal“ ward unmenschlich gezecht; inzwischen waren das nicht normale Zustände.

unreine fleischliche und sündige Nieder als durch einen schädlichen Strich in ein ausgelassenes und wohlküstiges Wesen gerissen werde" — steht in einem bernerischen pädagogischen Handbuch jener Zeit zu lesen.

In unseren Zeiten wird freilich in den Gasthäusern des alten Schenkergerantes verständnißvoller debattirt und Passenderes gesungen; das „wirthschaftliche“ Leben ist überhaupt viel entwickelter. An der Bözbergstraße standen um 1770 drei Herbergen, sämmtliche zwischen Hornussen und dem höchsten Punkte des Ueberganges, eine in Bözgen, eine in Effingen, eine dritte auf dem alten Stalden; nunmehr hat bereits Bözgen viere. Ebensoviele stehen an der östlichen Hälfte der fraglichen Straße, währenddem früher der Wanderer von Brugg aus eine ganze Stunde marschiren konnte, ohne sich erfrischen zu müssen.\* Eine Parallele zwischen 1770 und 1882, einem Jahr also, wo die Zahl der Wirthshäuser infolge des Mißwachses wieder sehr stark gesunken war, constatirt überhaupt in dieser Beziehung einen Fortschritt, welcher den eingefleischtesten Optimisten unruhig machen dürfte. Auf dem Gesamtgebiete des Amtes standen damals zehn Wirthshäuser, jetzt fünfzig. Es hatten nämlich Wirthschaften

	1770	1882
Asp und Densbüren . . . . .	1	5
Thalheim . . . . .	1	4
Beltheim . . . . .	1	4
Bözgen (Kirchgemeinde) . . . . .	2	7
Bözberg (Kirchgemeinde) . . . . .	1	3
Umiken, Ryniken, Mönthal . . . . .	—	8
Billigen und Rein . . . . .	1	5
Remigen . . . . .	1	5
Rüfenach . . . . .	—	2
• Stilli und Lauffohr . . . . .	1	4
Mandach und Gottwyl . . . . .	1	3.

\* Brugg hatte das Recht, jede Eröffnung einer Tabernerwirthschaft innerhalb einer Stunde Entfernung von der Stadt zu hindern. Stalden, Remigen, Stilli und Billigen liegen an der Peripherie. Die Eigengewächswirthe durften ihren Wein nur „beim Zapfen“ auschenken, d. h. über die Gasse verkaufen, nicht aber an Reisende abgeben. Eigengewächswirth und Weinbauer war dasselbe. Nicht selten kam es vor, daß der Geistliche den Ertrag der Pfrundreben auf eigene Rechnung durch seine Gesindeleute verwirthen ließ. Das sogenannte „Dhmgeld“, die Gebühr, welche die Gastgeber an das Gemeinwesen zu entrichten hatten, ward im Freistaat Bern 1617 auch auf der Landschaft eingeführt und floß zur Hälfte in die Gemeinbekasse. Im vorigen Jahrhundert bezog die Staatskasse an Dhmgeld jährlich etwa 35,000 Fr. Müller und Tillier).

Erinnern wir uns an die oben angeführte Bevölkerungsstatistik: Das fragliche Territorium zählte im Jahre 1769 5659, im Jahre 1880 8711 Einwohner; es traf demnach auf den erstgenannten Zeitpunkt für 566, auf den zuletztgenannten für 174 Einwohner ein Wirthshaus. Zürich hat gegenwärtig auf 100 Einwohner eine solche Erquickungsanstalt, Aarau bietet das Verhältniß von 1: 96,5. Des Hauses Vertraulichkeit geht so nach und nach im öffentlichen Leben auf, und des Apostels Wort, nach dem wir Fremdlinge und Gäste auf Erden, wird mit der Zeit zum Inhalt des allgemeinen Bewußtseins. Tschärner bemerkt durchaus nicht allgemein, sondern mit besonderer Beziehung auf die Schenkenberger Verhältnisse: „Die wirthschaft leidet durch die nachbarschaft des wirthshauses, die pest eines dorfes, die der ökonomie des bauern nicht weniger schadet, als seiner lebensart.“ Was würde der sehr aufgeklärte Mann von unseren heutigen Zuständen sagen?

Bögen besitzt seit ungefähr zwei Jahrhunderten eine Kirche; früher stand sie in Effingen, welchem bis in unser Jahrhundert hinein die Wohnung des Geistlichen verblieb. In Effingen trägt das Gasthaus das Schild „zur Glocke“. Daher die alte Rede, von den drei Dörfern unter dem Berg besitze eines die Kirche, ein anderes das Pfarrhaus, das dritte die Glocke. Das alte Gasthaus in Bögen hat als Tavernenzeichen einen Bären, das Wappenthier der Berner. Er findet sich auf unserem Territorium sehr häufig, nämlich in Biberstein, in Auenstein, in Beltheim, in Schinznach, in Thalheim, auf dem Stalden, in Billnachern, in Remigen, in Stilli, in Hottwyl, in Densbüren. Das Fridthal, soweit es österreichisch war, weiß davon nichts; dort finden sich Krone, Löwe, Engel, Schwert, Rebstock, Sonne, Adler, Pfau, Hirsch, Meerfräulein, Salm u. s. f. — Ich bin nicht im Stande, über jurassische Wirthsverhältnisse aus dem vorigen Jahrhundert etwas beizusetzen. Die folgenden Notizen lassen indessen vermuthen, wie jene ausgesehen haben mögen. Gercken machte am Ende der Siebziger und am Anfang der Achtziger Jahre eine Reise durch Schwaben, Bayern, die Schweiz u. s. f. Er kam das Aarethal herunter und kehrte in Wietlisbach ein, „wo die Postkutschen die Nacht bleibt . . . Wir speiseten den Abend daselbst schöne Forellen, gebratne junge Hühner, Erdbeeren zc. und trunken jeder eine Flasche von dem trefflichen Neuchâteller rothen Wein, der dem Burgunder völlig gleich kömmt, des Morgens Kaffee, und jeder zahlte nicht mehr mit dem Logis wie ohngefähr 1 fl. Conventionsmünze.“ . . . „In den mehrsten Gasthöfen auf dem Lande und kleinen Städten findet man in einem großen Zimmer wohl 4 und mehr Betten, wo der ganze Postwagen zusammen in einem Zimmer schläft, welches freilich unbequem, doch öfters auch lustig ist.“ Aarburg: „Wir aßen recht gut und ließen uns den schönen rothen Neusschâtellerwein recht gut zu den Forellen

schmecken.“ In Aarau, „wo der Postwagen über Nacht hält, ist man in einem recht braven Gasthof zum Ochsen recht wohl und doch wohlfeil bewirthet.“ Meiners fand zwischen Zürich und Bern (er reiste über Lenzburg) „selbst in Dörfern und Flecken sehr schöne Gasthöfe, gute Betten, geräumige Zimmer, reinliches Service, viel Silbergeschirr und einen mit mancherley Confitüren besetzten Nachtsch. Andere Reisende malen ihrerseits in weniger hellen Farben. Eine zuverlässige Norm findet man in den Frucht-, Fleisch-, Wein- und Hauspreisen jener Zeit. Ueber die Häuser des Berner Juras bemerkt Tscharner im Allgemeinen, sie seien aus Stein gebaut, verhältnißmäßig theuer; neue fänden sich eben deshalb selten, hundertjährige seien gewöhnlich. „Die Dörfer haben insgemein ein altes und finsternes aussehen, theils wegen den ruhigen gebäuden, theils wegen den schatten der bäume, in dem solche stehen; die häufer sehen von innen nicht reinlicher aus als von aussen; ihr geräth ist gering und einfältig, alles zeuget von der allgemeinen armuth.“

Es wäre völlig unrichtig, wollte man voraussetzen, die Schenkenberger Bevölkerung habe aus lauter Bauern bestanden. Das Handwerk besaß daselbst einen sehr breiten Boden. Nicht in dem Sinne, als wären die Angehörigen desselben ausschließlich Handwerker gewesen, allein sie gaben sich erst in zweiter Linie und mehr nebenbei mit der Landwirthschaft ab. Der eigentliche Bauer sah sehr verächtlich auf die Handwerker herab, welche er doch auf keine Weise entbehren konnte, und bezahlte die Arbeit derselben schlecht, wenn er überhaupt nach Jahr und Tag und mannigfachem Betteln sie bezahlte. Anderwärts behalf der Bauer sich selber, führte die Art des Zimmermanns, den Hammer des Maurers, den Hobel des Rüfers, schnitzte Rechen und Heugabel, flocht die benöthigten Körbe — hier von alledem nichts. Sogar die Besen bezog man von auswärts. In Densbüren kam 1770 auf den zehnten Mann ein Korbmacher, in der Pfarrei Bögen gab es sechs Rüfer, im Dorfe Beltheim vier Zimmerleute, Mandach hatte ebensoviel Maurer. Was der gewöhnliche Handwerker zu Stande brachte, war gewöhnlich mittelmäßig, stümperhaft, wie der Geschmack der Abnehmer; diejenigen, welche Besseres liefern konnten, waren Ausländer, zumeist Deutsche. Vielleicht knüpfte sich für den auf seiner Scholle kauernenden Schenkenberger schon an diesen Umstand ein Stück Widerwillen; dazu kam, daß der eigentliche Handwerksmann der „Spizhosen“ und der städtischen einfacheren Tracht (man denke an das Kostüm des Scherers in Festa lozzis Lienhard und Gertrud!) sich bediente, indessen der Bauer die weiten altfränkischen Hosen trug, im Sommer mit zwei-, im Winter mit vierfacher Wollkleidung auf dem Leib, Strümpfen und Ueberstrümpfen, während der besseren Jahreszeit in baumwollener, während

der strengeren in der Pelzkappe, wenn es über Feld oder zur Gemeinde ging, im Filzhut aufzog und überhaupt, wie unser Gewährmann etwas bitter bemerkt, „von der weite der hosen auf die größe des verdiensts schloß.“ Künstlerische Anlagen wurden demnach, wofern solche sich etwa zeigten, nicht gepflegt und ausgebildet. Das ganze Territorium hatte bis dahin noch keinen in der Kunstgeschichte bedeutenden Mann erzogen. Samuel Amster von Schinznach gehört einer späteren Zeit an.

Die Generaltabelle aller Handwerksleute stellt für das Jahr 1770 folgende Zahlen auf: 12 Metzger, 13 Müller, 2 Bäcker (beide in der Pfarre Bögen), 5 Wismer (Stricker), 45 Schneider, 43 Schuhmacher, 46 Baumwollwäber, 76 Leinwäber, 28 Strümpfwäber, 3 Wollenwäber, 8 Dachdecker, 1 Ziegler, 4 Glaser, 21 Maurer, 1 Säger (in Densbüren), 1 Bürstenbinder, 1 Drechsler, 5 Kessler (Spengler), 18 Körper, 27 Küfer, 6 Seiler, 14 Hufschmiede, 1 Zeugschmied und 16 Wagner, was mit den Wirthen zusammen 428 ausmacht: sicherlich ein sehr bedeutender Prozentsatz der Bevölkerung! Es ist im Ferneren zu bemerken, daß hier nur die Männer angeführt sind, währenddem damals fast ganze Schenkenbergische Dörfer sich mit „Lismen und striken, die armen durch die spinnerey“ sich ernährten.

Die Einnahmen dieser Jurassier flossen aus dem Verkauf eines Theiles der Weinernte; auch etwas Vieh, Getreide, Obst und Erdfrüchte konnte veräußert werden: aber dies alles gilt nur für gute Jahre. In geringen stand der Mangel in Gestalt des Schuldenboten vor der Thür. Was Wunder also, wenn nicht nur in der an Besitz armen Haushaltung, sondern ebensmäßig in den Schichten der Tauner und noch weiter hinauf es freudig begrüßt wurde, als zunächst von den am Ost- und Südfuß der Jura-landschaft befindlichen Städten aus Gelegenheit sich bot, wenigstens während des müßigen Winters ein schönes Stück Geld zu verdienen! Der eigentliche Großbauer sah der neuen Entwicklung der Dinge, welche die Tagelöhne empor schraubte, zunächst ingrimmig zu und ließ eher, als daß er der Zeit sich gefügt hätte, sein schlechteres Ackerfeld, soweit er dasselbe nicht mit den Seinen und dem Gesinde bauen konnte, veröden. Nebenbei aber hielt er ein wachsameres Auge auf den Gang der Verhältnisse und suchte daraus kraft der ihm angeborenen Schlaueit größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Noch bevor die Siebziger Jahre abgelaufen waren, fühlte er sich wieder mehr denn früher als Herrn der besitzlosen Dorfgenossen und als eine Grundfeste des Staates.

Für den Bezug all des Bedarfes, welchen der Landbewohner nicht selbst erzeugt, für den Verkauf des Weines, der Bodenfrüchte, des Obstes, für die Entrichtung der Schuldzinsen haben sich die Jurassier unserer drei Aemter, mit Ausnahme etwa der drei nach Westen, immerhin nach einem fremden Staat weisenden Gerichte, an die Städte Brugg, Lenzburg und Aarau gehalten. Die Jurzacherstraße und die über den Bözberg mündeten hart vor der Brücke, welche der ersteren den Namen gegeben; die Bewohner des Schinzacherthales haben, um nach Lenzburg zu gelangen, die Fähre von Auenstein und später Holberbank benutzt und sie zu einer der am meisten frequentirten zwischen St. Gallen und Aarau gemacht; vor den Anteileuten von Viberstein lag Aarau. Möchten die politischen Verhältnisse der „freien Munizipalstädte“ des Aargaus, eben weil sie ausnahmsweise waren, mit denjenigen der umliegenden Landschaft sich so gut wie gar nicht berühren: um so mehr die gewerblichen. Die Städte genossen überhaupt große Vorrechte und waren auf Bern gleich übel zu sprechen, wenn es in Sachen des Handels und Gewerbes die Bauern besser stellen und freiere Einrichtungen schaffen wollte. Die Krämer mußten ihren Bedarf aus der Stadt beziehen; die Handwerker auf dem Dorfe standen bis 1697 in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß von den städtischen Zünften; noch 1774 durften die Metzger aus dem Schenkenbergischen nicht ohne weiteres ihr Fleisch innerhalb der Stadtmauern von Brugg verkaufen. Hauptmann Johann Rudolf Wydler von Aarau rieth alles Ernstes, man sollte der bei den Bauern überhandnehmenden Krämersucht dadurch vorbeugen, daß „zwo stunden um die städte herum keine kramläden geduldet würden.“ Derselbe, sonst gar nicht engherzige Mann meint im weiteren: „Die landleute haben ohnedem angefangen sich der mehresten professionen und manufakturen zu bemächtigen, so daß die handelsleute und fabrikanten in den städten nicht mehr neben ihnen bestehen können . . . sie haben noch dazu den landbau, die viehzucht und andere hülfsmittel mehr, deren die städte entbehren müssen; also daß alles wohl erwogen, gar nicht wieder die billigkeit läuft, den städten hierinn vorzügliche vorthelle zu gestatten. Anders fallen die vornehmsten künste und gewerbe in der bauern hände.“ Dieser Vorschlag wurde 1764 gemacht, in einer Zeit, wo der Zustand der Landschaft beneidenswerth erschien. Es war nicht immer so gewesen.

Die Umwandlung des „artophagischen Ergäus“ in ein industrielles hatte seit dem dritten Jahrzehnt begonnen; am Schlusse des siebenten war sie wenigstens im südlich von der Aare gelegenen Theil insofern

vollzogen, als die Einwohner zur weitaus kleineren Hälfte der mittlerweile hoch entwickelten Landwirthschaft, zum größeren dagegen dem Handel und der Verarbeitung einheimischer oder eingeführter Produkte oblagen. Im Jahre 1755 mußten, als es sich um die Konzession eines neuen Etablissements handelte, die in der Landvogtei Lenzburg befindlichen Tuchweber ihrem Landvogt von Tavel zu Händen der Berner Regierung anzeigen, wieviel Stück baumwollener Tücher sie in einem Jahre verfertigen ließen. Es ergab sich, daß 540,000 (oder nach anderer Angabe, welche vielleicht Königsfelden und Aarburg noch mit berücksichtigt, 680,000)  $\bar{a}$  Garn zu 135,000 (bezw. 170,000) Stücken verarbeitet würden. Werden für den unteren Berner Aargau, d. h. für die jurassische Landschaft noch 30,000 weitere Stücke hinzugerechnet, so hat man ein ungefähres Bild von der industriellen Thätigkeit dieses Territoriums in einer einzigen Branche. Die Baumwollenindustrie ist allerdings während unseres Zeitraumes ein Haupterwerbszweig gewesen, die Wünschelruth, kraft welcher Reichthum und was weiter damit zusammenhängt, ins Land gebracht wurde.

Die Leinwandindustrie, wenn auch ehemals stärker betrieben, beschäftigte immer noch viele Hände: gab es doch um 1770 herum nur im Schenkenbergischen sechsundsiebzig Leineweber, die Weiber und Kinder, welche denselben Stoff bearbeiteten, nicht mitgezählt. Vormals war viel Hanf und Flachs gebaut worden; jetzt glaubte man, den Boden ersprießlicher anzupflanzen zu können, und hielt denselben auch etwa für jene Pflanzen wenig geeignet. Das einheimische Garn konnte wohl an Dauerhaftigkeit mit demjenigen aus Westfalen und Schlesien konkurriren, dagegen war das letztere feiner, zarter und billiger. Während der Sechsziger Jahre setzte die Berner Oekonomische Gesellschaft, wahrscheinlich von Aarau aus dazu bewogen, öfters Preise aus, um dem Bau und der Manufaktur des Flachses Vorschub zu leisten: der untere Aargau lebte damals im Baumwollenenthusiasmus und betheiligte sich nicht. Dagegen der obere Theil des Bernerlandes, welcher denn mit seinen Garnen und Tüchern bald auch den Haupt-Leinwandmarkt des Unteraargaus, Zofingen, beherrschte. Die Schenkenberger Weber mögen sich meistens mit der Herstellung von leinenen Kappen und Strümpfen und glatten Zeugen befaßt haben. Merkwürdigerweise liebten die Franzosen dicke und dauerhafte Waare sehr und waren für schweizerische Produkte auch da noch Abnehmer, als die Ausfuhr derselben nach England, Spanien, Portugal, Italien und Deutschland gegen früher entweder bereits stark in Rückgang gerathen war oder gänzlich aufgehört hatte. Uebrigens entrichteten die Schweizer

bis zum Beginn der großen Revolution keinen Eingangszoll für Leinwandwaren, welche nach Frankreich gingen. Auch der Fabrication von halbleinenen Stoffen, wie sie damals in Rouen gefertigt wurden, wandte der industrielle Geist sich zu. Der Zettel bestand bei diesen aus Flach- oder Hanfgarn, der Eintrag aus Baumwolle. Und da verlegte man sich sowohl auf weiße als auf gestrichelte und gewürfelte Tücher. Besonders in den beiden letztgenannten Sorten, man nannte sie Mübéli und Cadrilla, traten schöne Leistungen zu Tage.

Von den achtundzwanzig Strumpfwebem hat ein Theil immer noch Wolle verarbeitet. Die verschiedenfarbenen dicken oder gewalkten Kappen und Strümpfe wurden größtentheils ausgeführt, die halbdicken blieben im Lande. Die Wolle bezog man von auswärts, aus Böhmen, Sachsen, Macedonien und Ungarn, weil die einheimische Schafzucht, trotz mehrfacher Anläufe zur Hebung derselben von Seiten der Berner Oekonomischen Gesellschaft, immer entschiedener in Abgang gerieth. Der rothwollene Unterrock und die entsprechenden Strümpfe der Jurassierinnen waren „ihr größter Pracht“ und also nicht geeignet, die Wollenmanufaktur im eigenen Lande stark zu fördern. Hatte die Bäuerin früher ausschließlich an Leinwand sich vergnügt, so fand sie nach und nach mehr Geschmack an dem aus der Fremde gekommenen Stoff, der Wolle von dem Baum, und wußte sich bereits vor der Mitte unseres Zeitraums nicht wenig mit einer gemalten baumwollenen Schürze. Leinwand und Wolltuch räumten eine Strecke des Feldes um die andere der Baumwollenindustrie. Ob die Erstellung von Seidenstoffen auf unserem Boden jemals eine bedeutende Rolle gespielt, darüber enthalten unsere Quellen keinerlei direkte Angaben. Zu einer Wichtigkeit, welche nur annähernd so groß gewesen, wie im Baselland, hat es die Verarbeitung der Seide bei unseren Jurassiern auf keinen Fall gebracht.

Der Antheil, welchen die drei am Fuße der jurassischen Landschaft gelegenen „Municipalstädte“ für das Gewerbe bezeigten, war ein durchaus verschiedener. Aarau stand obenan. Gerade wegen der Industrie war freilich seit hundert Jahren das Handwerk hier ganz bedenklich zurückgeblieben. Um 1650 herum hatte die Stadt, wie Landschreiber G. F. Gruner berichtet, „bey 200 Messerschmieden“, am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch 100 und in der zweiten Hälfte desselben noch fünf- und zwanzig bis fünfzig. In ähnlichem Verhältniß war die Zahl der Büchschmiede und der Weißgerber zusammengeschrumpft. Einen erfreulichen Aufschwung hatte dafür die Manufaktur und der Handel mit Seide

und Baumwolle erhalten. Im ersteren Artikel hielt es schwer, mit Basel irgendwie zu konkurriren. Die Posamenter mußten Anfangs jenseits der Schafmatt gesucht werden, und es war nicht gerade ermuttigend, daß die Berner Gesetze es erlaubten, den dem Arbeiter ausgeliehenen, bis 200 Gulden werthen Webstuhl als „vertrautes Gut“ in die Gantmasse einzubegreifen. Gleichwohl lieferten gegen das Ende des Jahrhunderts die Aarau'ser Seidenfabriken nach den verschiedensten Ländern ihre Produkte in Seidenband, welches nach Basler Art angefertigt war. Ebendamals gab es in der Stadt und deren nächster Umgebung fünf ansehnliche Zitz- oder Indienmedruckereien, welche einen sehr starken Absatz nach Italien, auch zum Theil nach Frankreich und Deutschland hatten und eine große Zahl von Arbeitern bei der Stadt, und im übrigen Aargau beschäftigten. Genauere Angaben über den letzteren Punkt können aus Mangel an Quellenmaterial nicht gemacht werden; in den Jahren 1881, 1882 und 1883 haben Aarau's Fabriken täglich durchschnittlich 1350 Arbeitern aus der Umgebung Verdienst geboten, wovon auf das ehemalige Amt Biberstein ungefähr ein Drittel kam.

Schon an Umfang stand Venzburg zurück, und seine gewerblichen Leistungen waren bereits insofern weniger belangreich. In den Zwanziger Jahren zeigten sich dort, nachdem schon lange vorher, wie auch in Aarau, Lächer gebleicht worden waren, die ersten Spuren einheimischer Industrie. Seit 1732 gab es eine Baumwollendruckerei; vier Jahre später entstand im benachbarten Schafisheim die weitläufige Indienefabrik, andere Etablissements reihten gegen Holderbank hinunter sich an. 1795 beschreibt der zuverlässige Normann den gewerblichen Zustand Venzburgs mit diesen Worten: „Die Industrie und Handlung sind lebhaft. Man findet in und bey der Stadt beträchtliche Leinwandmanufakturen, mehrere Cotten- und Zitzdruckereyen, für welche allenthalben im Aargau stark gearbeitet wird; auch sind hier einige Tobacksfabriken und gute Handwerker. Indef hat Venzburg nicht die ausgebreitete Handlung, den großen Wohlstand und Reichthum einzelner Häuser, und man findet auch nicht so viele Kaufleute, wie in Aarau.“

Noch merklicher anders lagen die Verhältnisse zu Brugg. Schon am Anfang unserer Epoche war der Ort im Besitz der Qualitäten einer „Prophetenstadt“. Seit wie langer Zeit, vermag ich im Genaueren nicht anzugeben. Gravisseth, der Verfasser der „Heutelia“, fragte seinen Gastgeber in Brugg nach dem Stande der dortigen Verhältnisse. Es gäbe, wurde geantwortet, wenige, „so die freyen Künste excolieren“.

Warum? Sie müßten bei diesem Berufe Hungers sterben oder betteln gehen: wenn gleich einer aller sieben *artium magister* sei, so bringe das kein Brot. Es sei nicht abzusehen, „worumb sich vnder ihnen jemand studierens halb hoch oder vil bemühen solte, dann ob wol bey ihnen etliche Dienst seyn möchten, als von Land-Schreibereyen vnd dergleichen, darzu die Literati nützlich gebraucht werden könnten, so weren doch der Statt Kinder zu Rusinopoli (Bern) vngeacht schlechter oder besserer qualiteten, denen Land-Kindern gemeintlich vorgezogen werden, also daß den jhrigen wenig gedewen, oder dieselben erlangen möchten; denn gar offen der Esel dem edlen Gaul vorgezogen wird.“ Hundert Jahre darauf redete man in Brugg aus einer ganz andern Tonart. Im Herbst 1761 benützte Jsaak Jselin einen kurzen Aufenthalt daselbst, um von dem Wirthe zu erfahren, „mit was sich seine Mitbürger ernähreten und womit dieselben das meiste Gewerbe trieben. Er sagte mir, die starke Durchfuhr gebe den meisten zu leben. Die Vornehmen leben aus den Nemtern und aus ihren Einkünften. Es sey eine sehr kleine Bürgerschaft und ihre Rathsstellen 2c. tragen drey, vier und auch fünfhundert Gulden ein; hieraus nun könne man bey ihnen schon leben. Sie seyen hundert und zwanzig Bürger. Sie haben über dieses in dem Bernischen vierzig Geistliche hin und wieder auf Pfründen.\* Handelschaft treibe man nicht bey ihnen oder wenig, weil jeder aus den Nemtern oder sonst zu leben habe. — „Diese Leute,“ fügt Jselin im Tagebuche bei, „scheinen indessen durch nichts gehindert, Gewerbe zu treiben so gut als die anderen Städte im Ergäu — aber sie sind wenig Bürger und finden ein gemachtes Glück vor sich.“ Bis in das letzte Viertel des Jahrhunderts hielten, da die Gemeinde einen großen Weideplatz besaß, viele Bürger Vieh und lagen dem Ackerbau ob. Die nächste Umgegend um die Mauern gewährte dem Freunde von wohlgepflegten Bündten und Gärten ein rechtes Vergnügen. Handwerk und Krämerei wurden nicht übermäßig betrieben: reiche Kommunalgüter, ein Spital, der arme Bürger freundlich in seine wohnlichen Räume aufnahm, alte Sitten, mitunter auch ein wenig Furcht und Eifersucht hemmten den Einzug der neuen Zeit, bis dieselbe dann mit dem

\* Im Jahre 1793 betrug die Zahl der Pfarrer und Kandidaten in dem deutschen Theile des Freistaates Bern 323. Davon waren 157 aus der Stadt Bern, 3 bernische Habitanten d. h. solche, deren Voreltern Bauern gewesen, 37 aus Thun, 7 aus Burgdorf, 6 aus Rydau, 3 aus Erlach, 26 aus Zofingen, 34 aus Narau, 37 aus Brugg, 7 aus Lenzburg, 2 aus Murten, 2 aus Büren und 2 aus Neus (Beschreibung der Stadt und Republik Bern. I. Band, S. 151).

Revolutionsgeiste verschwistert fast plötzlich Herrin im Hause ward. Unbenidet blühten in der Nähe des Städtchens Fabriken; an derjenigen in der Bachthalen war doch ein Bürger mit interessirt, wie es denn überhaupt auch in Brugg vor dem Ende der Bernerherrschaft am einen und anderen „Baumwollenherren“ nicht fehlte.

Die Baumwollenindustrie ist nach unseren Gegenden, wie Stapfer es ausdrücklich anführt, aus dem Kanton Zürich gekommen. Sie hat eine Zeit lang auf dem ebenen Lande weit mehr Menschen beschäftigt, als recht und gut war, und im vorigen Jahrhundert, abgesehen von der „Franzosenzeit“, welcher die Einführung der Maschinenindustrie und wieder manigfaches Elend folgte, zweimal förmliche Erschütterungen des ökonomischen Bestandes hervorgebracht. Die erste Krise ist in die Fünfziger Jahre zu setzen. Als der Vogt Hummel unter den Nachtbuben noch seine Rolle spielte, erzählt Heinrich Pestalozzi, also etwa 1745, kam das Baumwollenspinnen in dem, gegenüber von Schönenberg sich ausbreitenden Amte Königsfelden auf einmal in den Gang, obschon es bis dahin dort völlig unbekannt gewesen war. „Die wohlhabendsten Leute in unserer ganzen Gegend hatten ehemals nicht Geld; ihr Wohlstand bestand darin, daß ihnen Essen, Trinken, Kleider und was sie brauchten, im Ueberfluß auf ihren Gütern wuchs. Sie begnügten sich damit und wußten für ihren Gebrauch von gar wenig Sachen, die Geld kosten. Die neuen Baumwollenspinner hingegen hatten bald die Säcke voll Geld, und da dieses Leute waren, die vorher weder Güter noch Vermögen hatten, folglich vom Hausen und Sparen nichts wußten, brauchten sie ihren Verdienst ins Maul, hängten ihn an Kleider und brachten hundert Sachen auf, von denen kein Mensch im Dorfe zuvor etwas gewußt hatte. Zucker und Kaffee kam allgemein auf. Leute, die keine Furche Land und nie nichts Uebernächtiges hatten, waren schamlos genug und trugen Scharlachwämser und Sammetbänder auf ihren Kleidern. Diejenigen, welche Güter hatten, vermochten das nicht und hatten nicht Zeit, mit Spinnen Geld zu verdienen, wollten aber doch auch nicht minder fein als das Baumwollenvolk, das vor kurzem noch ihnen um jede Handvoll Rüben oder Erdäpfel gute Worte gab. Es gingen darum eine Menge der ältesten, besten Bauern-Haushaltungen zu Grunde, weil sie auf ihren Höfen in den Baumwollenspinner-Leichtsinn fielen, Kaffee und Zucker brauchten, bei den Savoyer-Krämern Kleiderschulden machten und sich nicht mehr mit dem, was ihnen auf den Feldern wuchs, begnügten, dessen sie freilich für sich und ihre Kinder und Kindesfinder genug gehabt hätten, wie ihre

Vorväter bei hundert Jahren genug daran hatten und glücklich dabei waren.“ Es blieben aber thatsächlich von jenen Bauern nicht alle „auf ihren Höfen“: unter den Baumwollenherren, welche Geschäfte gemacht hatten und in deren Vermögensverhältnisse die Gantkommission schon während der Sechszigerjahre helles Licht gebracht hatte, gab es gar nicht wenige, die früher den Bauernmittel getragen. Von andern verbürgten Nachrichten abgesehen, hat derselbe Pestalozzi uns in seinem „Marx ab der Neuti“ ein solches Exemplar gezeichnet: „der war vor Zeiten wohlhabend und hatte Handelschaft getrieben; aber jetzt war er schon längst vergantet und lebte fast gänzlich vom Almosen. In allem seinem Elend aber blieb er immer gleich hochmüthig.“

Die zweite Krise trat in Verbindung mit den mehrfach erwähnten Theuerungsjahren von 1770 und 1771 auf. Der Bauer war mittlerweile, soviel scheint aus den zerstreuten Angaben geschlossen werden zu dürfen, klug geworden und wieder zu seinem Leisten zurückgekehrt; selten hatte einer den Mammon selber bethört, war aufrecht geblieben und gar ein Mann à la „Baumwollenmeyer“ oder „Lüchlerhans“ geworden. Zur Zeit, als die auf einen Drittel der früheren Einnahmen beschränkten Spinner und Weber Nesseln, Gras und Insekten aßen, holte der Bauer seine Vorräthe hervor, Getreide, Gedörrtes, Kartoffeln und verhöhlte etwa den bleichwangigen, zarthändigen Industriellen, der vor wenigen Jahren dem mühsamen Landbau Lebewohl gesagt, um ferne vom Tagelöhnen einen schönen Wagen zu erwerben und am weißen Brod und Stadtkost sich zu ergötzen.\* Zur strammen körperlichen Arbeit kehrten indessen die wenigsten zurück. Hatte vordem der Bevölkerungsüberschuß sich nach der Stadt und der Fremde gewendet oder förmlich den Bettelsack umgehängt, so vollzog sich nunmehr eine definitive Scheidung zwischen ackerbautreibender und der Manufaktur obliegender Bevölkerung. Im Schentenbergischen war der letztere Bruchtheil weit belangloser als jenseits der Aare, wo es im letzten Viertel des Jahrhunderts geradezu trostlos ausgesehen haben muß. Der Ausdruck „Proletariat“ war damals noch nicht da, hiefür brauchte man unmißverständliche deutsche Wendungen, „Spinnergesindel, Bettel-

\* Im Jahre 1771 galt in Baselland das Brod drei bis vier Mal so viel als gewöhnlich. Es wanderten damals 115 Familien (484 Personen) aus jenen Gegenden fort nach Nordamerika. La disette de 1771 réduisit tous les habitans qui vivoient de salaire à la plus grande nécessité. Le mal devint d'autant plus pressant que dans le même tems toutes les manufactures cessèrent presque entièrement (Zurlauben). Ähnliche Zustände wiederholten sich am Ende des Jahrhunderts.

gefind, Lumpenpack, Bettelhaushaltungen“. Arner erklärte rundweg: Es sind das Land auf und das Land ab keine schlechteren Leute, als die Baumwollenspinner und Baumwollenweber. Doch, wendete einer ein, welcher die Lage noch gründlicher kannte: Die täglich vom Haus weg in die Fabriken gehen, sind gewöhnlich noch weit schlechter. Schied sich allmählig die Bevölkerung nun auch lokal, indem die bäuerlichen Einwohner auf dem Lande draußen blieben, während die anderen mehr den Centralpunkten des Gewerbes sich näherten, so ging doch der erstere Stand nicht ungeschädigt aus der Umwandlung der Verhältnisse hervor. Fast allenthalben, klagt Pestalozzi, ist der Bauer auch nicht mehr Bauer; halbe Dörfer kräthern und handeln, und das Spinnergesindel, das nie vor 3 Wochen Brod vermag, verderbt mit seiner Hoffart Bauern, die vor zehn Jahren keinen Heller auf ihren Höfen schuldig waren (1782).

Die Baumwolle wurde durch Kaufleute von Rempten, Schaffhausen, Zürich, Genf u. s. aus der Levante, der Türkei, aus Frankreich, den Niederlanden und Italien in das Land eingeführt. Maulthiere und Saumpferde brachten die Waaren aus den transalpinischen Seehäfen über den Splügen und zumal den St. Gotthard. Zuerst warf sich der Kaufmannsgeist der Städter auf den Handel mit Baumwolle; damals kauften die Spinner und Weber ihren Bedarf zu Aarau, Lengburg und Brugg in Quantitäten, welche der Leistungsfähigkeit ihres Beutels oder ihres Kredites entsprachen. Die Baumwollenherrn schickten, um ihren werthen Kunden die Mühe zu ersparen, dann „Träger“ ins Land hinaus, welche den Verkehr zu besorgen hatten. Mit der Zeit wurden diese Geschäfte umfangreicher, die inländische Konkurrenz bedeutender. Da folgte Arbeitstheilung: die einen lagen der Spinnerei ob, die anderen, die „Tuchfabrikanten“, der Weberei. Auch bei der Bauernsamer traten, zumal in der ersten Epoche, Männer auf, welche den Goldregen nicht ohne weiteres wollten niederrauschen lassen und den Handel noch weit einträglicher fanden, als die Verarbeitung des Rohproduktes und das Weben. In den Sechsziger Jahren wurden weit mehr rohe als gebleichte Tücher ausgeführt, vermuthlich, weil die bereits bestehenden Bleichen sich nicht auf der Höhe der Zeit gehalten hatten. Die Obrigkeit setzte der Industrie weniger Schranken, als daß sie dieselbe regelte und sich z. B. bemühte, unredlichen Handelspraktiken („fast nirgends erhörte betriegerey“ sagt eine Quelle) den Kegel zu schieben. Zu dem Behuf ernannte sie Tuchmesser, welche die Größe der Stücke und die Zahl der Tragen kontrolliren mußten; sie verbot das Hausstren ohne obrigkeitliche Bewilligung u. s. f. Im Jahre 1764, wo das

Gewerbe sehr schlecht ging, bezahlte man nach Wydlers Angaben für das Pfund Garn einen halben Gulden Spinnerlohn, für das Stück Gewebe à 4 Pfund acht Bagen; sechs Jahre später hielt Tscharner, der auf die Baumwollenindustrie bei seinen Schentenbergern wohl zu sprechen war, dafür, es dürften, ohne Beeinträchtigung der Landwirthschaft, dem Weber pro Stück ein Gulden, für das  $n$  Garn 16—17 Bagen, für das Stück Tuch — überall gewöhnliche Waare in Aussicht genommen — 4—5 $\frac{1}{3}$  Gulden bezahlt werden. Feinere Arbeit wurde besser bezahlt; der Eifer, ändern es hierin zuvorzuthun, brachte aber auch etwa den am besten honorirenden Geschäftsmann auf die Gant. Für Strümpfe und Kappen, welche zum Export bestimmt waren, verwendete man auswärts gesponnenes Garn.

Im vorigen Jahrhundert haben wohlmeinende Staatsmänner und menschenfreundliche Weltweise der Frage, ob Landwirthschaft neben Handel und Industrie blühen könne, eine Aufmerksamkeit zugewendet, die besonders unsere demokratischen Zeitgenossen fremd anmuthen muß. Man stellte sich bei soziologischen Erwägungen insgemein auf den Standpunkt eines gegebenen politischen Gemeinwesens, und von dem Grundsatz der Gewerbefreiheit war weder theoretisch noch praktisch die Rede. Tscharner, der überhaupt kaum jemals Anwendungen von Schwärmerei gespürt haben mag, ermaß mit kaltem Blut die Vortheile, welche aus der Vereinigung beider Erwerbsquellen zumal für eine arme und eher zu stark, als zu gering bevölkerte Landschaft herfließen würden, und behielt jedenfalls die Befugniß, etwa nothwendig werdende Remeduren anzubringen, der Staatsgewalt vor. Pestalozzi, den die Frage lange Zeit beschäftigte, war der Ansicht, es müsse den ungunen Auswüchsen, welche die faktische Umgestaltung der ehemaligen Verhältnisse mit sich im Gefolge führe, insonderheit durch bessere Erziehung und Schulung überhaupt vorgebeugt werden, damit die gesteigerte Fähigkeit, zu genießen, an edleren Bedürfnissen ein heilsames Korrektiv erhalte. Neben diesen beiden nüchtern denkenden Männern hat es viele gegeben, die von einer allgemeineren Einführung der Kunstarbeit den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters erwarteten. Auf der Seite der Gegner spricht sich der greise Burlaubeu außerordentlich entschieden aus. Landwirthschaft und Fabrikation müssen grundsätzlich immer getrennt werden. Ihre Verbindung hat nur schlimmste Folgen. Alle Manufakturarbeiter soll man unabänderlich in die Städte verweisen, und der Staat hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß solche niemals auf dem Dorfe festen Fuß fassen: es sind Giftpflanzen, welche dem Ackerbau die Schwindsucht

bringen, und kein Gesetz ist im Stande, den nachtheiligen Folgen vorzubeugen, welche ihre Vereinigung mit sich bringt. Der Landmann werde trotz allfälligen Gesetzen von dem Gelde verführt, auch während des Sommers für die Fabrik zu arbeiten und so den Ackerbau zu vernachlässigen.

Die Berner Regierung huldigte während ihres letzten halben Jahrhunderts einem bedächtigen, nicht eben aktiven Fortschritt und sorgte lediglich dafür, daß der Umschwung der Erwerbsverhältnisse im unteren Aargau auf ruhiger Bahn sich vollziehe. Sie hat durch ein solches Verhalten wohl den Dank der bäuerlichen, nicht aber der städtischen Bevölkerung erworben, welche letztere dabei den Kürzeren zog. Als gegen das Ende des Jahrhunderts die Franken das Prinzip der unbeschränkten Volksherrschaft proklamirten, ergriffen unsere Landbewohner erst Partei, nachdem zungenfertige Sendboten zunächst von Aarau (wo man, charakteristisch genug, nach verlorenen Handels- und Gewerbsfreiheiten rief) und Brugg aus zweckentsprechende Schilderungen des bisherigen und des künftigen Regierungssystems gegeben hatten.

Mit dem Jahre 1798 hörte die Juralandschaft von der Geißfluh bis zum Rothberg hinunter auf, ein Bestandtheil des Freistaates Bern zu sein und fing an, ihre Geschichte selber zu gestalten.

## Das Unterrichtswesen im Elsaß.

Von Alfred von Rappoltstein.\*

Die selben Grundsätze, welche der preussische Staat für sein Unterrichtswesen aufgestellt hat, werden auch in Elsaß-Lothringen für den Primarunterricht angewendet. Der Staat, indem er den obligatorischen Unterricht bis zum vierzehnten Jahre einführt, hat deshalb den Gemeinden doch nicht die Unentgeltlichkeit der Schule auferlegt; er betrachtete es mehr noch als eine Sache der Würde für die Familie, denn als eine wirthschaftliche Angelegenheit für den Staat, die Kosten des Unterrichts für die Kinder auf die Eltern zu übertragen und gewährte die absolute Unentgeltlichkeit nur den bedürftigen Familien.

\* Aus Elsaß-Lothringen, 1870—1884. Basel, M. Bernheim.

Für die Organisation des obligatorischen aber nicht unentgeltlichen Primarunterrichts hatte man die Germanisirung des Landes im Auge. Die Unterrichtssprache ist allein das Deutsche. Das Französische ist aus den Gemeinden verbannt, welche Elsässer-deutsch reden; es ist nur in den Gemeinden beibehalten, die nicht deutsch reden. Dieses System verfolgt das Ziel, die jüngere Generation von den französischen Ideen frei zu machen. In den meisten Dörfern ist ja die gebräuchliche Sprache ein provinzieller Dialekt, der mehr oder weniger dem Schriftdeutsch nahe kommt. Bei dem jetzt herrschenden Unterricht hört ein Bauernkind nie mehr französisch; bis zu seinem vierzehnten Jahre lernt es deutsch. Kommt die Zeit des Militärdienstes, wird der junge Mensch zur Garnison nach Raftatt oder Mainz gesandt. Er verbringt dann seine drei Jahre unter Badensern oder Hessen. Ist er wieder in sein Heimatdorf zurückgekehrt, so hat er seit seiner Kindheit nur deutsche Schullehrer und Soldaten gesehen; Frankreich kennt er nur aus den Erzählungen älterer Personen, die bei Inkermann oder bei Magenta mitgefochten.

In den Sekundarschulen ist das Deutsche seit 1871 die Unterrichtssprache; das Französische wird wie das Englische in den Pariser Lyceen gelernt. Vier bis fünf Stunden französisch, das ist Alles, was man in den Lyceen, Gymnasien und Realschulen gestattet. Französisch wird auf den Schulen in Karlsruhe und Dresden ernsthafter getrieben als in Mülhausen und Straßburg. Diese Unduldsamkeit ist sehr zu beklagen. Noch lange wird man junge Leute, um des Militärdienstes willen, das Elsaß verlassen sehen; gehen sie mit einem Auswanderungsschein fort, dann hat die Behörde keine Reklamation gegen sie zu erheben. Hätte Deutschland nicht das höchste Interesse, diesen jungen Leuten ihre Laufbahn zu erleichtern? Wenn sie vollkommen deutsch und französisch verständen, würden sie sich dem Geschäftsleben zuwenden; sie würden sich dem Ausfuhrhandel widmen, welcher gründliche Sprachkenntnisse erfordert. Nachdem sie sich im Auslande Vermögen erworben, würden sie schließlich, einem unwiderstehlichen Heimatsgefühl nachgebend, in ihre Vaterstadt zurückkehren, und lebten sie dort erst als friedliche Rentiers, dann würden sie gewiß nicht die geringste politische Agitation hervorrufen.

Man zählt in Elsaß-Lothringen 19 Lyceen und Colléges (Lyceum, Gymnasium, Progymnasium und Real-Progymnasium) und 8 Realschulen. Im Realgymnasium und dem Real-Progymnasium wird weniger Werth auf die klassischen Studien gelegt als auf Lyceum und dem Gymnasium; das Realgymnasium gibt keinen Unterricht im Griechischen. Die gegen-

wärtige Organisation für diese vielen Anstalten ist zu kostspielig. Vor 1870 besaßen wir ein Lyceum für jede Hauptstadt, und das schien ausreichend. Die Anstalten für den Sekundarunterricht sind schon deshalb nicht so stark besucht, weil viele wohlhabende Familien ihre Kinder in die elsässische Schule des Herrn Nieder nach Paris senden. Die Realschulen sind Fachschulen, welche auf die kaufmännische Laufbahn vorbereiten.

Elsaß-Lothringen ist mit 15 vom Staat subventionirten höhern Mädchenschulen ausgestattet, sie sind von vielen Deutschen und nur von wenigen Elsässerinnen besucht. Unsere eingebornen Familien lassen ihre Töchter in Privat-Pensionaten erziehen.

Die Anstalten, welche Lehrer für den Primarunterricht und den weiblichen Sekundarunterricht ausbilden, sind in Elsaß-Lothringen zahlreich. Man zählt in den drei Bezirken sechs Seminare für Lehrer, drei für Lehrerinnen und vier Vorbereitungsschulen. Auch hier ist wahrer Ueberfluß vorhanden. Diese Anstalten veranlassen die Herbeiziehung zahlreicher deutscher Unterrichtskräfte und bilden folchergestalt einen Kern für die Germanisirung des Landes. Ein aus Beamten und Notabeln zusammengesetzter Oberschulrath arbeitet die Lehrpläne für den Primar- und Sekundarunterricht aus.

Straßburg besitzt gegenwärtig eine blühende und großartig eingerichtete Universität. Die deutschen Universitäten sind stets die Heimstätten des deutschen Patriotismus gewesen. Im düstersten Moment seiner Geschichte, 1810, hat Preußen die Universität Berlin geschaffen, die im Sinne ihrer Gründer der geistige Mittelpunkt Deutschlands werden sollte, dessen nationales Wiedererstehen damals angestrebt wurde. Die Universität Straßburg bildet ihrem Gründungsbrief zufolge das Band, welches den neuen Staat Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reich verbinden soll. Sie ist nach dem Muster der überrheinischen Universitäten organisiert. Sie lehrt die schönen und die exakten Wissenschaften, Theologie, Jurisprudenz, Nationalökonomie und Verwaltungswissenschaft, Medizin.

In den ersten Zeiten hatte man sich damit begnügt, die elenden Universitätsgebäude zu vergrößern, in denen die französischen Fakultäten ihren Unterricht gegeben. Nach der Niederwerfung des ehemaligen Festungsgürtels nahm man von den alten Wällen und Glacis einen Flächenraum von 140,000 Quadratmeter und erbaute daselbst eine prächtige akademische Stadt. Ein ungeheures Centralgebäude und eine Reihe von Nebengebäuden bilden die Universität. Jedes Laboratorium nimmt ein isolirtes Haus ein, in welchem der Professor eine Wohnung besitzt. Der ganze

Universitätsbau kostet die relativ nicht hohe Summe von  $7\frac{1}{2}$  Millionen Mark; der Grund und Boden kam sehr billig zu stehen, der Bau und die Einrichtung allein haben bedeutende Ausgaben veranlaßt. Außer diesen  $7\frac{1}{2}$  Millionen Mark sind noch  $3\frac{1}{2}$  Millionen für die Fakultät der Medizin in Rechnung zu bringen. Die medizinischen Laboratorien, das anatomische, das physiologische Institut u. s. w. befinden sich ebenfalls in besonderen Gebäuden. Der Reichthum dieser Organisation bildet einen auffallenden Kontrast zu der Armseligkeit der ehemaligen Akademie von Straßburg und der Akademie von Nancy.

Um der neuen Universität das innere Leben zu sichern, haben die Deutschen eine große Sorgfalt auf die Wahl eines vorzüglichen Lehrkörpers verwendet. Straßburg besitzt an seiner Universität ganz hervorragende Professoren: Reuß, Laband, Brentano, Fittig, Oskar Schmidt, de Bary, Hoppe-Seiler, Recklinghausen, Kusmaul u. s. w. Man zählt jetzt 844 Studenten, was schon eine respectable Zahl ausmacht. Unter diesen 844 Studenten figuriren 266 Elsaß-Lothringer, darunter 50 Studenten der Theologie, 44 der Philosophie, 59 der Naturwissenschaften und Mathematik, 55 der Jurisprudenz und 58 der Medizin. Die Studenten der naturwissenschaftlichen Abtheilung sind namentlich Apotheker und Chemiker. Die Zahl der Elsässer Studenten der Medizin ist zu gering, sie genügt nicht zur Ausfüllung der im ärztlichen Stande entstehenden Lücken. Viele junge Leute wandern aus und machen ihre Studien in Frankreich, was zur Folge hat, daß ein von einem Elsässer aufgegebener Platz sofort von einem Deutschen besetzt wird. Die Zahl der juristischen Studenten ist schon ziemlich beträchtlich. Zur Rekrutierung für das Notariat und die Advokatur bedürfte es nur 30 Studenten der Jurisprudenz. Man zählt deren 55. Mehrere unter ihnen haben also die Ausbildung für verschiedene öffentliche Aemter im Auge, das Enregistrement, das Steuerwesen, den Richterstand. Im Allgemeinen aber darf behauptet werden, daß die Kandidaten für ein öffentliches Amt im Verhältniß zur Zahl der Beamten, die ein Staatsexamen abgelegt haben müssen, nicht häufig sind. Wird man eines Tages eine elsässische Verwaltung an Stelle der deutschen Verwaltung sehen? Nach dem gegenwärtigen Stande der Urtheilen, wird wahrscheinlich die Zahl der elsässischen Richterämter wachsen. Man darf indessen annehmen, daß die id namentlich die politischen Aemter in den Händen der werden. Seit Gründung der Universität, zwei eingenommen, welche die betreffenden Bedingungen erfüllt

haben und nun als Privatdozenten in der medizinischen Fakultät eingeschrieben sind, ist kein Elsaß-Lothringer zu verzeichnen, der sich zum Professor hätte ernennen lassen.

Die deutschen Studenten haben in Straßburg die Sitten der über-rheinischen Universitäten eingeführt, sie bilden Korporationen. Ihre Vereine bestehen aus Korps und Verbindungen. Die Korps bilden die wichtigsten Vereine. Die Korpsstudenten haben den Duellzwang u. s. w., sie halten sich für etwas Höheres als das vulgum pecus; je mehr sie Schmarren aufzuweisen haben, um so mehr gelten sie. In Straßburg stößt man beständig auf Studenten mit einer Binde um den Kopf, die eine jüngst erhaltene Wunde verbirgt. Ein von oben nach unten, von links nach rechts zerrissenes Gesicht wird als die höchste Auszeichnung betrachtet. Diese Studenten führen sich in Straßburg sehr lärmend auf, sie gehen nur mit kleinen, oblatenförmigen Mützen in Begleitung ungeheurer Hunde aus. Die Korpsstudenten bilden die nicht arbeitsame Minderheit, sie sind fleißiger in der Kneipe als auf der Universität.

Im Juni 1884 wurde ein sächsischer Student das Opfer dieser Hochschulsitten. Einige Studenten vom Korps Palatia hatten sich am Sonntag nach Durbach, einem Dorf im Badischen begeben; sie begegneten hier deutschen Familien aus Straßburg, die sie gröblich beleidigten. Ein kleines Straßburger Journal erzählte die Geschichte und erhob sich im Allgemeinen gegen das studentische Unwesen. Martin Hettner, Student der Rechte, Sohn des unlängst in Dresden gestorbenen Literaturhistorikers Hermann Hettner, sandte an dieses Journal einen Brief, in welchem er bezüglich des aus Durbach Gemeldeten die Wichtigkeit anerkannte und erklärte, daß man die studirende Jugend nicht für die Ausführung einiger Tollköpfe verantwortlich machen dürfe, daß es neben den lärmenden Studenten auch arbeitsame gebe und daß diese dem Treiben der andern fern bleiben. Die Palatia ließ nach dem Namen des Verfassers dieses Artikels anfragen. Martin Hettner gab seinen Namen. Er wurde sogleich von den Mitgliedern der Palatia gefordert. Hettner nahm das Duell an, doch unter der Bedingung, daß es ein ernsthaftes sei. Die deutschen Studenten schlugen sich, nachdem Brust, Hals und Augen geschützt worden; die Nase und die Wangen allein sind unbedeckt. Statt des Schlägers, der das Gesicht zerfetzt, forderte Hettner Pistolen. Die Mitglieder der Palatia wiesen diese Forderung ab und berieten den Seniorenkonvent, die Präsidenten der Vereine. Der Seniorenkonvent erklärte Hettner in Veruff. Der akademische Senat mißte sich gleichfalls

in die Angelegenheit und gab Hettner Recht. Trotz dieses günstigen Entscheldes des akademischen Senates betrachtete sich Hettner als entehrt und nahm sich durch einen Pistolenschuß das Leben. In Folge dieses Selbstmordes wurde die Palatia durch den Senat aufgelöst.

Die Zahlen, welche wir über die Frequenz der Universität angegeben, beweisen, daß dieselbe in voller Blüthe steht. Es ist bei den deutschen Familien Mode, ihre Söhne nach Straßburg zu senden. Die regierenden Familien gehen mit dem Beispiel voran. Prinzen von Oldenburg, Hohenzollern, Sachsen, haben sich auf die Bänke der Wilhelmitana universitas niedergelassen. Von universitärem Gesichtspunkte aus ist Straßburg in der That ein deutscher Centralpunkt geworden.

## Der Trompeter von Säckingen.

### Sein Dichter und seine Komponisten.

Mit dem Portrait von B. C. Neßler.

Von F. A. Stocker.

Da stieg wie ein Traum der Schwarzwald  
Vor mir auf, und die Geschichte  
Von dem jungen Spielmann Werner  
Und der schönen Margaretha.  
An der Beiden Grab am Rheine  
Stand ich oft in jungen Tagen.

Auf dem Friedhof der alten Waldstadt Säckingen, die nunmehr zu einem aufstrebenden Fabrikort geworden ist, steht innerhalb der dem Rhein zugekehrten Umfassungsmauer und in dieselbe eingelassen ein Denkstein mit einer ziemlich mangelhaft ausgeführten Inschrift, über der sich zwei Wappen erheben: in dem einen eine Burg mit drei Thürmen, in dem andern drei in ein rothes und ein goldenes Feld vertheilte Ringe (das Wappen der Freiherren von Schönau). Das Denkmal schließt ein Frontispiz ab mit einem in Relief ausgeführten Todtenschädel und zwei gekreuzten Gebeinen. Die Inschrift lautet:

ÆTER(N)AM ANIMÆ  
 QVAM ET CORPORI VIVVS ASPIRAVIT  
 TRANQVIL LITATEM  
 PERFELICISSIMAM ET SECVRAM MORTEM  
 ASSEQVITVR CONJVGI AMORIS MVTVI INCOM:  
 PARABILE

PAR  
 DOMN. FRANCISCVS WERNER KIRCHHOFER  
 ET DON. MARIA VRSVLA DE SCHÖNAVW  
 ILLE  
 VLTIMO MAY ANNO 1690  
 ISTA  
 VIGESIMO. PRIMO. MARTII 1691  
 DEO VIVANT.

Vor diesem Denkmal mag Josef Viktor Scheffel, der berühmte deutsche Dichter, manchmal gestanden haben, als er in den Jahren 1850 und 1851 noch „befolbeter Rechtspraktikant“ in Säckingen war. Die Inschrift gab ihm Kunde von einem glücklichen Lebens- und Liebesverhältniß eines bürgerlichen, vielleicht aus ganz niederer Abkunft herstammenden Mannes, Namens Werner Kirchofer, dem ein Edelfräulein, Maria Ursula, die Tochter des Freiherrn von Schönau, in zarter Minne zugethan war und mit ihm ein langes und glückliches Eheleben führte. Als dann der Tod die Gattin von des Theuren Seite riß, vermochte der Gatte des Lebens Lust und Leid nicht länger einsam zu ertragen, er sehnte sich nach der ewigen Verbindung mit seinem geliebten Weibe, dem er kaum ein Jahr später im Tode nachfolgte. Die in so einfachen Worten durch den Meißel eines Bildhauers der Nachwelt überlieferte Kunde von dem treuen Bunde dieser Gatten mochte Scheffel den goldenen Untergrund geliefert haben zu dem „Sang vom Oberrhein“, dem prachtvollen romantischen Gemälde, das er aus diesen wenigen Daten schuf mit Zuhülfenahme der Landesgeschichte und der reizvollen Gegend, dem dunklen Tann des Schwarzwaldes, dem Waldstädtlein Säckingen mit seinen hochauftrebenden Münsterthürmen, dem Schloß am Rhein mit dem runden Thurm an dem Ufer des Stromes, dem Leben und Treiben des Volkes in und außerhalb des Städtchens.

Josef Viktor Scheffel (geb. den 16. Februar 1826 zu Karlsruhe) studirte in München, Heidelberg und Berlin ohne besonderes Behagen die Rechtswissenschaft.

Römisch Recht, gedenk ich deiner,  
 Liegt's wie Alldruck auf dem Herzen,  
 Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,  
 Ist der Kopf wie brettvernagelt!

läßt er den in Heidelberg studirenden Jung Werner gewiß im Nachklang seiner eigenen Eindrücke seufzend ausrufen. Kunstgeschichte und Alterthumskunde zogen ihn mehr an, als das unbefriedigende Fachstudium, in dem er doch nach absolvirtem Doctorexamen fünf Jahre aushielt, worauf er dann 1852 nach Italien ging. Unter dem warmen Himmel des Südens reifte der genannte jugendfrische „Sang vom Oberrhein“: „Der Trompeter von Säckingen“ zur Vollendung. Für Diejenigen, welche das epische Gedicht noch nicht kennen, wollen wir kurz den Inhalt der romantischen Erzählung andeuten.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges studirt der Held des Epos, Jung Werner, in Heidelberg, wird aber relegirt, weil er vom Wein berauscht, der Kurfürstin Leonore in schmach tenden Versen seine Liebe erklärt hatte. Nun zieht er mit seiner Trompete, die er meisterlich bläst, als fahrender Spielmann durch den Schwarzwald. Bei einem Feste zu Säckingen erblickt er des alten Freiherrn von Schönau Töchterlein, die liebliche Margaretha, und alsbald packt ihn „der Liebe Zauber“. Als Burgtrompeter tritt er in ihres Vaters Dienste und erwirbt sich dessen Gunst insbesondere durch die Vertheidigung des Schlosses gegen die Bauern aus dem Hanensteiner Amt. Dabei verwundet, rettet ihn Margarethens sorgliche Pflege; die Genesung führt zu einem gegenseitigen Liebesgeständniß. Als er aber um ihre Hand wirbt, weist der Vater ihn zurück. So muß er seinen Wanderstab weiter setzen, gelangt unter manchen Abenteuern bis nach Rom und wird dort Kapellmeister des Papstes. In dieser Stellung sieht ihn Margaretha wieder, die man nach Italien „zur Luftveränderung“ gesandt hat, weil sie in Liebesharm sich verzehrte; Papst Julius nimmt sich des Paares an, macht Jung Werner zum Marchese und segnet den Bund der Liebenden ein.

Die Handlung des Gedichtes, das gegenwärtig seine 100. Auflage erlebt hat, entwickelt sich rasch und ist von einem erquickenden Humor durchweht; die einzelnen Charaktere treten klar und bestimmt hervor und selbst die Nebenfiguren sind mit festen Strichen skizzirt. Eine höchst drollige Figur ist der Vater Hiddigeigel, „die selbstbewußte epische Charakterfuge“, die der Liebesgeschichte einen immer frischen, gesunden Ausdruck gibt. Reizende Lieder sind wie duftige Blüthen in die Erzählung hinein-

geflochten; unter dem Namen „Trompeterlieder“ sind sie vielfach komponirt und gesungen worden. Es konnte nicht lange dauern, daß auch das ganze Gedicht zur Komposition als lyrische Oper reizen mußte. Und so ist es denn auch der Fall. Nicht weniger wie vier Opern sind uns bekannt, die den Titel „Der Trompeter von Säckingen“ tragen; von Viktor E. Neßler in Straßburg, Bernhard Scholz in Wiesbaden, Emil Kaiser in Niva (Gardasee) und Urban in Berlin. Die beste Komposition und diejenige, welche am meisten die Bühne beherrscht, ist die von Neßler.

Viktor Ernst Neßler, Sohn des am 28. Dezember 1883 verstorbenen Pfarrherrn Karl Ferdinand Neßler, wurde am 28. Januar 1841 im elsässischen Dorfe Baldenheim bei Schlettstadt geboren. Schon in dem zarten Alter von drei Jahren begann das Kind (im Hause seiner Eltern wurde fleißig Musik getrieben) die gehörten Melodien auf dem Klavier nachzuspielen: es war auf dem besten Wege, so erzählt sein Biograph Fritz Ehrenberg in Straßburg, ein Wunderknabe zu werden, doch die verständige Fürsorge seines Vaters bewahrte ihn vor diesem zweifelhaften Glücke. In seiner Ausbildung wurde auf Neßler's musikalische Begabung Anfangs keine Rücksicht genommen, da er nach dem Wunsche seines Vaters Theologie studiren sollte. Als Viktor sieben Jahre zählte, siedelte Pfarrer Neßler mit seiner Familie nach Barr bei Straßburg über; dort erhielt der begabte Knabe von dem Organisten Wennig den ersten Unterricht in Klavier und Harmonielehre. Neßler zog mit 14 Jahren nach Straßburg an's Gymnasium und nach erfolgreich abgelegtem Baccalaureatsexamen ging er an die Universität daselbst. Hier folgte er im Stillen seiner alten Neigung und trieb theoretische und praktische Musik, ohne dauernd einen Lehrer zu haben. Von allen Ecken und Enden borgte er sich Bücher über Musik zusammen, kopirte und drang immer weiter in die Geheimnisse der Musik ein. Er besaß eine sympathische Stimme und wurde bald ein gesuchter Sänger; besonders im „Sternenkränzel“, das der Organist Theophil Stern leitete, war er sehr beliebt und erhielt von diesem und Ludwig Liebe Unterricht in der Musik. Hier fing er auch an zu komponiren (Psalm 125, 126 und 137); der letztere wurde vom „Sternenkränzel“ 1863 aufgeführt und hatte einen schönen Erfolg.

Im folgenden Jahre brachte Neßler die ganze theologische Fakultät in großes Entsetzen: eines Tages verkündeten nämlich die Anschlagzettel an den Straßen, daß eine Oper „Fleurette“ (Erste Liebe Heinrich IV.), komponirt von Viktor Ernst Neßler, gedichtet von seinem Freund und theologischen Studiengenossen Febvrel, auf dem Stadttheater zur Auffüh-

Römisch Recht, gedenk ich deiner,

Liegt's wie Alldruck auf dem Herzen,

Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,

Ist der Kopf wie brettvernagelt!

läßt er den in Heidelberg studirenden Jung Werner gewiß im Nachklang seiner eigenen Eindrücke seufzend ausrufen. Kunstgeschichte und Alterthumskunde zogen ihn mehr an, als das unbefriedigende Fachstudium, in dem er doch nach absolvirtem Doktorexamen fünf Jahre aushielt, worauf er dann 1852 nach Italien ging. Unter dem warmen Himmel des Südens reifte der genannte jugendfrische „Sang vom Oberrhein“: „Der Trompeter von Säckingen“ zur Vollendung. Für Diejenigen, welche das epische Gedicht noch nicht kennen, wollen wir kurz den Inhalt der romantischen Erzählung andeuten.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges studirt der Held des Epos, Jung Werner, in Heidelberg, wird aber relegirt, weil er vom Wein berauscht, der Kurfürstin Leonore in schmachtenden Versen seine Liebe erklärt hatte. Nun zieht er mit seiner Trompete, die er meisterlich bläst, als fahrender Spielmann durch den Schwarzwald. Bei einem Feste zu Säckingen erblickt er des alten Freiherrn von Schönau Tochterlein, die liebliche Margaretha, und alsbald packt ihn „der Liebe Zauber“. Als Burgtrompeter tritt er in ihres Vaters Dienste und erwirbt sich dessen Gunst insbesondere durch die Vertheidigung des Schlosses gegen die Bauern aus dem Hauensteiner Amt. Dabei verwundet, rettet ihn Margarethens sorgliche Pflege; die Genesung führt zu einem gegenseitigen Liebesgeständniß. Als er aber um ihre Hand wirbt, weist der Vater ihn zurück. So muß er seinen Wanderstab weiter setzen, gelangt unter manchen Abenteuern bis nach Rom und wird dort Kapellmeister des Papstes. In dieser Stellung sieht ihn Margaretha wieder, die man nach Italien „zur Luftveränderung“ gesandt hat, weil sie in Liebesharm sich verzehrte; Papst Julius nimmt sich des Paares an, macht Jung Werner zum Marchese und segnet den Bund der Liebenden ein.

Die Handlung des Gedichtes, das gegenwärtig seine 100. Auflage erlebt hat, entwickelt sich rasch und ist von einem erquickenden Dinnat durchweht; die einzelnen Charaktere treten klar und bestimmt hervor, selbst die Nebenfiguren sind mit feinen Strichen reich gezeichnet. Eine drollige Figur ist der Vater Hiddigeig, der die Liebeshandlung erzählend begleitet. Reizende Lieder sind in

gesflochten; unter dem Namen „Trompeterlieder“ sind sie vielfach komponirt und gesungen worden. Es konnte nicht lange dauern, daß auch das ganze Gedicht zur Komposition als lyrische Oper reizen mußte. Und so ist es denn auch der Fall. Nicht weniger wie vier Opern sind uns bekannt, die den Titel „Der Trompeter von Säckingen“ tragen: von Viktor E. Neßler in Straßburg, Bernhard Scholz in Wiesbaden, Emil Kaiser in Niva (Gardasee) und Urban in Berlin. Die beste Komposition und diejenige, welche am meisten die Bühne beherrscht, ist die von Neßler.

Viktor Ernst Neßler, Sohn des am 28. Dezember 1883 verstorbenen Pfarrherrn Karl Ferdinand Neßler, wurde am 28. Januar 1841 im elsässischen Dorfe Waldenheim bei Schlettstadt geboren. Schon in dem zarten Alter von drei Jahren begann das Kind (im Hause seiner Eltern wurde fleißig Musik getrieben) die gehörten Melodien auf dem Klavier nachzuspielen: es war auf dem besten Wege, so erzählt sein Biograph Fritz Ehrenberg in Straßburg, ein Wunderknabe zu werden, doch die verständige Fürsorge seines Vaters bewahrte ihn vor diesem zweifelhaften Glücke. In seiner Ausbildung wurde auf Neßler's musikalische Begabung Anfangs keine Rücksicht genommen, da er nach dem Wunsche seines Vaters Theologie studiren sollte. Als Viktor sieben Jahre zählte, siedelte Pfarrer Neßler mit seiner Familie nach Barr bei Straßburg über; dort erhielt der begabte Knabe von dem Organisten Wennig den ersten Unterricht in Klavier und Harmonielehre. Neßler zog mit 14 Jahren nach Straßburg an's Gymnasium und nach erfolgreich abgelegtem Baccalaureatsexamen ging er an die Universität daselbst. Hier folgte er im Stillen seiner alten Neigung und trieb theoretische und praktische Musik, ohne dauernd einen Lehrer zu haben. Von allen Ecken und Enden borgte er sich Bücher über Musik zusammen, kopirte und drang immer weiter in die Geheimnisse der Musik ein. Er besaß eine sympathische Stimme und wurde bald ein gesuchter Sänger; besonders im „Sternenstränzel“, das der Organist Theophil Stern leitete, war er sehr beliebt und erhielt von diesem und Ludwig Liebe Unterricht in der Musik. Hier fing er auch an zu komponiren (Psalm 125, 126 und 137); der letztere wurde vom „Sternenstränzel“ 1863 aufgeführt und hatte einen schönen Erfolg.

Im folgenden Jahre brachte Neßler die ganze theologische Fakultät in großes Entsetzen: eines Tages verkündeten nämlich die Anschlagzettel an den Straßen, daß eine Oper „Fleurette“ (Erste Liebe Heinrich IV.), komponirt von Viktor Ernst Neßler, gedichtet von seinem Freund und theologischen Studiengenossen Febvrel, auf dem Stadttheater zur Auffüh-

nung gelangen werde. Die Fakultät ließ die beiden musikalischen Theologen vor sich beschneiden. Dieser Mißthat wegen zur Rede gestellt, erklärten Beide ihren Rücktritt von der Theologie und gingen von der Universität ab. (Febvrel kehrte zwar später zu seinen Studien wieder zurück, wurde ein bedeutender Theologe, starb aber frühzeitig.) Die Oper kam am 15. März 1864 zur Aufführung und hatte einen um so glänzendern Erfolg, als sich die ganze Stadt für die beiden Theologen interessirte. Nach schwerem Herzenskampfe fügte sich Papa Neßler in das Geschehene. War einmal der Schritt gethan, so hieß es für den Vater nunmehr den Sohn auf der neuen Bahn zu unterstützen; er that es ohne Mißstimmung und in ächt väterlicher Weise.

Viktor neigte sich schon damals der deutschen Musik zu und er wandte deshalb am 19. Juni 1864 seine Schritte nach dem großen Musikvororte Leipzig. Nun begann die Periode schwerer Arbeit und Ausdauer. Bernsdorf und Moritz Hauptmann, der Altmeister der Theorie, wurden seine Lehrer, David, Moscheles und Reinecke unterstützten den jungen Künstler, der bald Boden gewann. Er wandte seine musikalische Wirksamkeit anfänglich ganz dem Männergesange zu. Zahlreiche Lieder und auch größere Kompositionen für Männerchöre kamen zu Stande, während er praktisch die Leitung mehrerer solcher Vereine, den Merkur, den Sängerkreis zc., übernahm, wofür letzterm er manche Komposition widmete. Im Jahre 1871 erhielt Neßler die Stelle eines Musik- und Chordirektors am Stadttheater und 1879 den ersten Dirigentenposten am Carolatheater. Im Jahre 1880 übernahm er die Direktion des aus acht Vereinen bestehenden „Leipziger Sängerbundes“, deren Ehrendirigent er heute noch ist, nachdem er sich seit dem 1. Juli 1884 in Straßburg niedergelassen hat.

Die kompositionelle Thätigkeit Neßler's setzt namentlich da ein, wo zunächst sein Hauptwirkungskreis liegt, im Männergesang; so sind zahlreiche kleinere und größere Lieder und Kantaten für Männerchor und Lieder für einzelne Stimmen entstanden: „Wohl hab' ich manche Blume“, „Fremdes Glück“, „Die Linde“, der humorvolle „Frater Kellermeister“ zc., von größern Chorwerken mit Orchester u. A.: „Das Grab in Busento“, „Gesang zu Pfingsten“ und „Der Blumen Rache“. Seine Werke zählen über hundert Nummern.

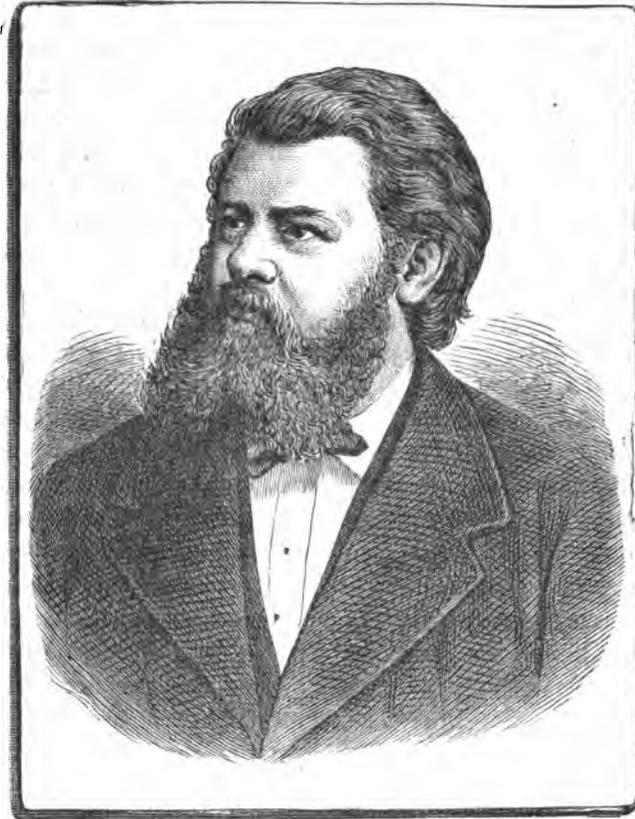
Wer einmal das süße Gift des Bühnenerfolges genossen, der kann nimmer mehr davon lassen. So erging es auch Neßler. Der Erfolg der „Fleurette“ in Straßburg zog ihn mit magischer Gewalt zur Bühne.

Es entstand 1868 die romantische Zauberoper „Dornröschen's Brautfahrt“; es entstanden die einaktigen Opern „Am Alexanderstag“ und der zu Laube's Zeiten am Stadttheater gegebene „Nachtwächter“, die große, von schönem Erfolg begleitete Oper „Trüdingard“ (19. April 1876 erstmals aufgeführt), die zur Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen spielt.

Als glücklichste Inspiration Neßler's wird der „Rattenfänger von Hameln“ gehalten, der am 19. März 1879 im Leipziger Stadttheater zum ersten Male aufgeführt wurde, dessen Text von Fr. Hofmann als „Piper of Hamelin“ in's Englische übertragen, in England gegeben wird. In diesem jetzt bereits Gemeingut der gesammten musikalischen Welt gewordenen Werke hat sich Neßler vollständig durchgerungen und gezeigt, wie er seine reichen musikalischen Schätze für die Bühne verwenden kann. Schon die Wahl des Stoffes war ein überaus glücklicher Wurf. Es hätte Julius Wolff's trefflicher Dichtung der „Aventiure“ nicht bedurft, um klar zu legen, wie tief dieser ewig junge Sagenstoff im Herzen des deutschen Volkes wurzelt. Daß aber bei alledem nicht eben die allseitig anmuthende und im Geiste der ältern romantischen Oper gewählte Dichtung dem Komponisten eine unbestrittene Popularität gesichert hat, sondern allererst und gerade das Charakteristische der Musik, seine durch die treffendsten musikalischen Rhythmen fesselnde Interpretation derselben und vor Allem seine ächt gemüthvollen, von Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Melodien, liegt auf der Hand. Neßler mußte sich von einem so gearteten Stoffe mächtig angezogen fühlen, hat er doch selbst seine Jugend am Fuße von Bergen verlebt, deren Höhlen und Schluchten, deren Gipfel und Hänge, deren Schlösser und Ruinen von Sagen erzählen. Die Musik im „Rattenfänger“ ist weich und gemüthvoll, aber keineswegs sentimental; oft markig und wuchtig, wie in der Rathsscene und voll Humor und köstlichen Scherzes; man erinnere sich nur an die berühmte Mette im tiefen Keller.

Das zweite bedeutende Werk, ebenfalls einer Dichtung von Julius Wolff entnommen, ist die vieraktige romantische Oper „Der wilde Jäger“ (Graf Hackselberend, den seine Missethaten zur Verdammniß des ewigen Jagens führen). Die Handlung spielt sich höchst wirkungsvoll mit dem Bauernkrieg als Hintergrund ab. Auch diese Oper ist von verschiedenen Bühnen schon gegeben worden und in Leipzig wurde sie mehrmals aufgeführt. Wie sehr überhaupt Neßler in Leipzig geschätzt war, das zeigte sich bei der Feier seines 41. Geburtstages, am 28. Januar 1882. Ueber

300 Sänger, Leipziger Bürger, zogen in feierlichem Fackelzuge durch die Stadt vor sein Haus in der Schukenstrae und brachten ihm dort und später in einer festlich geschmückten Halle Ovationen dar, wie sie nicht künstlich gemacht werden können, sondern wirklich aus dem Herzen kommen.



**Viktor Ernst Nekler.**

Sein neuestes Werk ist der „Trompeter von Säckingen“, in drei Akten und einem Vorspiel. Scheffel's Gedicht ist im Libretto, von R. Bunge frei behandelt und dramatisch ausgebaut, dagegen sind mit des Dichters und seines Verlegers Einwilligung verschiedene der herrlichen Lieder in die Oper hinübergenommen. Schon die Wahl des Scheffel'schen Sujets, dessen Behandlung von Bunge wenigstens die Hauptfachen für die unmittelbare Wirkung nicht außer Acht setzen, lässt wahrnehmen,

daß der Komponist einen Stoff wünschte, dessen Inhalt zu der düstern Tragik, welche im Opernwesen in neuerer Zeit hauptsächlich die Bühne beherrschte, im direkten Gegensatz stehen müsse. Die frischen, reizvollen Lieder Scheffel's, deren Poesie der Natur des Ländlichdichters ungemein zusagte, schlugen mächtig ein, sie erweckten zugleich jene behagliche Stimmung, welche nach schwerer Arbeit während sorgloser Ruhe eintritt, wo die Seele frei aufathmet und sich der Erhebung von Gedankenanstrengung freut. Schon im „Rattenfänger“ hat der Komponist den Gedanken, daß nur eine solche Melodie als dauerndes Nationaleigenthum erworben wird, deren Wesen sich frei hält von niedern und trivialen Phrasen, selbst in der humoristischen Trinkszene zur Durchführung gebracht; dieses Streben tritt aber in noch stärkerer Potenz im „Trompeter“ hervor. In der Behandlung der Liedform offenbart sich sein entschiedenes Talent des Erfennens der herrlichsten Schätze unserer Literatur. Neßlers Lieder sind sozusagen der Volksstimmung abgelauscht; in dem dramatischen Rahmen haben sie ihre richtige Stellung erhalten und in ihrer Anordnung liegt zugleich der Hauptreiz inmitten der an sich einfachen Entwicklung. Der Komponist hat es dabei verstanden, seine Charaktere fertig hinzustellen und nicht die Lyrik auf Kosten der Dramatik zu verwenden.

Es würde zu weit führen, auf das Libretto Bunge's selbst einzugehen und dasselbe in seine einzelnen Theile zu zerlegen. Im Wesentlichen schließt es sich dem Gedankengange des Dichters ziemlich genau an und löst sich nur dann von ihm los, wenn der dramatische Aufbau der Handlung, beziehungsweise die Forderungen der Operneinrichtung es bedingen. Das Vorspiel bewegt sich, wie bereits erzählt, in Heidelberg. Die Personen sind: Werner Kirchhofer, stud. jur. (Baryton); Konradin, Landsknechtstompeter und Werber (Baß oder Baryton). Der Haushofmeister der Kurfürstin von der Pfalz (Tenor). Ein Student (Baß). Landsknechte und Werber, Studenten, Bedelle, Kellerknechte (Chor). Zu den Personen des Vorspiels treten für die folgenden drei Akte noch hinzu: der Freiherr von Schönau (Baß). Maria, dessen Tochter (Sopran). Der Graf von Wildenstein (Baß). Dessen geschiedene Gemahlin, des Freiherrn Schwägerin (Mezzo-Sopran). Damian, des Grafen Sohn aus zweiter Ehe (Tenor). Diener, Boten, Herolde, Bürgermädchen und Burschen, Bürger, Hauensteiner Bauernvolk, Schuljugend. Defan und Kapläne, Bürgermeister und Rathsherren, Komthure und Deutschritter, Fürstabsjüdin und Edeldamen des Hochstiftes. Die Wirthin zum „gülden Knopf“, Hauensteiner Dorfmusikanten. Ort der Handlung: Säckingen, Zeit: 1650.

Der Leser hat sich vielleicht schon verwundert über die verschiedenen Namen, welche das Freifräulein von Schönau trägt: Scheffel nennt die Dame „Margaretha“, es mag ihm dieser Name vielleicht aus rhythmischen Gründen bequem gelegen haben; ein Schilderer von Land und Leuten des Schwarzwaldes nennt sie in der „Konstanzer Zeitung“ „Barbara“; er citirt sogar den Grabstein: „Hic jacent Antonius Werner et Barbara de Schönau“, hat ihn aber offenbar nie gesehen. Unsere Inschrift ist einer Photographie entlehnt, die Herr Gustav Malzacher in Säckingen vom Denkmal selbst abgenommen hat. Mit Recht hat daher Bunge in seinem Libretto den Namen „Maria“ (Ursula) wieder hergestellt. Einige Willkürlichkeiten des Textbuches, z. B. in der Anordnung des Platzes vor der Kirche St. Fridolini wollen wir des dramatischen Effektes wegen zu gute halten.

In den zweiten Akt ist zur Ausstattung des Maifestzuges ein reizendes Mai-Idyll, eine Pantomime mit Tanz, eingeschaltet. Frühlingsengel kommen von allen Seiten herbei und haschen mit kleinen Fanguetzen nach fliegenden Maikäfern und Schmetterlingen. Hierauf führt Prinz Waldmeister die Prinzessin Maiblume auf. Plötzlich fährt der junge Maien, in seinem Triumphwagen von Kindern gezogen, in die Mitte der Bühne. Pagen geleiten ihn zur Prinzessin, welcher er Blumen überreicht. Die Pagen werfen Sträuße unter das Volk, welches sich damit schmückt. Der junge Maien macht der Prinzessin den Hof, worüber Prinz Waldmeister sehr verstimmt ist und rachebrütend einen Plan faßt. Er befiehlt den Engeln des Frühlings, die bekränzte Maibowle herbeizuschaffen. Dies geschieht; Andere bringen den großen Schöpflöffel, noch Andere Gläser; Waldmeister braut, während der junge Maien mit der Prinzessin Maiblume verliebtes Spiel treibt, rachedürstend die Bowle aus Maikräutern, die ihm einige verdächtige Kobolde herbeibringen, und läßt sie dann dem jungen Maien kredenzen, dem der würzige Trank trefflich mundet. Fortwährend trinkt der Prinz ihm zu und läßt auch durch die Prinzessin ihn zum Trinken einladen, während das Balletkorps sie im Frühlingsreigen umschwebt. Dem jungen lustigen Mai steigt der Wein zu Kopf, er beginnt mit den sich in den Reigen mischenden Schäferinnen und Landmädchen verliebt zu schäkern. Darob wird Prinzessin Maiblume erzürnt, besonders da jene sie wegen ihres abtrünnigen Galans necken und verspotten. Endlich entschlummert der junge Maien, vom Weine berauscht, in den Armen eines hübschen Landmädchens. Prinz Waldmeister triumphirt. Die Prinzessin, ein Bild bestrafter Eitelkeit, möchte nun reumüthig wieder

mit dem Prinzen Waldmeister anknüpfen; aber erst nach langem Zögern reicht er ihr die Hand zur Versöhnung. Beide vereinigen sich aber dann zur Rache gegen den jungen Maien und beschwören die Geister des Waldes gegen ihn. Bibellen, Laubfrösche, Waldteufel, Hummeln, Wespen, Johanniskäfer u. s. w. umschwirren ihn. Sie geißeln und verfolgen den jungen Maien, bis dieser schließlich auf seinen Wagen springt und davon fährt. Prinzessin Maiblume und Prinz Waldmeister werden ein Paar; Alle huldigen ihnen und tanzen vor ihnen den Schlußreigen.

Nesler's „Trompeter“ wird im Verlaufe dieses Winters auf den Stadttheatern zu Basel und Zürich zur Aufführung gelangen, es mag deshalb diese kurze Hinweisung auf die Oper vielleicht am Platze sein.

## Die alten Wirthshäuser in Olten.

Von **Ed. Zingg.**

Die Nachrichten über die alten Wirthshäuser von Olten reichen nicht weiter als in die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts zurück. Aus jener Zeit (1528) wird zunächst des „Leuen“ Erwähnung gethan, dessen Inhaber von der „hoffstatt, daruff der „sal“ stat,“ der St. Martinskirche einen jährlichen Zins von 2  $\beta$  entrichten mußte. Wenige Jahre später werden außerdem noch die Herbergen zur „Gilgen“, zum „Sternen“ und zum „Tännli“ genannt. Diese vier Gasthäuser lagen sämmtliche im Innern der Stadt und zwar der „Leuen“ (seit 1770 der „goldene“ genannt) am nämlichen Orte wie noch heute, die „Gilgen“, zu der vielleicht der sogenannte Rittersaal gehörte, bei dessen Bau 1556 der Wirth Lorenz Bischtürri die Erlaubniß auswirkte, in die Ringmauer zwei Kreuzstöcke brechen zu dürfen, hinten am Löwen, der „Sternen“ oberhalb der Leutpriesterei in der Fröscheuwei, und das „Tännli“ etwa in der Mitte der dem heutigen Gasthof zum „Kreuz“ gegenüberliegenden Häuserreihe der Hauptstraße. Bald nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts scheinen die drei letztgenannten Gasthäuser eingegangen zu sein und die „Gilgen“ z. B. kam in den Besitz des bekannten Pfarrers Jakob Schertweg, der als Schauspieldichter und als unerschrockener Kämpfer gegen den Eßlibat der Geistlichen sich einen Namen gemacht.

Dafür erscheinen jedoch bald die Gasthäuser zum „Wond“, zum „weißen Thurm“, zur „Krone“, denen sich gegen Ende des XVII. Jahrhunderts noch „Kreuz“ und „Rose“ beigesellten, so daß sich damit die Zahl der Tavernenwirthschaften auf sechs erhob. Der „Wond“, den wir zum ersten Male im Jahre 1546 erwähnt finden, sowie die „Krone“ befanden sich im Städtchen selbst. Sie standen einander gegenüber zunächst der Ringmauer und waren beide am obern Thore angebaut. Verschiedene Angaben deuten darauf hin, daß schon ums Jahr 1600 ein Wirthshaus zum „Kreuz“ an der Stelle gestanden, wo heute das Gasthaus gleichen Namens sich befindet; doch ist darüber Sicheres nicht festzustellen und wurde die Wirthschaft offenbar nur kurze Zeit betrieben. Dagegen steht fest, daß im Jahre 1656 um die Summe von 300 Kronen ein Tavernenrecht auf das gegenwärtige Wohnhaus des Hrn. Gotthard Flury auf der Lebern übertragen wurde, das bald in den Büchern als das „Weiße Kreuz“ bezeichnet wird. So blieb es bis 1701. Damals handelte es sich um die Verlegung des Chorherrenstiftes von Schönenwerd nach Olten, zu welchem Zwecke auf der sog. Schmidmatten bis an das Kreuz hin die Chorherrenhäuser gebaut werden sollten. Eine Beseitigung des Gasthauses mochte darum wünschbar scheinen und wurde durch einen Tausch in der Weise bewerkstelligt, daß die Regierung von Solothurn ihr Amtshaus aus der Stadt in das bisherige „Kreuz“ verlegte und dem Kreuzwirth Wilhelm Christen gestattete, sein Tavernenrecht auf das frühere Amtshaus, den noch heute stehenden Gasthof zum „Weißen Kreuz“ zu übertragen.

Das Wirthshaus zur „Rose“ wird erstmals im Jahre 1689 genannt. Es befand sich ennet der Aare — das Wohnhaus des Hrn. alt Weinhändler Benedikt Klein an der Aarauer Straße — von wo im Jahre 1749 die Wirthschaftsgerechtigkeit in das in der Stadt, neben der Kanzlei erkaufte Haus — die heutige „Rose“ verlegt wurde.\*

Neben den genannten Gasthäusern, zumeist „Herbergen“ genannt, bestanden schon in früher Zeit sog. Zapfen- oder Schenk wirthschaften, von denen diejenige bei der Badstube, unter dem Kaufhause, im sogen.

\* Eine ähnliche Verlegung fand auch mit der „Krone“ statt. Zufolge des Billmerger Krieges war das Projekt, das Chorherrenstift von Schönenwerd nach Olten zu übersteden, zu Wasser geworden und die Chorherrenhäuser standen nun leer. Da war es Heinrich von Arx zur „Krone“, der das erste derselben, die städtische Propstei, 1746 um 5000 Pfund erwarb und darauf sein Tavernenrecht übertragen ließ.

Teufelserker an der Aare schon im XV. Jahrhundert erwähnt wird. Die Berechtigung zum Weinschenken erscheint u. A. als eine Belohnung für geleistete Dienste. So erhielt sie 1657 Urs Schmid, der im Bauernkriege zu der Regierung gehalten und dafür von den Aufständischen mißhandelt, an einem Seil herumgeführt und zum allgemeinen Geispötte an den Brückengatter gebunden worden war und auch später noch verfolgt wurde, für sich und seine Nachkommen, während sie wieder andern ertheilt wurde, weil sie überhaupt sich nicht durchzubringen vermochten.

Zwischen den Tavernen- und den Zapfenwirthen herrschten beständige Reibereien, und die letztern gaben dadurch, daß sie oft ohne Erlaubniß wirtheten, zu kleines Maß hatten, Leute beherbergten und Speisen aufstellten und wie im Jahre 1583 Hans Meyer im Hammer, Nachts Landstreichern Wein ausschenkten, manchen Anlaß zu berechtigter Klage. Darum sah sich denn die Obrigkeit zu wiederholten Malen veranlaßt, ihre Zahl zu beschränken und namentlich gegen Winkelwirthe, „so huren und huben Inzüchendt“, strenge einzuschreiten.

Die Beschränkung der Schenkberechtigung muß in der Bürgerschaft böses Blut gemacht haben, worüber die gn. Herren und Obern 1582 dem Schultheißen ihr Bedauern aussprachen und 1604 neben den vier Tavernenwirthen zwei Schenkwirthe bewilligten, die von der Gemeinde „gemehrt“ werden sollten. Doch muß diese Vergünstigung wieder in Abgang gekommen sein, wenigstens fand sich unter den Forderungen, deren Gewähr Olten im Bauernkriege 1653 ertrogen wollte, auch die, daß ein Bürger, der Wein beim Zapfen auszuschenken wünsche, hiefür die Bewilligung der Gemeinde bedürfe. Im Vergleiche zu Oberbuchsitzen wurde dieselbe denn auch unter der Voraussetzung bewilligt, daß die Wirthe bei der gemeinen Taxe verbleiben sollten.

Gezetzliche Bestimmungen über das Wirthschaftswesen wurden schon in früher Zeit erlassen und finden sich bereits in den 1528 festgestellten Zusätzen zum alten Stadtrecht. Dort heißt es: Wellicher vff der Burgerstuben vnd In den wirtzhüßeren oder anderschwo Spylt es sye vff dem Samstag nach pätten zytt, vff den Sonnentag, vor der mesß vnd vff andren verbannen firtagen, So ist die buß one alle gnadt zechen schilling vnd In wellichen hüßern das beschicht sol ouch vmb  $x \beta$  gestrafft werden, es sye in wirtz- oder andern Burgers hüßern . . . . . So sol niemant Spillen wan win vnd Brott vff dem Disch ligt, wöllicher das überseche sol gestrafft werden vmb  $x \beta$  — . . . . . —

wöllicher znacht nach der Nündten stundt vff der gassen, In den württs hüsseren ein gassen geschrey machen vnd schampere (schandbare) vnnütze lieder singen oder vnzimlich sachen tryben Es sye frömbdt oder heimsch, Sollen gestrafft werden on alle gnadt vmb 1 R.“

Auch obrigkeitliche Verfügungen waren nicht selten, zumal wenn vorgebrachte Klagen ein Einschreiten veranlaßten. Sie bezogen sich auf die Beschaffenheit von Speis und Trank, verlangten, daß die Wirth mit „gutem wyn ud brot und guter tractation wohl versächen“ seien und bedrohten den Zuwiderhandelnden, wie z. B. 1547 dem Wirth zum „Löwen“, daß ihm „min Herren den schiltt danne thun“. Auch stellten sie den Preis für die Urte fest, wie 1586, als der Schultheiß den Wirthen den Befehl zustellen mußte, „das sy den wyn nitt thürrer geben, dann vmb zween batzen vnd das mál vmb 4 batzen unser warunge glich wie in anderen unser vnd vmblicgenden flecken geschicht, by 50 R buss vnd sich der Costentzer müntz müssigindt oder min herrn werden sy gan Costentz züchen heissen“. — In unruhigen Zeiten erstreckten sie sich auch auf die Ueberwachung der Durchreisenden und so wurde denn im Bauernkriege auf die ersten Berichte über den Ausbruch der Unruhen nicht nur verstärkte Bewachung der Stadthore von Solothurn und Olten, sondern auch eine besondere Kontrolle über die Beherbergung von Fremden in den Gasthäusern durch die Einführung von Nachtzedeln angeordnet. Auch die Gemeinde ließ sich eine strenge Handhabung der Wirthschaftspolizei angelegen sein und beschloß darum auch, die Stundenrufer oder Nachtwächter zur Visitation der Wirthschaften zu verpflichten.

Den Schenkwirthen wurde 1647 befohlen, die Maß Wein um einen Kreuzer wohlfeiler zu geben, als die Tavernenwirth und hiezu trotz dem heftigen Widerstande der letztern die Erlaubniß gefügt, für Gäste, die es verlangten, Brod und Käse bei den Becken und andern Bürgern, die damit „gewärben“, zu holen und aufzustellen, nicht aber sich selbst damit zu verproviantiren. — In definitiver Weise wurden die Befugnisse der Zapfenwirth geregelt durch einen Gemeindebeschluß vom Jahre 1656. Durch diesen wurde die Zahl derselben, den Weibel eingeschlossen, auf fünf festgesetzt: die sollen sich also halten und allein bim zapfen außgeben, dergestalten, daß sie Niemand, weder Burger noch frömbde, wer der seye, in Jrem sollen sezen oder sitzen lassen, sondern wein bim zapfen vßgeben, wo Einer selber

brott brächt im Keller oder vor'm huß beehrte Ein halbe oder Ein Maaß zue trinken, demselben mögen sie geben, aber Niemand in d'hüßer lassen, wie auch ist heiter vorbehalten, daß sie an Jar-Märkten Niemand sollen sezen, Dischlach darlegen, jm im huß weder Speiß noch Trank vfstehlen; wo einer oder der ander deßhalb verzeigt vnd vor der gemeindt verklagt wurde, soll er darumb gebüest, von der gemeindt Entsezt und Ein anderer an syn statt Erwehlt vndt Ernambset werden.“

Eine besondere Stellung unter den Schenkwirthen nahm der Weibel ein, der auf der „Burgerstuben“ im Rathhause ein Schenkrecht ausübte, das sich bis in unsere Zeit hinein erhielt. In diesem Raume, den die von reichen Gönnern — unter ihnen hochstehende Solothurner Patrizier und der Abt von St. Urban — geschenkten gemalten Fensterscheiben passend schmückten, spielte sich ein gutes Stück der Geschichte Ulten ab. Hier war der Ort, wo im Namen seiner Gu. Herren und Obern der Schultheiß die Rechtspflege verwaltete und zu Gerichte saß; hier vollzog sich am 20. Tag nach Weihnachten die Besetzung der Aemter und berieth die Bürgerschaft über ihre Angelegenheiten, hier wurden die Mahlzeiten veranstaltet, die am 20. Tag, an Frohnleichnam und an „St. Agathen hochzeitlichem Feste“ die alten Ultnen alle vereinigten und eine solche Bedeutung hatten, daß die dafür nöthigen Anordnungen dem alten Stadtrechte einverleibt wurden, hier wohl wurden auch die Säume Wein vertrunken, welche bei der Aufnahme in's Bürgerrecht oder auch als Strafe gezahlt werden mußten. Die Geräthe, welche der Weibel zur Bewirthung seiner Gäste bedurfte, überhaupt die ganze Wirthschaftseinrichtung waren Eigenthum der Stadt, in deren Ausgabenrodeln die Anschaffung von Gläsern, Tellern, Platten und Tischlaken einen ständigen Posten bilden. Die Mahlzeiten wurden in den Wirthschaften bereitet und von dort in das Rathhaus getragen; doch hatten die Wirthe dem Weibel für seine Mühe von jeglichem Tische 2 Schilling zu bezahlen und das zerschnittene Brod durfte er behalten. Bei diesen Anlässen hatte er auch die silbernen Becher aufzustellen, welche bei ihrer Aufnahme ins Bürgerrecht von Neubürgern oder von Wirthen und andern Schuldnern der Stadt an ihre Schulden gegeben wurden und für deren treue Bewahrung der Weibel genügende Bürgschaft leisten mußte.

Ueber die Ausübung des Schenkrechts auf dem Rathhause wurden von Zeit zu Zeit besondere Verordnungen erlassen. So 1591: „wann man vffm rathuß z'oben zächt, so solle er (der Weibel)

das brott vff den tisch legen vnd in den wyn, so er vffregt, rechnen lassen; er sol auch die übergeblibne ganze broth nit in die ürtin rechnen.“ Und damit er nicht mit doppelter Kreide rechne, wurde 1599 beschloffen: „Er soll dz brett darstellen, dz man (auf) daselbig was für wy vfftragen wurde, durch andere vnd nit durch Jn selber ankreyden lassen.“

Erst im Jahre 1647 wurde von Schultheiß und Rath der Stadt Solothurn dem Weibel von Olten bewilligt, nicht nur, wie von Alters her, schlechten Käse, Zieger und Brod aufzustellen, sondern auch die Bürger und Einwohner mit warmen Speisen zu bewirthen und bei den besondern Anlässen die Mahlzeiten selbst auszurichten. Für Fremde jedoch blieb es beim Alten und sie hatten sich mit Käse und Brod zu begnügen. Eine für damalige Zustände bezeichnende Verordnung vom Jahre 1601 bestimmt, „dz fürderhin Khein knecht uff den Sun oder Vyrtagen uff dz Rathhuß gange zuo Spillen oder sich zuo wermen by 1 3 straff. Und so ein burger uff dem Rathhuß spilte und nit z'oben trunke, der soll geben 1 blap. den soll der weybell von denselbigen Jn Ziechen und denen so trinken in der Ürti erschiessen lassen. Und so aber ein Knecht allda spilte und darnach allda z'oben truncke, soll er der straff entrunnen syn.“

Als im Jahre 1709 der neue Rathhausbau vollendet dastand, wurde dem Weibel die Wohnung in demselben mit allen bisherigen Rechten und Pflichten eingeräumt, immerhin mit dem Vorbehalt, daß er, „ymb die Rahtstuben in Sauberem standt zu behalten, Niemanden anders als Geistliche und allhiesige Burgerliche Persohnen zu einichen Zeiten darein setzen, noch speiß noch Trankh auffstehlen, Sondern sich zu diesem Ende der Gästen halber ibriger Zimmer allein bedienen solle.“ Diese Bestimmung wurde 1732 dahin erweitert, daß „Khünfftigs hin Jn der Rathstuben Niemandten als dennen Burgeren zu Olten zu dantzen gestattet und Erlaubt sein solle“ und zugleich dem Weibel die Verpflichtung auferlegt, das Wirthschafts-inventar in gutem Stand zu erhalten und Reparaturen in seinen Koften vornehmen zu lassen. Angesichts der Begehrlichkeit der Weibel und der immer sich mehrenden Auslagen für den Gemeindegeldhaushalt mußte schon 1750 diese Verpflichtung erneuert und verschärft und da der Weibel nur bestrebt schien, den übrigen Wirthen möglichst Abbruch zu thun, die Mahnung beigefügt werden: „Weylen das Weinschenkrecht keines-

wegs mit dem der allhiesigen Burgerschafft zugehörigen Statthaus verknüpft, Sondern das Weinausschenken von Unsern Gn. Herren und Oberen allhiesiger gemeindt zu guethem deß Weibeldiensts gegebene Sonderbahre Gnad Jst; als Solle Er in selbigem Sich Behuetsam aufführen und ihme Bestens angelegen sein lassen, dem unter 18. Februarii 1647 ausgewürckhten Hochoberkeitlichen Rathsdeeret genauwest nachzu Leben, damit zwüschē ihme und allhissigen Würthen der fryden und Rhuo gepflantzet und alle processen, Zweytracht und Widerwillen vermitteln bleiben.“

Mit dem Wirthschaftswesen standen zwei eigenthümliche Rechtsgebräuche in Beziehung, von denen der erstere in das Mittelalter hinaufreicht und allgemein verbreitet war. Es war dies die sogenannte „Gyselschaft“ oder „Leistung“. Wurden nämlich verfallene Zinsen nicht bezahlt, so pflegten Schuldner und Bürgen „In Leistung“ gemahnt zu werden und hatten nun innert 8 Tagen nach solcher Mahnung „by Jren gutten trüwen zu Olten In der Stat In einem offnen gasthaltenden würtzhuß, so In der manung bestimbtt, ein gewöhnlich offen gyselschaft zu halten und zu leysten, jeder gemanter mit sin selbs lib oder einem erbaren vnverlumbdeten Knächt an siner Statt. Sover (sofern) wir (d. h. die Schuldner) aber an söllicher Leistung Sümig oder Jnen (den Gläubigern) sunst baß gelieben würde, mögen sy selbs einen knecht zu Olten In leistunge legen vnd vff vns gysselschaft halten lassen.“ Erst wenn dies geschehen und von der Mahnung an ein Monat ohne Zahlung verstrichen war, durfte auf das Unterpand gegriffen werden. — Diese Leistungen, die als ein landesübliches Rechtsmittel galten, wurden wegen den damit verbundenen Mißbräuchen und ihrer Kostspieligkeit gleichwie in Deutschland, so 1506 auch in Solothurn aufgehoben und verboten, erhielten sich aber trotzdem in zahlreichen oltnerschen Gültbriefen bis in's XVII. Jahrhundert hinein.

Der zweite Brauch betraf die Gastgerichte, deren bereits im alten Stadtrecht Meldung gethan wird. Sie sollten denjenigen zu gut kommen, welche die Zeit der gewöhnlichen Gerichtstage nicht abwarten konnten oder wollten und denen nun Gelegenheit geboten wurde, ein außerordentliches Gericht zu kaufen, das daher Gast- oder gekauftes Gericht genannt wurde. „Und wöllicher,“ heißt es im Stadtrecht, „ein gastgericht kouffen will, der ist schuldig zu geben viij maß wyn, so ge-

hörendt dem schulltsū iiij maß vnd dem gericht iiij maß; dem weybell ein plapphart, wan dem gericht gepotten und versamlet ist, So ist der kosten verfallen obschon die sächer mitt einander vereinbarett wurden.

Die Ausübung eines Tavernenrechtes war an die Bewilligung der Gn. Herren und Obern geknüpft, für welche, wie schon oben angedeutet, 1656 die Summe von 300 Kronen bezahlt wurde. Außerdem bezog die Stadt von jedem Saume eingelegten Weines ein Umgeld, \* welches, als die Obrigkeit die gleiche Abgabe auch zu ihren Händen verlangte, den bezeichnenden Namen „böser Pfenning“ erhielt. Es betrug von einem Saum 10 Schilling und wurde von besonderen Beamten bezogen, welche, von Schultheiß und Rath gewählt und beeidigt, den von den Wirthen bezogenen Wein gleich bei seiner Ankunft schätzen und „anbeylen“ mußten. Die Abrechnungen mit den Wirthen fanden in deren Häusern statt und waren meist mit bedeutenden Zehrungskosten verbunden. Aus diesem Grunde und weil bei der Anbeylung des Weins manches Ungehörige unterlaufen zu sein scheint, verfügte im Jahre 1712 das Stadtgericht, daß instinkünftig die Weinrechnungen in den Händen des jeweiligen Seckelmeisters sein sollen und mit und neben ihm der Statthalter den Wein anzubaylen hätte. Ueber sämtliche Einnahmen und Ausgaben, worin sie immer bestehen mochten, „es seye in Zehrungskosten und anderem“, sollte genaue Rechnung abgelegt und „hiermit nit mehr, wie onbewußt im Mißbrauch gewesen, nur under etwelchen eine heimliche Rechnung gehalten, Sondern alles in Einer allein gethrewlich u. specificirlichen einverleibt u. verrechnet werden.“ Diese Verfügung wird uns noch mehr gerechtfertigt erscheinen, wenn wir erfahren, daß bei Abnahme der Stadtrechnungen Sitz- und Mahlzeitsgelder in ganz bedeutenden Beträgen bezahlt und außerdem bei den verschiedensten Anlässen, z. B. bei der Anfertigung der Kerzen auf Weihnachten, Lichtmeß oder Ostern auf Rechnung der Stadt in den verschiedenen Wirthschaften beträchtliche Uerten gemacht wurden. Ähnliche Mißbräuche hatten schon 1579 die Obrigkeit veranlaßt, zur Vermeidung der „unzimlichen Zehrung“, die bei Abnahme der Zollrechnung gewöhnlich stattfand, die Bürgerschaft mit einem fixen Geldbetrag abzufinden und hiemit „alle fressery“ abzustellen, sie führten auch 1744

\* Sie legte 1667, zur Zeit als die Befestigung der Stadt Solothurn beschloffen wurde, auf jede Maß Wein eine Abgabe von 1 Kreuzer.

noch zum Rathserkenntniß, die Kirchenrechnungen, statt dieselben „jährlich mit grossen Kosten abzunehmen“, hinfort nur alle zwei Jahre zu bereinigen.

Die Oltnier Wirthe pflegten, wie sich dies aus den alten, in's Jahr 1534 zurückgehenden Stadtrechnungen ergibt, nicht unbedeutende Vorräthe von Elsäßer, Breisgauer- und Erlinsbacher-Wein einzulegen, von 14 bis zu 35 Saum auf einmal, doch ist aus den ältern Rechnungen die Gesamteinnahme der Stadt an Umgeld nicht ersichtlich und kann erst von 1709 an festgestellt werden, in welchem Jahre das Umgeld 298 *n* 18 *l* betrug.

Was die Weinpreise betrifft, stehen uns nur zwei, Olten speziell betreffende Angaben zur Verfügung, eine schon früher erwähnte, wonach 1586 der Wein nicht theurer, als um zwei Bagen ausgeschenkt werden durfte und eine andere aus dem Jahre 1742, zu welcher Zeit der Oltnier Stadtschreiber Arnold Obrist seinen Erlinsbacher Kompetenzwein, die Maß um 9 Kreuzer, veräußerte und dafür guten Elsäßer, rothen und weißen in einander gerechnet, die Maß um 2 Bagen ankaupte. Sonst sind wir hierüber auf die obrigkeitlich festgesetzten Preise angewiesen, die ja auch für Olten maßgebend waren und welche in Stadtschreiber Franz Haffner's bekanntem „Schawplaz“ jeweilen getreulich verzeichnet sind. (3. B. 1452 die Maß 8 Pfg. oder 1 Kreuzer; 1458 in einem Mißjahr 14 Pfg., worauf die Obrigkeit die Maß um 8 Pfg. ausschenken und die übrigen 6 Pfg. aus dem Stadtseckel „besserte“; 1514 in der „wohlfeilen Zeit“ 1½ Pfg., 1527 die Maß 6 Pfg.; 1547 = 10 Pfg.; 1600, reiches Weinjahr, 1 Bagen; 1631 = 3—4 Kr.; 1656 = 8—10 Kr. 2c. 2c.)

Ein anderes Getränke scheint neben dem Wein nicht bekannt gewesen zu sein und erst in der II. Hälfte des letzten Jahrhunderts finden wir den Namen eines „Biersieders“ oder „Bierbrayers“ Urs Kifling, dem 1771 das Abwasser des Kronenbrunnens überlassen wurde.

Geschichtliche und andere Reminiszenzen, die sich an die Wirthschaften von Olten anknüpfen, sind nur in spärlicher Zahl vorhanden. Erwähnung mag hier die Fastnacht von 1538 finden, da 175 Gäste mit 52 Pferden nach Olten gezogen kamen, um gemeinsam mit den dortigen Freunden die Faschingsfreuden zu genießen. Sie wurden in den damaligen vier Tavernenwirthschaften untergebracht und während ihres mehrtägigen Aufenthaltes auf Stadtkosten mit einem Aufwande von 174 *n* mit Morgenbrod, Abendürti, Nachtmahl und Schlaftrunk reichlich traktirt, wobei ihnen „mine Herren“ Gesellschaft leisteten und ihnen beim Abschied

noch drei Ohm Wein auf's Feld hinaus nachführen ließen und St. Johann's Segen mit ihnen tranken.

Ein bewegtes Leben mochte sich in den Oltnern Wirthshäusern namentlich in den Zeiten politischer Unruhen entwickeln, an welchen die Bürger der Stadt meist einen hervorragenden Antheil hatten.

Es gilt dies zunächst vom Bauernkriege im Jahre 1653, in welchem Olten an der Spitze der solothurnischen Landschaft und mit den Aufständischen der Kantone Bern, Luzern und Basel im lebhaftesten Verkehr stand. Daß hiebei „die mynsüechti“, wie der gute Chronist des Schönenwerder Chorherrenstifts meint, eine nicht unwesentliche Rolle spielte, dürfen wir wohl auf Treu und Glauben annehmen und auch die Gn. Herren und Obern von Solothurn mögen das gedacht haben, als sie beim Ausbruch der Unruhen im Entlebuch ihren Bögten befahlen, sich da „wo etwa ein bursch oder rott bei der zäch versamlet wäre, als wans von ohngefehrd geschehe“, zu ihnen zu setzen und so im „Trunke“ ihre Gesinnungen und Absichten in Erfahrung zu bringen.

Die damaligen Oltnern Wirthen waren alle am Aufstande sehr stark betheilig und gehörten zum Theil zu dessen Häuptern. In ihren Häusern wurden die Landleute und zumal die von der Regierung aufgebotenen Milizen mit Erfolg bearbeitet, hinter ihren Weintrügen hätte aber auch der nach Mellingen durchziehende Landsturm aus dem Gäu und dem Bipperramt den Weitermarsch vergessen, wenn nicht die patriotischen Oltnern Frauen sich zusammengerottet und sie nachdrücklich an ihre Pflicht gemahnt hätten; dort bewilligten auch die Gnädigen Herren und Obern den Landleuten, um sie willig zu erhalten, auf der Obrigkeit Unkosten manche „Urte zu thuen“, wofür, nachdem der Aufstand niedergeworfen, die Zehrungszebbel in Masse einliefen.

Zu den Oltnern Wirthen, welche sich an dem Aufstande am meisten hervorthaten, gehörten der Löwenwirth Peter Klein, der Mondwirth Hans Jakob von Arx, der Thurmwirth Johann von Arx und der Weibel Lienhard Kandel. Der erstere hatte namentlich an der Aufreizung der baslerischen Landschaft einen wesentlichen Antheil und war einer der vom Volke gewählten „geheimen Rätthe“ des Landeshauptmanns Adam Zeltner. Im „Löwen“ fanden nicht nur die wichtigsten Besprechungen der Aufständischen statt, sondern es war auch der Ort, wo die obrigkeitlichen Abgeordneten und die durchreisenden Gesandtschaften der eidgenössischen Orte — darunter der berühmte Bürgermeister Waser von Zürich — Quartier nahmen. Solches nahmen dort auch im März

1653 die Hauptleute der nach Olten gelegten Besatzung und empfingen daselbst in besonderem Zimmer den Falkenwirth Hurter von Arburg, der sich anerbote, 50 Mann dieser Garnison nächtlicher Weile auf geheimen Wegen hinter der Wartburg durch in's Schloß Arburg zu geleiten; dort wurde unter Führung des Mondwirths, Hans Jakob von Arx, durch einen Volksauflauf der Abmarsch der Mannschaft vereitelt und der Falkenwirth ergriffen und in Gewahrsam gebracht. Lange nachher sang man noch im Entlebucher Tellenliede:

„Sie führten ihn zum Leuen,  
Auf ihn hat man gut acht,  
Wollt's Futter nit verdeuen;  
Man hielt ihn übernacht;  
Sie führten ihn zur Kronen,  
Wohl in ein b'schlossen G'mach;  
Der Krieg wollt ihm nit lohnen;  
Auf ihn hat man gut Wack'.  
Im Spitel auf dem Laden,  
Da sitzt er Tag und Nacht  
An einem seid'nen Faden,  
Wie ihn der Schloffer macht.“

Als im Mai die Regierung neuerdings Militärkommandanten in die Vogteien absandte, da war der „Löwen“ wieder das Hauptquartier des nach Olten abgeordneten Rittmeisters Benedikt Gluz, der hier schwere Stunden verleben mochte. Dorthin kamen nach der Besiegung des Aufstandes auch die mit der gerichtlichen Untersuchung beauftragten Deputirten; dorthin beschieden sie die „verzeigten Rädelsführer“ und veranstalteten die ersten Verhöre; von dort wanderten die am meisten belasteten Theilnehmer, die einen in die Gefängnisse Solothurns, die andern vor das Blutgericht in Zofingen.

Unter den letztern waren auch der Mondwirth Hans Jakob von Arx und der Weibel Rienhard Kandel. Der erstere, ein heftiger ungestümer Mann, hatte bei der Gefangennahme des Falkenwirthes von Arburg die Hauptrolle gespielt, scheint überhaupt in Verbindung mit dem Hauptbetheiligten, dem Färber Kaspar Klein von Olten, in hohem Grade agitatorisch thätig gewesen zu sein und hatte darum, als die Landsgemeinde in Oberbuchsitzen diejenige von Sumiswald mit Abgeordneten gemäßigter Richtung beschickte, mit seinem Freunde Klein aus freien Stücken an derselben Antheil genommen. Der Weibel Kandel dagegen war es, der auf die Kunde, daß baslerische Kriegsvölker über die Schafmatt heranzögen (März 1653), im Auftrag der Gemeinde die Arburger um Hilfe rief

und mit ihnen und den solothurnischen Aufständischen Aarau zuelte und die Basler zum Abzuge nöthigte. Und als im Mai die Bauern Aarau zum zweiten Male bedrohten, da war er es wieder, der ihnen aus Olten und dem Niederamte bewaffneten Zuzug brachte. Vor dem Kriegsgerichte in Bosingen kamen beide mit dem Schrecken davon, ihre Bestrafung wurde der Obrigkeit von Solothurn überlassen, die den erstern um 300, den andern um 100 Kronen büßte und ihn zudem des Weibelamtes entsetzte. Eine gleiche Buße wurde auch dem Thurmwirth Johann von Arz auferlegt, der als ein händelsüchtiger Mensch galt, schon 1641 wegen Belobung der unzufriedenen Berner vom Schultheißen Moriz Gibelin eine „Maulschelle“ erhalten hatte und trotz seines schon vorgerückten Alters am Bauernkriege regen Antheil nahm.

Aehnliches wie im Bauernkriege wiederholte sich in Olten in der Revolutionszeit. Die Stadt war seit 1780 der ständige Sitz der Helvetischen Gesellschaft — oft kurzweg „Oltnr Gesellschaft“ genannt — die Jahr für Jahr in der „Krone“ ihre Versammlungen hielt. — Was da gesprochen und verhandelt wurde, das übte auf manchen der anwesenden Oltnr seine nachhaltige Wirkung aus und mancher derselben mag hier zum eifrigen Patrioten gemacht worden sein, wie man damals die Freunde der Freiheit insgemein nannte. In der „Krone“ war's, wo der Haß, der zwischen diesen und den Anhängern der alten Zustände herrschte, zum Ausbruch kam. Es war der 21. Januar, der Tag, an welchem die Schützen nach altem Herkommen ihre Sebastiansfeier abhielten. Ein blaues Band, das an die weiß und rothe Schützenfahne angehängt worden war und diese zur Tricolore machte, genügte, um die erhitzten Geister in einer Weise und in einem Grade auf einander plagen zu lassen, daß es bald zu Thätlichkeiten kam.

Wenige Tage später war das Gasthaus zum „Mond“ der Schauplatz stürmischer Auftritte. Dort waren sechs französische Husaren, Courriere des in Aarau weilenden französischen Gesandten Mengaud, einquartiert. Ueber diese wollte — es war gerade Lichtmessmarkt — ein Trupp Klosterverfallener herfallen und es bedurfte aller Anstrengungen der gutgesinnten Bürger, sie von der Ausführung ihres Planes zurückzuhalten. Sie ließen es dafür die Fenster des Gasthauses zum „Mond“ entgelten, welche alle eingeworfen wurden, der Mondwirth Josef Hammer selbst wurde bald darauf mit den angesehensten der Patrioten gefänglich eingezogen und in die Kerker Solothurns abgeführt.

Mit der neuen Ordnung der Dinge, wie sie der Einmarsch der Franzosen zur Folge hatte, konnte sich eine große Zahl Oltnrer Bürger um so weniger befreunden, als die neuen Machthaber allem aufzubieten schienen, um sie recht verhaßt zu machen. Zu ihnen waren namentlich der Kronenwirth, Bonaventur von Arx, und der Thurmwirth, Baptist von Arx, zu zählen, von denen der damalige Distriktsstatthalter Martin Distelt, ein nach dem Zeugniß des Bürgerkommissärs Schwaller höchst unbeliebter, herrschsüchtiger und stolzer Mann, in einem vom Januar 1799 datirenden Schreiben an den Kantonsstatthalter ein nicht gerade schmeichelhaftes Bild entwirft. Eine sehr feindselige Haltung gegen die neuen Einrichtungen scheint Madelon, des Kronenwirths ältere Schwester, die Frau des Goldschmieds Josef Frey, angenommen zu haben. Durch ihre kecke Sprache gegenüber den jetzt Regierenden, durch ihre Bemühungen, die Bürgerschaft aufzureizen und Zusammenrottungen und Erhebungen in derselben hervorzurufen, war sie das eigentliche enfant terrible der helvetischen Behörden geworden, die weder durch Geldbußen noch Gefängnißstrafen etwas über sie vermochten. Eben waren (April 1799) in Zürich die hervorragendsten Glieder der alten Regierung, die Wyß, Hirzel, Drelli, Pestaluz, Escher und Andere gefangen genommen worden und sollten nach Basel deportirt werden. Auf der Reise dahin mußten sie in Olten übernachten und wurden im Gasthose zur „Krone“ untergebracht. „Eine Empfindung wehmüthigen Heimwehs,“ erzählt, den Aufzeichnungen zweier Deportirten folgend, das „Zürcher Taschenbuch“ vom Jahre 1880 (pag. 264), „bemächtigte sich beim Eintritt in dies Haus derer, die daselbst in einer langen Reihe von Jahren die „Helvetische (ursprünglich Schinzbacher-) Gesellschaft“ *con amore* besucht hatten, unter diesen vorzüglich des Gerichtsherrn von Drelli, der sich des ehrenvollen Empfangs als Präsident im Jahre 1790 erinnerte und nun in demselben Saal, in welchem sich ehemals frohmüthige Eidgenossen des Glücks, des Wohlstandes und der Freiheit ihres Vaterlandes freuten, als Gefangener und Verbrecher von grober Miliz geneckt und geplagt zu werden mußte. Die hier besonders auffallend rohe Behandlung scheinen die Deportirten dem Regierungskommissär und Mondwirth Hammer zu verdanken gehabt zu haben, der ihnen auch das Schreiben sehr brüsk untersagte. Noch während er sich im Zimmer befand, trat die ehemalige Kronenwirthin, allen Gliedern der Gesellschaft unter dem Namen „Madelon“ bekannt, ein derselben vorzüglich dienstergebenes Weib, mit dem ihr eigenen Ungeflüm in dasselbe, mit Thränen im Auge über das Schicksal des ge-

wesenen Präsidenten von Drelli, vermeinend, es gelte ihnen zum Tod. Hammer bemerkte dieses Weib kaum, so befahl er ihm drohend, sich wegzubegeben, oder er lasse es augenblicklich in den Thurm schleppen. Das Weib mußte sich bequemen, schrie aber überlaut: „Und wenn du mich morgens willst köpfen lassen, so will ich doch die lieben braven Herren noch einmal sehen!“ „Beim Teufel kannst du sie wiedersehen, marsch, fort, du . . .!“ war die tröstliche Antwort. Die ehrliche Madelon hielt Wort, wollte sich Morgens noch in's Haus drängen, ward aber unsanft zurückgestoßen, blieb unter den Zuschauern und streckte ihre Arme zum Abschied gegen die Arrestanten.“

Auch in den spätern Zeiten spielten die Gasthäuser von Olten ihre Rolle, zumal in den denkwürdigen Jahren 1814 und 1830, in welchen Olten an der Spitze der Solothurner Freisinnigen den Kampf um die Volksrechte mit dem Patriziate aufnahm. Im erstgenannten Jahre, in welchem Olten von der Regierung zweimal mit Okkupationstruppen bedacht wurde, waren sie vielfach der Schauplatz der wohlfeilen Heldenthaten der solothurnischen Offiziere, die sich hier auf Rechnung von Oltnern Familien festliche Gelage zu veranstalten erlaubten und daselbst ihre Rachepläne gegen die verhasste Stadt schmiedeten. Was Olten damals erlitten hatte, trug den Gewalthabern im Jahre 1830 schlimme Früchte; — im Saale zur „Krone“ war's, wo am 15. November der Grund gelegt wurde zur freiheitlichen Regeneration des Kantons, wo der Ruf nach Volkssouveränität zuerst ertönte, von da aus von Ort zu Ort sich verbreitete, bis er endlich am 22. Dezember am Tage zu Balsthal einen so lauten und begeisterten Widerhall fand, daß mit jenem Tage für den Kanton eine neue Aera den Anfang nahm.

Nach diesen Bemerkungen über die Beziehungen der Oltnern Gasthäuser zur zeitgenössischen Geschichte, bleibt uns noch übrig, einige wenige Nachrichten mitzutheilen, welche auf einzelne dieser Wirthschaften und deren Inhaber sich erstrecken.

Das angesehenste Gasthaus war in früherer Zeit offenbar der „Löwen“. Derselbe wechselte seinen Besitzer sehr häufig und oftmals saßen auf demselben nur Lehenswirthe, denen zu Anfang des XVII. Jahrhunderts ein jährlicher Pachtzins von 60 fl. berechnet wurde. Bei den wiederholten Handänderungen wurden sehr verschiedene Preise erzielt von 1600 fl. im Jahre 1594, 4200 fl. im Jahre 1665 bis 7000 fl. im Jahre 1714, wobei allerdings das Wirthschaftsinventar und Pferde inbegriffen waren.

Von den Wirthen verdient zunächst der schon oben erwähnte Peter Klein unsere Beachtung. Der Ausgang des Bauernkrieges hatte in dem bei seinen Mitbürgern sehr angesehenen Manne eine hochgradige Verstimmung erzeugt, welche durch die Behandlung, die seinem beim Aufstande am meisten betheiligten Nessen, Kaspar Klein, Seitens der Gn. Herren und Obern widerfuhr, nur noch verstärkt werden mußte. Trotzdem und sogar gegen seinen bestimmten Willen wurde er im Jahre 1658 von der Regierung zum Statthalter gewählt mit der Weisung, sich bei allen Amtsverrichtungen der „Ehrenfarb“ zu bedienen und sich derselben nicht zu schämen. Lange sperrte er sich, in Nachachtung des erhaltenen Befehls, vor der Obrigkeit zu erscheinen und nach Sitte und Herkommen um die Ehrenfarbe, d. h. das rothe und weiße Tuch zu einem Rock anzuhalten und erst auf Zureden des Schultheißen von Steinbrud ließ er sich dazu herbei und brachte dabei auch verschiedene Gemeindeangelegenheiten zur Sprache, — zum großen Mißfallen Ihrer Gnaden, weil es ohne Wissen seines Schultheißen geschahen.

Zu eigenthümlichem Lichte erscheint uns sein Nachfolger Johann Ulrich Dürholz zum „Löwen“, oder vielmehr dessen Gattin Magdalena Bleyer, welche in erster Ehe mit dem Solothurner Bürger Joh. Heinrich Grimm verheirathet, ihre Tochter wegen Verlobung mit einem Oltnrer Bürger enterbte und ihren damals erst 15jährigen Sohn mit dem nämlichen Schicksale bedroht, falls er je eine Unterthanin (d. h. Oltnerin) heirathe.

Eine ähnliche Erscheinung wie Peter Klein war der zu Anfang des letzten Jahrhunderts lebende Urs Kislung zum „Löwen“. Auf seine Anregung wurde 1706 der Rathhausbau unternommen und unter seiner Leitung trotz der vielfachsten Schwierigkeiten mit einem Kostenaufwand von 3674 fl. im Jahre 1709 vollendet. Der Regierung gegenüber wußte er die Rechte der Stadt mit vielem Nachdrucke zu wahren und stand namentlich für das Eigenthumsrecht an den Waldungen mit Entschiedenheit ein. Darum hatte ihn die Regierung schon 1705 dadurch gedemüthigt, daß sie ihm die Weisung gab, inskünftig bei Prozessionen nicht mehr zur Linken des Schultheißen, sondern hinter demselben zur Rechten des Stadtschreibers zu gehen und 1714 ergriff sie den Vorwand der Gewaltannahmung (er habe ohne Begrüßung des Schultheißen die Gemeinde besammelt) und des Ungehorsams gegen den Amtmann und die Obrigkeit, um Kislung in seinem Amte einzustellen und schließlich desselben zu entsetzen.

Er weiß auch noch eine Räubergeschichte aus Paris und eine Sage von einem Professor in Bologna zu erzählen. Aus der Erzählung des Minoritenbruders Albert von Wien vernehmen wir, daß es bei jungen Leuten damals allgemein üblich war, bei kirchlichen Gedenktagen zu singen und zu tanzen — juvenes et adolescentule cantando corizantes ut mos est in vigiliis mortuorum. Die vielen Mittheilungen aus Zürich, Aarau, Biberstein und Mellingen deuten wohl daraufhin, daß der Schreiber dieses ältesten Sagenbuches des Aargau's eher in Bettingen als in St. Urban gelebt habe. Wir heben aus diesem bis anhin von allen Sagensammlern der Schweiz unbeachteten Büchlein diejenigen Erzählungen heraus, die auf die Schweiz Bezug haben. Nur die allzu vagen Titelüberschriften, z. B. de milite, de demone, haben wir in unsrer sonst sinngetreuen Uebersetzung durch etwas präzisere zu ersetzen gesucht.

Den lateinischen Text dieser bald nach dem Raupenkriege (1339—1345) entstandenen Handschrift, hoffen wir den Fremden der Geschichte in einer historischen Zeitschrift vollständig mittheilen zu können.

### Der Ritter von Eptingen.

Als Ritter C. von Eptingen\* einst mit seinem Knappen am Landgerichtsplatz vorbeiwandelte, hörte er viele tanzende Geister ein deutsches Liedchen singen, in dem der Gedanke immer wiederkehrte: wie gerne würde ich Almosen geben, wäre es mir vergönnt, das ewige Leben im Jenseits nochmals mit dem flüchtigen zeitlichen Dasein zu vertauschen. Das Liedchen lautete:

„Wär' ich da zu Kurzheim,  
Als ich bin zu Langheim,  
So wollt ich allen täglich  
Ein Brod senden für mich.“

Der Ritter erzählte sein Erlebnis Vielen, die hiedurch bewogen wurden, den Armen und Pilgern Almosen zu spenden.

\* Wahrscheinlich Ritter C. von Eptingen zu Blochmont 1277—1298. Vgl. M. Birman: Blätter zur Heimathkunde von Baselland. V, 4.

### Die Zwerge auf der Sisiluh.

Vom Minderbruder Reider vernahm ich folgende Begebenheit: der in Biberstein wohnende Ritter von Frienberg schickte eines Abends durch seinen Diener Balmer einem Kranken ein Almosen. Innerhalb der Schloßmauern von Biberstein stürzte sich ein ungeheuer großer Mann auf Balmer und schleppte denselben durch ein enges Fensterchen, durch das ein Mann nur mit Mühe hindurch schlüpfen könnte, auf die nächste Bergspitze. Dort trafen sie viele Zwerge beim eifrigen Reigentanz. Das Konstrum nöthigte auch Balmer zum Tanze. Das Zwerglein, das jeweilen den Reigentanz eröffnete, setzte beim ersten Hahuencuf sein Jagdhorn an den Mund. Wie der erste Hörnerschall ertönte, ergrieffen auch die übrigen Zwerge ihre Jagdhörner und verschwanden. Beim ersten Frühroth sah sich Balmer allein auf der Fluh, doch

war es ihm gelungen, rasch ein Jagdhorn von sonderbarer Form einzustecken. Wer aber in dieses Horn blies, trug einen geschwollenen Kopf davon. Noch lange zeigte Balmer die Narben am Arme, die ihm bei der Bergfahrt das männliche Ungeheuer mit seinen Krallen beigebracht hatte.

### Der Todtentanz bei St. Urban.

Dem Cisterciensermönch Bruder Konrad von Mellingen in St. Urban\* erzählte eine Frau folgende Begebenheit aus ihrem Leben. Als ich einst am Abend in der Scheune war, kamen zu mir viele Todte, die ich zur Zeit wohl gekannt hatte. Sie luden mich ein, mit ihnen in's freie Feld zum Tanze zu kommen. Da sah ich zwei Kühe, die an ihren langen Hörnern große brennende Kerzen trugen, welche das Feld weithin erleuchteten. Mehrere Stunden sah ich auf dem feuchten Boden dem Todtentanze zu. Als endlich die Abgeschiedenen im weiten Kreise sich gesetzt hatten, bot ein Todter in einem großen Korbe den Tänzern weiche Honigwaben zum Speisen an. Mir rieth ein Aunverwandter, weder zu essen noch zu reden. Beim ersten Hahnenschrei verschwanden die Gestalten der Abgestorbenen. Das war mir in der Herbstfasten vor St. Mauritiztag begegnet.\*\*

\* Es wird 1288—1303 in Urkunden genannt.

\*\* Vielleicht deutet diese Sage auf die Entstehung des Namens „Todtenboden“ bei Altbüren.

### Die wiedergefundene Hostie.

Der greise Priester Hugo zur Sonnen von Basel blätterte einst in einem ihm nicht wohlbekannten Buche und konnte lange nicht die Messe finden. Da er zitterte, befestigte er oft die Hostie an seinem Messgewande. Wie er nun zur Wandlung gekommen war, konnte er plötzlich die geweihte Hostie nicht mehr finden. In seiner Herzensangst rief er zu Gott: Erbarme dich meiner und löse doch deinen heiligen Leib von meinem Messgewande, damit deine Verheißungen in Erfüllung gehen! Plötzlich fiel die Hostie aus der Albe über das Messgewand auf den Altar und Priester und Volk dankten Gott.

### Warum Hugo von Mellingen in's Kloster trat.

Der Weltpriester Hugo von Mellingen kam einst zu einem Kranken, der gar inbrünstig den Leib des Herrn zu empfangen wünschte. Nur mit großem Bangen erfüllte Hugo den Wunsch, da der Kranke in einem fort jegliche Nahrung erbrach. Und wirklich war die Besichtigung des Priesters, daß der Kranke auch den Leib des Herrn nicht bei sich behalten könne, nur zu begründet. Wie aber Hugo die Fragmente der Hostie wieder aufheben wollte, fand er die Hostie noch unverehrt vor. Dieses Wunder bewog Hugo von Mellingen, der Welt zu entsagen und in den Prediger-Orden einzutreten.

### Der Vogt von Siebenthal.

Als Hugo von Mellingen Prediger-Mönch geworden war, kam er einmal nach Erlibach im Siebenthal; dort trug sich Folgendes zu. Der grausame

und habfüchtige Vogt, \* der auf die ungerechteste Weise Wittwen und Waisen verfolgt und um Hab' und Gut gebracht hatte, war kurz vor seinem Tode mit seiner Gemahlin übereingekommen, sie sollte zu Sühne seiner Vergehen eine Jahrzeit zu seinem Seelenheile stiften. Allein die Wittwe vergaß das Versprechen und gab sich allen Freuden der Welt hin. Da wurde sie plötzlich krank. Nachts erschien ihr eine schwarze Gestalt, die in der einen Hand eine Peitsche führte, mit der andern aber ihren todten Mann festhielt, der eine geraubte Kuh bei sich hatte. Der Todte verfluchte seine Frau, die ihrem Versprechen untreu geworden war. Zwei Tage darauf lag die Wittwe auf der Todtenbahre. Am nämlichen Tage kam Hugo von Mellingen nach Erlibach.

\* Vögte von Siebenthal waren die Freiherren von Wisenburg. Vielleicht ist der 1307 verstorbene Freiherr Rudolf von Wisenburg der harte Vogt advocatus ac crudelis tyrannus, viduas et ophanos preter insticiam opprimens, von dem hier die Rede ist.

### Kaubgut thut nicht gut.

Ein Bürger von Ararau (in civitate Ararona) lag auf dem Todtbette. Wie der Priester ihm die Beichte abnehmen wollte, wendete sich der Kranke unwillig gegen die Wand. Bald verbreitete sich das Gerücht, der Bürger habe den Priester verschmäht, weil er in demselben den Duhlen seiner Gemahlin glaubte erblicken zu müssen. Erst als der Priester zum dritten Male mit dem Leibe des Herrn beim Kranken erschien, bekannte derselbe reumüthig seine Sünden. Weil dieser Bürger auf einem in Wiberstein geraubten Bette lag, hatte der Böse, wie eine Frau meinte, eine solche Gewalt, daß der Bürger die Tröstungen der Religion anfänglich zurückwies.

### Das Verwahrglöcklein in Ararau.

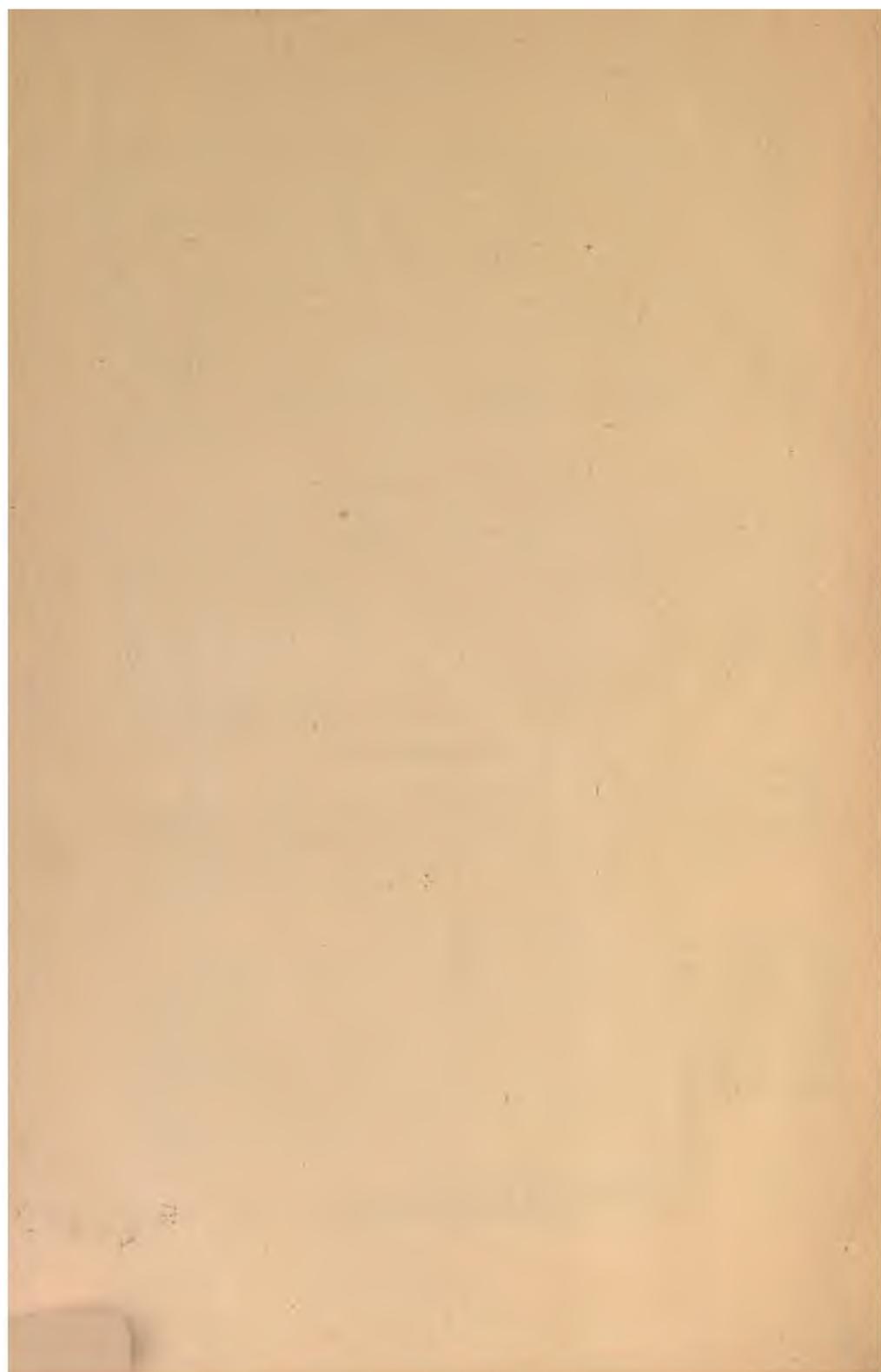
Als der Leutpriester von Ararau einst einem Kranken die letzte Wegzehrung reichen wollte, versperrte ihm eine Kuh den Weg. Unwillig schellte der Küster mit dem Verwahrglöcklein. Dieses verlor plötzlich seinen hellen Klang und heute noch, schreibt unser Gewährsmann, zeigt man in der Kirche zu Ararau das Glöcklein, das einen Ton von sich gibt, als wäre es aus Holz.

### Die leuchtenden Hostien.

Ein Weltgeistlicher, der die Gegenwart Christi im Altarssakramente bezweifelte, wollte, wie mir der Minorit C. von Winterthur erzählte, einst einen Kranken verwahren. Da traten Betrunkene aus einer Kneipe heraus und schlugen so auf den Priester los, daß diesem die Verwahrbüchse entfiel und die Hostien weit und breit auf dem Boden zerstreut lagen. Wie der Priester die Hostien einsammeln wollte, erhoben sich diese und leuchteten wie die Sterne. Der Priester ermahnte fortan alle Leute, ja nicht irgend welchen Zweifel an der Eucharistie aufkommen zu lassen.







Stanford University Libraries



3 6105 014 722 529

DQ  
36  
.S75  
v.1

Stanford University Libraries  
Stanford, California

Return this book on or before date due.

MAR 8 1989

